Lothar der Sachse

und

Konrad III.

Von

Otto v. Heinemann.

Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter.
Herausgegeben von Otto Abekemann.
V. Band.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1869.

84.022

Erzählungen

aus

dem deutschen Mittelalter.

Herausgegeben

von

Otto Nasemann.

Fünfter Band.

Lothar der Sachse und Konrad III.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1869.

Lothar der Sachse

und

Konrad III.

Von

Otto v. Heinemann.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1869.

Storage
466

Dem

Carls-Gymnasium zu Bernburg

gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/lothardersachseu00hein

Vorwort.

Indem die folgenden Blätter sich einer Reihe von Schilderungen und Darstellungen aus dem deutschen Mittelalter einfügen, welche aus anderer Feder entweder bereits erschienen oder in Aussicht gestellt sind, unternehmen sie den Versuch, die Geschichte des deutschen Reiches und Volkes während der Herrschaft des sächsischen Lothar und des ersten Königs aus dem Staufischen Hause der heranwachsenden Jugend in schlichter und anspruchsloser Weise zu erzählen. Wenn von irgend einer Zeit unserer älteren Geschichte, so gilt von derjenigen, deren Darstellung hier versucht wird, die Bemerkung des Herausgebers in dem Vorworte zum dritten Bande dieser Sammlung, „daß nicht über alle Perioden des Mittelalters Quellenschriftsteller zur Hand seien, die sich mit geringen Aenderungen, also vornehmlich mit Auslassung dessen, was den jungen Leser beschwert oder abstößt, zu diesem Zwecke verwenden lassen.“ Für die allgemeine Reichsgeschichte giebt es für diese Zeit keinen Schriftsteller, welchem ich in der Weise, wie das in den früheren Bänden geschehen ist, hauptsächlich oder gar ausschließlich hätte folgen können. Nur für einzelne Episoden, deren etwas ausführlichere Behandlung hierin eben ihre Rechtfertigung finden möge, boten sich solche zeitgenössische Wegweiser dar. Im übrigen mußte sich die Erzählung aus verschiedenen, theils dürftigen theils lückenhaften Berichten zusammensetzen, welche nur hie und da eine ins einzelne gehende Ausführung gestatteten. Wenn daher meiner Darstellung der Reiz der Einzelschilderung,

welcher gerade für die Jugend so anziehend ist, nur allzu sehr fehlen mag, so muß ich um so lebhafter wünschen, daß ich im allgemeinen die zweckmäßige Anordnung des Stoffes und den richtigen Ton der Erzählung nicht gänzlich verfehlt haben möge.

Daß die neueren Forschungen über diese Zeit, besonders die trefflichen Arbeiten Jaffé's, vorzugsweise zur Feststellung des Thatsächlichen benutzt und in dieser Hinsicht dem Büchlein zu Grunde gelegt worden sind, wird kaum der Erwähnung bedürfen, doch kann ich auch versichern, daß ich die unmittelbaren Quellen vielfach zu Rathe gezogen und, wo es mir irgend gestattet schien, in engem Anschluß an sie gearbeitet habe. Möchte der frische Hauch der Ursprünglichkeit, der sie durchweht, an meiner Darstellung nicht ganz spurlos vorübergegangen sein!

Ich habe die Arbeit begonnen und großentheils noch vollendet in einer Stellung, welche mich mit demjenigen Theile unserer Jugend, für den sie vorzugsweise bestimmt ist, in unmittelbare Berührung brachte: mit ihr nehme ich Abschied von einem Berufe, welchem ich über funfzehn Jahre lang — ich darf es wohl sagen — mit Liebe und Hingebung gedient habe. So mag es auch vergönnt sein, sie derjenigen Anstalt zu widmen, an welcher ich diese funfzehn Jahre, die Hälfte eines durchschnittlichen Menschenlebens, als Lehrer thätig gewesen bin. Mögen meine ehemaligen Collegen und meine theueren Schüler darin ein Zeichen meiner anhänglichen Gesinnung und ein Pfand erblicken, daß ich auch fernerhin mich stets mit der Anstalt, die uns einst vereinigte, geistig verknüpft fühlen werde.

Wolfenbüttel, am 19. März 1869.

O. v. H.

Inhalt.

Lothar der Sachse.

Erster Abschnitt: Seite

Lothar als Herzog von Sachsen 1

Zweiter Abschnitt:

Die Königswahl und der Kampf mit den Staufern . . 20

Dritter Abschnitt:

Otto von Bamberg und die Mission unter den Wenden . 41

Vierter Abschnitt:

Lothars königliches Regiment. Der heilige Norbert. . . 69

Fünfter Abschnitt:

Der Römerzug 87

Sechster Abschnitt:

Wirren in Dänemark und Slavien. Vicelin. 99

Siebenter Abschnitt:

Lothars kaiserliches Regiment. Verhältniß zu Polen und Ungarn 117

Achter Abschnitt:

Lothars zweite Heerfahrt nach Italien 132

Neunter Abschnitt:

Lothars zweite Heerfahrt nach Italien (Fortsetzung). Des Kaisers Ausgang 149

Konrad III.

Erster Abschnitt: Seite

Konrads Wahl und der Streit mit dem Welfischen Hause 169

Zweiter Abschnitt:

Deutschlands innere Zustände. Fortschreitende Colonisation der Wendenländer 187

Dritter Abschnitt:

Die lehnsabhängigen Nebenländer und Italien 205

Vierter Abschnitt:

Die Kreuzzugsrüstungen und die sächsische Heerfahrt in das Wendenland 223

Fünfter Abschnitt:

Konrads Kreuzzug 242

Sechster Abschnitt:

Konrads letzte Kämpfe und sein Ende 267

Lothar der Sachse.

Erster Abschnitt.

Lothar als Herzog von Sachsen.

Hundert und ein Jahr hätten die salischen Kaiser über Deutschland und die damit verbundenen Länder geherrscht: ein Geschlecht gewaltiger Männer, denen, wie verschieden geartet sie auch gewesen sein mögen, doch von ihrem Ahnherrn, jenem im Kampfe mit den Ungarn gebliebenen Konrad dem Rothen, eine feste Faust, ein unerschütterlicher Wille und ein hochstrebender Geist gleichsam als Gesammterbe ihres Hauses überkommen waren. Niemand aber von ihnen vereinigte die guten und schlimmen Eigenschaften, die ihr Geschlecht kennzeichneten, so unvermittelt in seiner Person wie Heinrich V., mit welchem die Reihe dieser Kaiser sich schloß: es war, als wenn in ihm noch einmal die Charaktereigenthümlichkeiten des ganzen Hauses ihren schärfsten Ausdruck gefunden hätten. Eine Natur von unbezähmbarer finsterer Leidenschaft, war er zugleich Meister in der Kunst sich zu verstellen: gewaltthätig bis zur Grausamkeit und von rücksichtsloser Härte in der Wahl seiner Mittel, wenn es galt berechtigten oder unberechtigten Widerstand niederzuwerfen, wußte er

doch je nach den Umständen in kluger Berechnung eine vollkommene Zurückhaltung zu üben. Man möchte sagen, daß eben diese Vereinigung von gegensätzlichen Eigenschaften ihn zu einer der am meisten fesselnden Gestalten unserer älteren Geschichte macht.

Seine Regierung war keine friedliche gewesen, und als er am 23. Mai 1125 die Augen für immer schloß, hinterließ er das Reich in einer Gährung, welche neue innere Kämpfe in Aussicht zu stellen schien. Zwar der langjährige Hader mit der römischen Curie hatte durch den Wormser Vertrag seinen vorläufigen Abschluß gefunden, aber in den Ländern, welche vorzugsweise den weitgreifenden Plänen des salischen Hauses widerstrebt hatten, in Thüringen und Sachsen, bestand die alte feindselige Gesinnung gegen das Reichsoberhaupt fort, ja regte sich von neuem zu Abfall und Empörung. Heinrich hatte es geschehen lassen müssen, daß in den unteren Rheingegenden die Gräfin Petronella von Holland offen seinen Befehlen trotzte, daß in den wichtigen sächsischen Grenzmarken die von ihm eingesetzten Markgrafen verjagt und ihm feindlich gesinnte sächsische Fürsten an ihre Stelle erhoben wurden, daß die Thüringer den Erzbischof Adalbert von Mainz, der den alten Zehntenstreit mit ihnen erneuerte, mit Gewalt aus dem Lande trieben. Er hatte das alles geschehen lassen müssen, und wohl mag man glauben, daß bei einer Natur wie die seinige diese Ereignisse den raschen Verlauf der unheilbaren Krankheit, an welcher er litt, beschleunigt haben. Aber schwerlich wird ihm in den Sinn gekommen sein, daß die deutschen Fürsten nach seinem Tode eben den Mann

zu seinem Nachfolger erwählen würden, der die Seele des langjährigen Widerstandes gegen ihn gewesen und dessen leitende Hand man unschwer auch in jenen letzten Regungen feindseliger Gesinnung erkennt. Dieser Mann war der Herzog Lothar von Sachsen: er wurde durch die Wahl der Fürsten auf den königlichen Stuhl erhoben.

Lothar stammte aus einem angesehenen, obschon ursprünglich nur mäßig begüterten Geschlechte Ostsachsens, dessen Hauptbesitzung, die Süpplinburg, an der östlichen Grenze des Darlingaues, unweit jener geistlichen Stiftung zu Helmstedt gelegen war, welche man dem heiligen Ludgerus zuschreibt, und welche zuerst in diesen Gegenden christliche Lehre und christliches Leben verbreitet hatte. Glückliche Heirathen erweiterten früh den Besitz des Hauses, und Lothar selbst hat später durch seine Vermählung eine ungemein große Anzahl von Gütern, die sich durch ganz Sachsen hinzogen, erworben. Seine Ahnfrau mütterlicher Seits war die einzige Tochter des Grafen Konrad von Haldensleben und die Erbin der ausgedehnten Besitzungen dieses mächtigen Geschlechts, welches längere Zeit der Nordmark vorgestanden hatte, durch seine Großmutter väterlicher Seits dagegen gehörte er jenem hochangesehenen, mit dem sächsischen Kaiserhause nahe verwandten Geschlechte der Grafen von Querfurt an, aus welchem einst der heilige Bruno (Bonifacius), der Bekehrer der Preußen, hervorgegangen war. Erfüllt von diesen Erinnerungen und treu den Ueberlieferungen seines Hauses, hat Lothars Vater Gebhard in dem großen Zerwürfniß zwischen Heinrich IV. und der römischen Kirche

mit der Mehrzahl seiner Landsleute auf der Seite der letzteren gestanden: bei Gelegenheit der Niederlage, die Heinrich dem sächsischen Heere im Jahre 1075 unweit Nägelstädt beibrachte, fand er tapfer kämpfend den Tod. Der Sohn stand, als ihn so ein herbes Geschick des Vaters beraubte, noch im zarten Jugendalter, aber sobald er die Waffen genommen, schloß er sich den alten Kampfgenossen des Vaters an. Unter den Zerrüttungen des Bürgerkrieges ist er zum Jüngling herangewachsen. Enge verbunden mit Otto von Nordheim und dessen Söhnen, dann mit dem unruhigen Ekbert von Meißen, dem letzten der Brunonen, hat er fast an allen späteren Kämpfen der Sachsen gegen Heinrich IV. theilgenommen. Jener Ueberfall, durch welchen Ekbert am Weihnachtstage 1088 die Burg Gleichen vor dem Kaiser rettete, führte den Erzbischof Liemar von Bremen als Gefangenen in die Hände Lothars: 300 Mark Silbers und die Burgvogtei von Bremen war das Lösegeld, das er für seine Freiheit zahlen mußte. Als dann nicht lange darauf Ekbert in einer einsamen Waldmühle an der Selke kinderlos einen gewaltsamen und jähen Tod fand, vermählte sich Lothar mit der Tochter seiner einzigen Schwester und Erbin, welche in ihrer zweiten Ehe mit Heinrich dem Fetten von Nordheim zwei Töchter, Richinza und Gertrud, geboren hatte. Indem sich Lothar mit Richinza, der älteren von beiden, verband, erbte er in der Folge den größten Theil der ausgedehnten, durch ganz Sachsen zerstreuten Eigengüter des Nordheimschen und Brunonischen Hauses, und indem er damit den Besitz des eigenen Hauses vereinigte, erhob er sich schon damals zu dem reichsten und mächtigsten

Herrn des weiten Sachsenlandes. Bald sollte er noch höher steigen. Durch den gemeinsamen Widerstand gegen Heinrich IV. dessen Sohne Heinrich V. empfohlen, ward Lothar gleich nach des letzteren Thronbesteigung zum Herzoge von Sachsen erhoben. Heinrich übergieng dabei die beiden Schwiegersöhne des letzten Herzogs aus Billungischem Stamm, und man darf wohl annehmen, daß es nicht unbedeutende Dienste gewesen sein werden, die er mit so hohem Preise belohnte.

Durch seine Ernennung zum Herzoge von Sachsen an die Spitze des unruhigsten aber auch thatkräftigsten deutschen Stammes gestellt, entfaltete Lothar bald eine vielseitige Thätigkeit, die durch die eigenthümlichen Verhältnisse des von ihm verwalteten Landes bedingt wurde. Gegenüber Heinrich V., welchem er doch seine Erhebung verdankte, sah er sich bald zu einer wenig freundlichen Haltung genöthigt, die in der Folge zu offenem Widerstande fortschritt, als Heinrich versuchte, bei dem Erlöschen fürstlicher Häuser in Sachsen die weiblichen Seitenverwandten von der Erbschaft auszuschließen und diese dem Reichsgute einzuverleiben. Mit unerschütterlicher Festigkeit und nie ermüdender Zähigkeit verfocht Lothar, der selbst einen großen Theil seines Besitzes durch den Erbgang von Frauen überkommen hatte, die Rechte der weiblichen Seitenverwandten: nicht weniger bestimmt trat er dem Kaiser entgegen, wo dieser nach seiner Weise sich Eingriffe anderer Art in die Rechtsgewohnheiten des Landes erlaubte. Zweimal kam er darüber in Gefahr das Herzogthum Sachsen zu verlieren: daß er sich beide Male trotz der Acht des

Kaisers in demselben behauptete, mußte sein Ansehen außerordentlich erhöhen.

Es geschah bald nach jener Schlacht, welche Britannien der Herrschaft der Normannen unterwarf, daß zwei vornehme Frauen, Mutter und Tochter, die gleich so manchen anderen Engländerinnen damals auswandernd ihr Vaterland verlassen hatten, an der norddeutschen Küste unweit Stade Schiffbruch litten und sich nur mit Mühe an das Land retteten. Noch herrschte das Strandrecht in seiner ganzen Härte. Nicht nur die an das Gestade gespülte Habe, sondern auch die Menschen, die den Wellen entrannen, verfielen unabwendbar seinem unmenschlichen Gebote. So geschah es auch hier: die beiden Frauen wurden ihrer persönlichen Freiheit beraubt und unter das Hofgesinde der Markgräfin Oda von Stade aufgenommen. Die eine der Töchter der jüngeren von ihnen heirathete später einen Mann Namens Reinhold und gebar diesem außer zwei Schwestern die beiden Brüder Friedrich und Ulrich, welche, obschon stets als von einer unfreien Mutter geboren als Hörige betrachtet, dennoch am markgräflichen Hofe eine anständige Erziehung genossen. Von ihnen erwarb sich namentlich Friedrich durch Ergebenheit, Entschlossenheit und Umsicht Ansprüche auf die Dankbarkeit des Stadischen Hauses, so daß Markgraf Udo III. ihm im Jahre **1095** die Verwaltung der Grafschaft Stade übertrug. Bald aber wurde dem ehrgeizigen Manne, der sich mit der Zeit ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, der Stand eines Unfreien unerträglich und er begann auf Mittel zu sinnen, sich dieser demüthigenden und abhängigen Stellung zu ent-

ziehen. Er wandte sich daher an den Kaiser Heinrich V. und bot diesem 40 Mark Goldes, wenn er ihn für einen Freigeborenen der Grafschaft erklären wollte. Bereitwillig ging Heinrich auf den Vorschlag ein, aber Graf Rudolf von Stade, welcher seit dem Jahre 1106 für seinen unmündigen Neffen Heinrich die Vormundschaft führte, widersprach lebhaft dieser willkürlichen Entscheidung und fand bei dem Herzoge Lothar, mit welchem er eben noch in Zwist gelebt hatte und mit dem er erst vor kurzem durch des Kaisers Bemühungen auf einem Tage zu Goslar war ausgesöhnt worden, eifrige Unterstützung. Auf Betreiben Lothars nahm der Erzbischof von Bremen, bei welchem die Grafschaft Stade zu Lehen gieng, den hochstrebenden Mann als Leibeigenen seiner Kirche in Anspruch, und als der Kaiser in Folge dessen zur Untersuchung der Sachlage einen Tag zu Radolfsdorf im Lüneburgischen ansetzte und Friedrich hier durch Eideshelfer niederen Standes seine angebliche freie Geburt erweisen wollte, bemächtigte sich Rudolf seiner Person und führte ihn gefangen mit sich fort nach seiner Veste Salzwedel. Heinrichs Antwort auf diese Gewaltthat war die Reichsacht, die er von Goslar aus, wohin er vergebens die trotzigen Fürsten geladen hatte, über Lothar und Rudolf verhängte. Sie wurden ihrer Reichswürden entsetzt, das Herzogthum Sachsen an den Grafen Otto von Ballenstedt, einen Eidam des letzten Billungers, die Nordmark aber an den Grafen Helperich von Plötzkau verliehen, mit dessen durch Schönheit und Anmuth ausgezeichneten Schwester Rudolfs älterer Bruder Udo III. vermählt gewesen war. Um seinem Spruche Nachdruck

zu verschaffen, rückte der Kaiser dann bald nach Pfingsten 1112 vor Salzwedel, allein bald kam es zu Unterhandlungen und durch gegenseitiges Nachgeben ward dieses Mal der drohende Bürgerkrieg noch abgewandt. Gegen Stellung von Geißeln für ihre Treue und gegen die Freigebung Friedrichs, der indeß aus Stade verbannt blieb, erlangten Lothar und Rudolf die Verzeihung des Kaisers und die Wiedereinsetzung in die ihnen abgesprochenen Reichsämter.

So rasch und unblutig dieser Zwist beigelegt worden war, so wenig kehrte das alte Verhältniß zwischen Heinrich und dem Sachsenherzoge zurück. Voller Mistrauen blickten Lothar und die übrigen Fürsten des Landes auf den Kaiser, von dessen Rachsucht und Rücksichtslosigkeit sie das Schlimmste fürchteten und den sie, je mehr sie selbst ihn mieden, desto eifriger mit jungen Männern von bisher untergeordneter Stellung sich umgeben sahen. Bald kam es daher zu neuem Zerwürfniß und dieses Mal zu verderblichem Kampfe.

Am 13. Mai 1112 erlosch durch den Tod des Grafen Ulrich von Weimar-Orlamünde dieses alte, in Thüringen reich begüterte Geschlecht. Nicht nur die großen Lehen desselben, sondern auch das Familiengut zog der Kaiser zum Reiche ein. Allein der Rheinisch-fränkische Pfalzgraf Siegfried, ein Bruder des Grafen Otto von Ballenstedt und durch seine Gemahlin Gertrud ein Schwager Lothars, erhob, da seine Mutter dem Orlamündischen Hause angehört hatte, Ansprüche wenigstens auf den Theil der Erbschaft, der nicht Reichslehn gewesen war, und gewann bei der herrschenden Stim-

mung in Sachsen und bei dem großen Ansehen seiner Schwiegermutter leicht einen großen Theil der sächsischen Herren für den Plan eines bewaffneten Widerstandes. An die Spitze dieser neuen Verbindung gegen den Kaiser trat wiederum Lothar, damals in der Fülle der Mannes-kraft und voll Vertrauen auf die ausgebreiteten Verbin-dungen, die er im Lande besaß. Die ganze Sippe Ottos von Nordheim, Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitzsch, Rudolf von Stade, der sächsische Pfalzgraf Friedrich und mehrere Bischöfe, darunter am eifrigsten Reinhard von Halberstadt, schlossen sich an, und durch den Beitritt des Erzbischofs Adalbert von Mainz, bisher des Kaisers vertrautesten Rathgeber, erhielt die Verbin-dung auch im Süden einen mächtigen Anhalt. Mit der Raschheit und Entschiedenheit, die ihm eigen war, schritt Heinrich dieses Mal gegen die Empörer ein. Den Erz-bischof Adalbert nahm er in Haft und ließ ihn nach dem festen Trifels abführen. Dann eilte er von Erfurt aus, wo er die Verbündeten mit der Acht des Reiches belegt hatte, nach Sachsen, nahm Halberstadt mit Sturm und zwang das bischöfliche Hornburg zur Ergebung. Aber entscheidend, ja vernichtend war der Schlag, den einige Wochen später sein Feldhauptmann Hoier von Mansfeld den verbündeten Fürsten bei Warnstedt unweit der Teufelsmauer beibrachte. Bei einer hier beabsichtigten Unterredung überfallen, wurden sie fast widerstandslos auseinander gesprengt, Siegfried, der Urheber des ganzen Haders, getödtet, Wiprecht von Groitzsch verwundet und gefangen, Ludwig von Thüringen zu eiliger Flucht genö-thigt. Da entsank den Uebrigen der Muth: erschreckt

und betäubt eilten sie, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Am längsten hielt Lothar zurück: zögernd und unwillig entschloß er sich endlich, die Gnade des Kaisers anzurufen. Als Heinrich zu Anfang Januar 1114 zu Mainz seine Vermählung mit der englischen Königstochter Mathilde feierte, erschien der Sachsenherzog demüthig flehend, mit bloßen Füßen und im härenen Gewande vor ihm und erlangte gegen das Versprechen der Heeresfolge nach Friesland Verzeihung.

Allein zu dem beabsichtigten Zuge gegen die Friesen kam es nicht, vielmehr unternahm Lothar damals eine Heerfahrt in das Wendenland an der Ostsee. Denn neben seinem Verhältniß zum Kaiser waren es zu jener Zeit besonders die Zustände bei den nördlichen Slaven, welche die Aufmerksamkeit des Sachsenherzogs fesselten. Die alte Sachsenmark, welche sich über die wendischen Stämme längs der Ostsee erstreckte, war ursprünglich mit dem sächsischen Herzogthume verbunden, ja hatte diesem als Grundlage gedient, auf welcher es sich aufgebauet hatte. Zur Zeit Heinrichs III. und des Erzbischofs Adalbert von Bremen hatte dann aber der für das Christenthum gewonnene Abodritenfürst Gottschalk ein wendisches Reich gegründet, welches wenige Jahre vor der Erhebung Lothars zum Herzoge von Sachsen nach dem Sturze des heidnischen Cruko durch Gottschalks Sohn Heinrich erneuert wurde. Dieser, welcher des Schutzes und der Hülfe der Deutschen dringend bedürftig war, erkannte die Lehnshoheit des Sachsenherzogs an und erlangte dadurch die bereitwillige Unterstützung nicht nur des letzteren sondern auch des Grafen Adolf von Schauen-

burg, welchem Lothar an der Stelle des **1110** von den Wenden erschlagenen Gottfried von Hamburg die Grafschaft in Holstein und Stormarn übertragen hatte. So wurden nicht ohne deutsche Hülfe und unter der Mitwirkung des sächsischen Herzogs die Stämme der Wagrier, Polaber, Abodriten, Kissiner, Zirzipaner und Ranen der Herrschaft Heinrichs unterworfen, und indem dieser dem Sachsenherzoge den Lehnseid leistete, sah sich Lothar als Oberherr eines weit ausgedehnten slavischen Königreiches anerkannt. Schon **1110** hatte Lothar einen verheerenden Streifzug in das Wendenland unternommen, neun befestigte wendische Städte erobert und sich Geißeln für die Treue der Bevölkerung stellen lassen. Als jetzt die Wenden durch die Wirren im Reiche und namentlich in Sachsen zu abermaligem Abfall ermuthigt wurden, die Liutizier Havelberg besetzten und die Ranen von der Insel Rügen aus die Küsten des baltischen Meeres beunruhigten, ja Lübeck anzugreifen wagten, zog Lothar im Winter **1114**, begleitet von dem jungen Heinrich von Stade, den der Kaiser soeben mit der Nordmark belehnt hatte und dem damals **300** Reiter aus Zirzipanien die Heeresfolge leisteten, gegen Rügen. Er empfieng die Unterwerfung eines wendischen Fürsten Namens Dumar, und auch der Ranenfürst, von dem sächsischen Heere umstellt, mußte um Frieden bitten, gab Geißeln und verpflichtete sich zu der Zahlung einer bedeutenden Geldsumme. Ueber das Eis gelangten die Deutschen nach der Insel Rügen, als aber wenige Tage später Thauwetter einfiel, mußten sie eiligst den Rückzug antreten und erreichten nicht ohne Gefahr und Noth das feste Land.

Nach Sachsen zurückgekehrt, fand Lothar die Gemüther hier in bedenklichster Aufregung gegen den Kaiser. Heinrichs Misserfolge gegen die Cölner und in Westfalen, wo ihm die Grafen von Arnsberg trotzig entgegentraten, hatten alle seine heimlichen Feinde mit neuen Hoffnungen erfüllt, seine Gewaltthätigkeit und Härte eine allgemeine Erbitterung hervorgerufen. Schon fing man an, in der Stille Zusammenkünfte zu halten, um Mittel und Wege einer neuen Erhebung zu berathen. Durch Lothars Rückkehr fand die Verschwörung ihr Haupt. Gegen Hoier von Mansfeld, den eifrigen Anhänger des Kaisers, befestigten Lothar und seine Freunde das benachbarte Walbeck. Auf die Nachricht davon gieng Heinrich nach Goslar und beschied die widerspänstigen Fürsten vor sich. Als sie nicht erschienen, verhängte er über sie als Friedensbrecher die Acht des Reiches: das Herzogthum Sachsen bestimmte er seinem treuen Hoier von Mansfeld. Während er dann dem Reichsheere Wallhausen zum Sammelplatz anwies und seine Anhänger Orlamünde belagerten, warf er selbst sich plötzlich auf Braunschweig, das Erbe von Lothars Schwiegermutter, und verwüstete Halberstadt.

Am 10. Februar 1115 war das kaiserliche Heer bei Wallhausen versammelt und brach von da gegen Walbeck auf. Auf dem Wege dahin entspann sich am folgenden Tage bei einem Wäldchen zwischen Hettstedt und Gerbstedt, welches noch heute das Welfesholz heißt, eine mörderische Schlacht. Die Sachsen fochten mit ihrer altbewährten, durch vielfach erlittene Unbilden erhöheten Tapferkeit: Einige von ihnen sollen mehr als zwanzig

Gegner an diesem Tage erlegt haben. Hoier von Mansfeld fand seinen Tod im dichtesten Getümmel von der Hand des jungen Wiprecht von Groitzsch. Als die Nacht herabsank, war das kaiserliche Heer im vollen Rückzuge, der Sieg Lothars und seiner Freunde entschieden. Noch erzählt die Sage von der Siegesgewißheit Hoiers, und ein alter Stein am Wege, von den Sachsen damals als Siegesdenkmal errichtet, bezeichnet noch heute den Ort, wo der Mansfelder sein Leben verlor.

Nach diesem entscheidenden Siege verfolgte Lothar den fliehenden Kaiser bis gegen den Rhein, während seine Verbündeten Quedlinburg eroberten und Heimburg am Harze in ihre Gewalt brachten. Ein Aussöhnungsversuch, den Heinrich durch den Herzog von Baiern und den Bischof von Würzburg machen ließ, fand bei dem Sachsenherzoge kein Gehör, der, nachdem er Dortmund und Münster bedrängt hatte, sich gegen die Anhänger des Kaisers in Norddeutschland wandte und die dem Grafen Hermann von Winzenburg gehörigen Burgen Wallhausen und Valkenstein in Thüringen verwüstete. Dann kehrte er auf seine Eigengüter zurück, wo ihm seine Gemahlin am ersten Ostertage (18. April) eine Tochter geboren hatte, die in der Taufe den Namen Gertrud empfieng. Am 1. September war er in Braunschweig, wo er der Einweihung des von seiner Schwiegermutter gegründeten Egidienklosters beiwohnte. Acht Tage später versammelten sich die sächsischen Fürsten in Goslar, und hier sprach der aus Ungarn herbeigeeilte Cardinal-Legat Dietrich noch einmal den Kirchenbann gegen Heinrich aus. Dieser ward eben damals durch den am 24. Juli erfolgten

Tod der Markgräfin Mathilde von Tuscien nach Italien gerufen. Um in Deutschland während seiner Abwesenheit doch seinen Feinden nicht völlig freies Spiel zu lassen, nahm er dem Bischofe Erlung von Würzburg, der sich nach einigem Zögern der päpstlichen Partei angeschlossen hatte, die bisher mit dessen Bisthume verknüpft gewesenen herzoglichen Rechte in Ostfranken und verlieh das fränkische Herzogthum seinem Neffen Konrad von Hohenstaufen, während er die Vertheidigung der Länder am Rhein wesentlich Konrads Bruder, dem rüstigen und unermüdlichen Herzoge Friedrich von Schwaben, überließ und in Sachsen auf die Thätigkeit seiner dortigen Anhänger, eines Hermann von Winzenburg und Heinrichs mit dem Haupte, vertraute. Nach diesen Anordnungen brach er im April **1116** zu der Heerfahrt über die Alpen auf.

Den nun folgenden langen und furchtbaren Bürgerkrieg im Einzelnen zu schildern liegt nicht in unserer Absicht. „Nach zehn Jahren inneren Friedens," sagt ein Annalist jener Zeit, „wurde das Reich aufs neue gespalten, und bei der Abwesenheit des Kaisers handelte ein Jeder, wie es ihm gefiel. Banden von Räubern und Mordbrennern nahmen dem wehrlosen Volke seine Habe. Weder Gottesfriede noch geschworene Eide wurden geachtet, sondern mit viehischer Lust wüthete man gegen einander. Die Aecker liegen wüste, die Dörfer sind zerstört, manche Städte und Gegenden völlig verödet, ja in vielen Kirchen wird kein Gottesdienst mehr gehalten." Am Rheine ward mit wechselndem Erfolge gekämpft, während in Sachsen Lothars bedeutende Persönlichkeit den Aufständischen das Uebergewicht sicherte. Und abge-

sehen von dem Feldzuge, den er **1116** namentlich gegen Worms unternahm, betheiligte sich Lothar an den während der folgenden Jahre in den Rheingegenden geführten Kämpfen so gut wie gar nicht. Seine Aufmerksamkeit fesselten die Dinge in Sachsen um so mehr, als hier am 9. December **1117** seine Schwiegermutter, die Markgräfin Gertrud, hochbetagt gestorben war.

Lothar hatte bereits, ehe ihm durch diesen Todesfall die bedeutende Braunschweigische Erbschaft zufiel, als Herzog eine von seinen Vorgängern aus Billungischem Geschlechte wesentlich verschiedene Stellung eingenommen. Außer der sächsischen Mark gegen die Wenden, auf welcher ursprünglich das Herzogthum der Billunger beruhet hatte, waren auch die von dieser lehnsabhängigen sächsischen Grafschaften ohne Zweifel bei Lothars Erhebung zum Herzog auf diesen übergegangen. Eine ganze Reihe Grafenhäuser, wie die Grafen von Schwalenberg, Rode, Stumpenhausen, Lüchow u. a., trugen ihre Gerichtssprengel von ihm als dem Nachfolger des Herzogs Magnus zu Lehen. Allein diese Machtstellung Lothars ward jetzt durch die Erbschaft seiner Gemahlin ungemein erhöhet. Nicht nur, daß er die ausgedehnten Besitzungen der alten Grafenhäuser von Nordheim und Katlenburg, sowie den größten Theil der Braunschweigischen Lande als unmittelbaren Besitz erwarb, auch die von diesen Geschlechtern abhängigen Untergrafen, wie die Grafen von Dassel, Eberstein u. a., mußten ihm als ihrem Lehnsherrn huldigen. Dazu kam die Vogtei über das Bisthum Verden und über die Stadt Bremen, von denen er letztere schon als Jüngling durch eine glückliche Waffenthat

gewonnen hatte, und andere Erwerbungen. Mehr aber als durch alles dieses erhob er die herzogliche Macht dadurch, daß er, wie erzählt worden ist, ganz anders als dies die Billunger je gethan hatten, an der Spitze des gesammten sächsischen Volkes dem Kaiser und dessen Ansprüchen entgegentrat. So erweiterte er während seiner fast zwanzigjährigen Verwaltung allmählich die bisher sehr beschränkte herzogliche Gewalt in Sachsen, und indem er sich als den Vorkämpfer und Vertreter des ganzen Stammes betrachtete und als solcher handelte, gelang es ihm erst wieder, ein sächsisches Stammesherzogthum von ähnlicher Bedeutung herzustellen, wie es einst die Ludolfiner besessen hatten.

Auch auf die bisher von dem Herzogthume ganz unabhängigen Marken in Ostsachsen und Thüringen suchte er seinen Einfluß auszudehnen, und diese Bestrebungen beschäftigten ihn vorzugsweise während der letzten Jahre seiner Amtsführung. Es ist ihm dies nicht in dem Maße gelungen, daß er diese Gebiete in eine rechtlich anerkannte Abhängigkeit von der herzoglichen Gewalt gebracht hätte, aber er ist auch in diesen Versuchen im Ganzen nicht unglücklich gewesen. Lothars Schwiegermutter, Gertrud von Braunschweig, war in dritter Ehe mit dem Markgrafen Heinrich von der Ostmark aus dem Eilenburgischen Hause vermählt gewesen und hatte diesem den Anspruch auf die früher von ihrem Bruder Ekbert verwaltete Mark Meißen zugebracht. Die beiden Marken ihres Gemahls hatte sie dann, wohl nicht ohne Beihülfe Lothars, ihrem Sohne Heinrich, der nach des Vaters Tode (1103) geboren, vielfach angefeindet und namentlich

von seinem Vetter Konrad von Wettin für ein unter=geschobenes Kind ausgegeben wurde, zu erhalten gewußt. Jetzt nach Gertruds Heimgang sah sich der junge Heinrich mit dem Verlust seines Erbes bedrohet. Denn während der Kaiser die Ostmark gegen eine bedeutende Geldsumme an Wiprecht von Groitzsch verlieh, erneuerte Konrad seine Ansprüche auf das Erbe seines Vetters. Allein dieser behauptete sich nicht nur in dem Besitze desselben, sondern bekam auch seinen Gegner in seine Gewalt und ließ ihn dann in strenger Haft auf Burg Kirchberg bei Jena schmachten. Lothar scheint auch in diesen Wirren seinen jungen Ver=wandten unterstützt zu haben: wenigstens geschah es auf seinen Betrieb, daß der zum Kaiser abgefallene junge Friedrich von Sommerschenburg, der von der stark befestigten Burg Kyffhausen aus die Umgegend mit Plün=derungen und Räubereien erfüllte, von den Sachsen belagert und zur Uebergabe des Raubnestes gezwungen wurde. Zwei Jahre später (1120) gelang es, großen=theils durch die Bemühungen Lothars, einen allgemeinen Landfrieden in Sachsen aufzurichten, und als einige kaiserlich gesinnte Ritter auf der Wachsenburg bei Gotha demselben die Anerkennung versagten, wurden sie aus dem Lande getrieben. So groß war Lothars Ansehen, so gewaltig die Macht, die er weithin ausübte, daß sie auch schon die Besorgniß der übrigen sächsischen Fürsten, die sich aus der Stellung von Gleichberechtigten zu Untergebenen herabgedrückt sahen, zu erregen begann. Als der Herzog, offenbar in dem Bestreben seinen Ein=fluß auch über die Nordmark auszudehnen, sich jetzt des früher von ihm bekämpften Friedrich von Stade gegen

dessen Herrn, den Markgrafen Heinrich, annahm, mußte er den entschlossenen Widerstand seiner ehemaligen Bundesgenossen erfahren. Noch entschiedener trat diese Gesinnung der sächsischen Fürsten hervor, als der Herzog die Wiederherstellung der von ihm früher zerstörten Heimburg am Harze durch Dienstleute des Halberstädter Bischofs nicht dulden wollte. Da erhoben sich gegen ihn außer dem Bischofe Reinhard die Markgrafen Heinrich von Meißen und von der Nordmark, Graf Ludwig von Thüringen, Graf Rudolf von Stade, alles Männer, die ihm früher aufs engste verbunden gewesen waren. Aber wie Lothar auch hier seinen Willen durchsetzte, so wußte er bald darauf die sich ihm darbietende günstige Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht und zur Erhöhung seines Ansehens in den sächsischen Ostmarken zu benutzen.

Im Jahre **1123** starb plötzlich in noch jugendlichem Alter sein Schwager, Markgraf Heinrich von Eilenburg, ohne Erben. Sogleich verlieh der Kaiser von den beiden durch diesen Todesfall erledigten Marken Meißen an Wiprecht von Groitzsch, die Ostmark aber an Hermann von Winzenburg. Aber Lothar war entschlossen, diese wichtigen Reichsämter nicht in feindliche Hände kommen zu lassen. Gleich als ob die Wiederbesetzung derselben eine Befugniß der herzoglichen und nicht der königlichen Gewalt gewesen wäre, griff er zu den Waffen und setzte in Meißen den inzwischen seiner Haft entkommenen Konrad von Wettin, in dem Eilenburger Lande aber den Grafen Albrecht von Ballenstedt als Markgrafen ein. Vergebens beauftragte Heinrich V., der damals selbst in den Ländern am Rhein zurückgehalten wurde, den Herzog Wladislaw

von Böhmen sowie den Erzbischof von Mainz, den von ihm ernannten Markgrafen zu ihren Ländern zu verhelfen: Lothar wußte seine Freunde und Genossen in dem eben erworbenen Besitze zu schützen, ja als bald darauf Wiprecht von Groitzsch einen jähen Tod fand, vertrieb man seinen Sohn Heinrich auch noch aus der Lausitz, die Albrecht von Ballenstedt mit der von ihm bereits besetzten Ostmark vereinigte. Wohl mochten Lothar und die mit ihm verbündeten Fürsten nach solchen Gewaltthaten nicht ohne Besorgniß nach Westen blicken, wo damals der König, durch mancherlei Angelegenheiten gefesselt, weilte, von dem sie wußten, daß er Beleidigungen nie vergaß: aber ehe Heinrich daran denken konnte, sein königliches Ansehen in Ostsachsen wieder herzustellen, erlag er der schmerzhaften Krankheit, die seine Lebenskräfte verzehrte.

Und so stand Lothar, als die Kunde von des Kaisers Tode das Reich durchflog, auf dem Gipfel politischer und kriegerischer Erfolge. An der Spitze des kräftigsten deutschen Stammes, von einem sprichwörtlich gewordenen Glücke begünstigt, auf eine gewaltige Hausmacht gestützt und getragen von den Wünschen einer großen Mehrzahl im Lande, konnte er wohl daran denken, seine Hand nach der so eben erledigten Krone auszustrecken.

Zweiter Abschnitt.

Die Königswahl und der Kampf mit den Staufern.

Gleich nachdem die entseelte Hülle des verstorbenen Kaisers neben seinen Ahnen in dem soeben vollendeten Dome zu Speier bestattet worden war, erließ der Primas des Reiches, Erzbischof Adalbert von Mainz, von dem ihm in solchen Fällen zustehenden Rechte Gebrauch machend und im Namen derjenigen, welche dem Leichenbegängnisse beigewohnt hatten, Schreiben an die Fürsten des Reiches, um sie auf den Bartholomäustag (24. August) nach Mainz zur Wahl eines neuen Königs zusammenzurufen. „Einen König wollen wir wählen," heißt es in einem dieser Briefe, der uns noch erhalten und an den Bischof Otto von Bamberg gerichtet ist, „einen König, unter dessen Herrschaft Kirche und Reich ihr Recht genießen und unter dem wir selbst mit dem uns untergebenen Volke uns der zeitlichen Ruhe erfreuen können." Schon aus diesem Schreiben konnte man herauslesen, wie wenig der Erzbischof geneigt war, auf die Wünsche des heimgegangenen Kaisers in Bezug auf die Nachfolge im

Reiche einzugehen. Heinrich hatte ohne Zweifel seinem Neffen, dem Herzoge Friedrich von Schwaben, die Krone zugedacht: ihn hatte er zu seinem Erben eingesetzt, seiner Obhut die auf Burg Hammerstein aufbewahrten Reichskleinodien übergeben. Aber Friedrich galt mit Recht auch als der Erbe der Gesinnungen und Bestrebungen des salischen Hauses, und das genügte, um ihm zahlreiche Gegner seiner Wahl, namentlich unter den hohen Prälaten des Reiches, zu erwecken. Niemand aber war ihm mehr entgegen als der schlaue, thätige nnd durch die lange, harte Haft, die er einst von Heinrich V. erduldet hatte, erbitterte Erzbischof Adalbert. Offen zwar wagte er dem Schwabenherzog noch nicht zuwiderzuhandeln, aber insgeheim setzte er sich, während er der verwittweten Kaiserin die Reichsinsignien zu entlocken wußte, mit seinen Feinden und, um ihn desto sicherer zu verderben, mit seinen zweideutigen Freunden in Verbindung.

In ungewöhnlicher Zahl fanden sich die Fürsten zur festgesetzten Zeit bei Mainz zusammen. An 60,000 Mann soll das Kriegsgefolge betragen haben, mit welchem sie sich an beiden Ufern des schönen deutschen Stromes lagerten: auf dem einen die Sachsen unter Lothar sowie die Baiern und Oesterreicher unter dem Herzoge Heinrich und dem Markgrafen Leopold, auf dem anderen Herzog Friedrich mit seinen Schwaben und der Bischof von Basel: Friedrichs Bruder, Herzog Konrad von Franken, war damals gerade auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande begriffen. Alsbald begannen unter der Leitung des Mainzer Erzbischofs die Wahlverhandlungen, aber Friedrich hielt sich geflissentlich und in vornehmer

Kälte von ihnen fern: er gab vor, daß er sich in der Stadt, mit welcher er manchen Strauß ausgefochten, nicht hinlänglich sicher glaube. Schon hierdurch gab er seinen Feinden willkommene Waffen in die Hände.

Auf Adalberts Vorschlag wählte man zunächst einen Ausschuß von vierzig Fürsten, je zehn aus jedem der Hauptstämme, damit diese dem Volke einen König zur Wahl vorschlagen möchten. Aber man vermochte sich nicht über eine Person zu einigen, sondern der Ausschuß schlug nach längeren Berathungen vier Männer als die würdigsten zur Krone vor: den Herzog Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen, den Markgrafen Leopold von Oesterreich und den abwesenden Grafen Karl von Flandern. Allein Lothar und Leopold wiesen unter Thränen und demüthigen Betheuerungen die ihnen zugedachte Krone als eine zu schwere Last zurück, und so blieb, da von dem Grafen von Flandern weiter keine Rede war, Friedrich als der einzige Thronbewerber übrig. Von diesen Ereignissen in Mainz benachrichtigt, kam er jetzt am andern Morgen ohne Gefolge in die Stadt, wo die weitere Wahlverhandlung in einem großen Saale stattfand. Er glaubte nicht anders, als daß nun seine Wahl gesichert sei, und mag demgemäß in der Versammlung mit herausfordernder Sicherheit aufgetreten sein. Aber jetzt verlangte der Erzbischof Adalbert von den drei Fürsten, daß sie jeder Wahl, welche die versammelten Männer des Ausschusses vornehmen würden, sich willig unterwerfen zu wollen versprächen, eine Zusage, welche Lothar und Leopold sogleich und unbedenklich gaben, während Friedrich, der die hinterhaltige

Absicht des Kirchenfürsten durchschauen mochte, erklärte sich darüber erst mit seinen Dienstleuten berathen zu müssen. Damit verließ er in Begleitung seines Schwagers, des Herzogs Heinrich von Baiern, die Versammlung.

Die aufgeregte Stimmung, welche durch diesen Zwischenfall unter den Fürsten entstand — denn Viele von ihnen waren auf ihr Wahlrecht eifersüchtig und Friedrich schien durch sein Benehmen einen Erbanspruch auf die Krone erheben zu wollen — ward nun von des Herzogs Feinden nach Kräften ausgebeutet, so daß am folgenden Tage (27. August) während der wiederaufgenommenen Verhandlung plötzlich viele Laienfürsten unter Tumult und dem Rufe „Lothar sei König" diesen trotz seines Sträubens auf ihre Schultern hoben und ihn unter stürmischem Zuruf der Versammlten als den Herrscher über Deutschland begrüßten. Vergebens war es, daß andere Fürsten, besonders die baierischen Bischöfe, laut ihre Stimmen gegen diese Ueberrumpelung erhoben, ja sich anschickten, den Saal zu verlassen: Adalbert und seine Anhänger ließen die Thüren verschließen. Immer lauter wurde der Lärm und während des wachsenden Tumultes erhob das draußen dicht gedrängt harrende Volk begeisterten Zuruf für den gewählten König, ohne diesen zu kennen. Als endlich ein Augenblick der Ruhe eintrat, erneuerten die baierischen Bischöfe trotz des Zuredens des anwesenden Cardinal-Legaten ihren Einspruch gegen dieses tumultuarische Beginnen, welches in gleicher Weise gegen die Ehre des Reiches wie der Kirche verstoße, erklärten jede Wahl ohne die Zustimmung ihres Herzogs für ungültig und verlangten selbst die Bestrafung der

Urheber des ärgerlichen Auftritts. Allein die alsbald mit Herzog Heinrich angeknüpften Verhandlungen bewogen diesen, sich nicht länger der Wahl Lothars zu widersetzen, und sein Abfall bestimmte auch die übrigen Anhänger Friedrichs, ihren Widerstand gegen diesen aufzugeben. Lothar ward am 30. August fast einstimmig zum Könige gewählt: drei Tage später huldigte ihm auch, obschon im Innern widerstrebend, der Staufer, aber die Belehnung mit 200 Mark Einkünften, die ihm Lothar für seine Verzichtleistung zu bieten wagte, wies er stolz zurück.

So hatte die Kirche ihren Candidaten — denn als solcher ist Lothar zu betrachten — durchgesetzt, und zwar nicht ohne bemerkenswerthe Zugeständnisse von Seiten des neuen Königs. Noch ehe die Wahl endgültig entschieden war, hatte dieser versprechen müssen, jedem Einfluß auf die geistlichen Wahlen zu entsagen, die Belehnung mit den Regalien unentgeltlich und erst nach geschehener Weihe vornehmen, auch anerkennen zu wollen, daß der Geweihete zunächst und vor dem Könige dem Papste Treue und Hulde schwöre. Er hatte damit dem letzteren gegenüber den Rest kaiserlicher Rechte, den zu retten die fränkischen Kaiser unablässig gestritten und den selbst die Wormser Concordate anerkannt hatten, preisgegeben. Indem er außerdem bei dem Papste Honorius um die Bestätigung in seiner Würde nachsuchte, gab er auf das unzweideutigste zu erkennen, daß er der Kirche gegenüber andere Wege einzuschlagen gesonnen sei, als seine Vorgänger im Reiche.

Bald jedoch sollte die Hoffnung, daß durch die Unterwerfung Friedrichs von Schwaben der drohende

Bürgerkrieg werde abgewendet werden, in nichts zerrinnen. Lothar hielt sich für berechtigt und verpflichtet, das Reichsgut, welches mit dem Hausgute der salischen Kaiser als Erbe in die Hand der Staufischen Brüder übergegangen war, von diesen zurückzufordern. Es waren das zum Theil Besitzungen, welche die fränkischen Kaiser in dem langen Bürgerkriege eingezogen und deren Rückgabe an die ursprünglichen Eigenthümer Heinrich V. in dem Wormser Vertrage versprochen hatte. Auf einem Fürstentage zu Regensburg stimmten die dort Versammelten der Auffassung des Königs in Bezug auf diese Frage bei, und als Friedrich von Schwaben sich dennoch weigerte, die beanspruchten Güter herauszugeben, ja zu offenen Feindseligkeiten gegen den König schritt, ward er im Beginn des Jahres **1126** zu Straßburg in des Reiches Acht gesetzt. Allein es war nicht so leicht, an dem mächtigen Herzoge, der in Schwaben besonders an dem Bischofe Berthold von Basel einen bereitwilligen Bundesgenossen fand, den Spruch der Fürsten zu vollstrecken, zumal sich der König auf demselben Reichstage zu Goslar (Ende Januar **1126**), auf welchem ein Feldzug gegen den widerspänstigen Herzog beschlossen wurde, zunächst zu einer in ihrem Ausgange unheilvollen und verderblichen Unternehmung gegen Böhmen bestimmen ließ.

Die Zustände dieses Landes schienen damals ein Eingreifen der Reichsgewalt zu erheischen und Lothar, der bei all seiner Nachgiebigkeit gegen die römische Curie einen hohen Begriff von der Majestät des Reiches hatte, zögerte nicht, den deutschen Einfluß in dem Lande der Libussa geltend zu machen. Wenige Jahre vor seiner

Thronbesteigung war im böhmischen Herrscherhause ein Bruderzwist ausgebrochen, in Folge dessen der Herzog Wladislaw seinen jüngeren Bruder Sobislaw, der von den Deutschen Ulrich genannt wurde, aus dem Lande trieb und ihn seiner in Mähren gelegenen Besitzungen beraubte. Sobislaw begab sich anfangs an den Hof Heinrichs V. Als er hier nicht die gewünschte Aufnahme und Unterstützung fand, hielt er sich über ein halbes Jahr lang bei dem alten Grafen Wiprecht von Groitzsch auf, der in erster Ehe mit seiner Schwester Judith vermählt gewesen war. Nach einem vorübergehenden Verweilen in Polen kehrte er, als Wiprecht am 22. Mai 1124 gestorben war, nach Deutschland zurück, wo er bei Wiprechts Sohne Heinrich die Entwickelung der Dinge in Böhmen abzuwarten beschloß. Hier kam ihm die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung seines Bruders, und sogleich brach er auf, um die Gunst der Umstände auszubeuten. Zu Anfang des Jahres 1125 eilte er nach Böhmen, wo er bald in den einsamen Wäldern und abgelegenen Dörfern sich Anhänger zu erwerben wußte, die ihn als Nachfolger seines Bruders auf dem Herzogsstuhle der Primizliden zu sehen wünschten. Am Hofe freilich war ihm eine starke und einflußreiche Partei entgegen, an deren Spitze die Gemahlin des erkrankten Wladislaw stand. Sie gedachte dem Vetter der beiden Brüder, Otto von Mähren, die Nachfolge in Böhmen zuzuwenden. Allein der alten Mutter der beiden Herzöge, Swatawa, gelang es, kurz vor Wladislaws Tode die feindlichen Brüder mit einander auszusöhnen, und als nun jener um 12. April 1125 wirklich verschied, ergriff

Sobislaw unter allgemeiner Zustimmung der böhmischen Großen und dem Jubel des Volkes die Zügel der Regierung. Vergebens waren Ottos Bemühungen, ihn zu hindern. Trotz seines Schwures, den Wyschehrad nur als Sieger oder Besiegter verlassen zu wollen, floh er, um seine persönliche Sicherheit besorgt, nach Mähren, von wo er noch in demselben Jahre durch Sobislaws Anhänger vertrieben wurde. So nicht nur von der Höhe seiner Hoffnungen herabgestürzt sondern auch seines Erbes beraubt, wandte sich Otto um Schutz und Hülfe an den deutschen König, der um so geneigter war, ihm diese zu gewähren, als er sich durch die Art und Weise, in welcher Sobislaw sich der Herrschaft bemächtigt hatte, verletzt fühlte. Lothar sah darin eine Beeinträchtigung der Rechte des Reiches, da seit der Zeit Ottos des Großen die oberlehnsherrliche Bestätigung der böhmischen Herzöge den deutschen Königen zustand, Sobislaw aber um eine solche Bestätigung nicht nachgesucht hatte. Zudem ließ der Mährenfürst es nicht an Versprechungen fehlen und wußte dem Könige das Unternehmen als durchaus gefahr- und mühelos darzustellen.

In der Meinung, daß Ottos Schilderungen von den böhmischen Zuständen auf Wahrheit beruhten und daß er daher von dem böhmischen Volke mit offenen Armen empfangen werden würde, brach der König um die Mitte des Februar **1126** an der Spitze von nur **3000** Gewaffneten, die meistens dem sächsischen Stamme angehörten, in Böhmen ein. Durch die engen Pässe des Gebirges, welche durch starke Schneewehen noch ungangbarer geworden waren, mußte sich das Heer der Deutschen mühsam

einen Weg in das schwer zugängliche Land bahnen. Sobislaw, nachdem er vergebens eine Ausgleichung versucht hatte, erwartete die langsam vordringenden Feinde an der Spitze eines zahlreichen Heeres, welches, vielleicht übertrieben, auf 20,000 Streiter angegeben wird. Am 18. Februar, einem Donnerstage, hatte das deutsche Heer endlich den Kamm des sächsischen Erzgebirges erreicht und schickte sich an, in das Thal von Kulm hinabzusteigen. Schon war die aus 300 Mann bestehende Vorhut, welche mit Axt und Schaufel den Weg bahnte und zu diesem Zwecke großentheils die Waffen abgelegt hatte, bis in die Nähe der Burg Chlumetz vorgedrungen, als sie plötzlich von überlegenen Streitkräften des Feindes umringt und mit Ungestüm angegriffen wurde. Es erfolgte einer jener ungleichen, erbitterten Kämpfe, wo einerseits die gewisse Hoffnung auf den Sieg, andererseits die Verzweiflung die Kräfte stählt und den Muth entflammt. Aber vergebens war der heldenmüthige Widerstand der Sachsen. Zwar streckten sie in mannhaftem Kampfe manchen ihrer Gegner nieder und auch böhmisches Blut röthete reichlich den ringsum aufgehäuften Schnee, aber die endliche Niederlage war unter den obwaltenden Umständen nicht abzuwenden. Es fiel die Blüthe des sächsischen Adels, 270 Männer aus den edelsten Familien des Landes, unter ihnen Gebhard von Querfurt, ein Verwandter des Königs, und Hartung, der Sohn des von Lothar mit der Grafschaft in Transalbingien belehnten Adolf von Schaumburg. Auch Otto von Mähren, den Urheber dieses unglücklichen Krieges, ereilte der Tod: mitten unter den Leichen der Feinde

fand man seinen entseelten Körper. Viele vornehme Sachsen geriethen in Gefangenschaft, so Markgraf Albrecht der Bär, welchem sein ganzes Gefolge erschlagen wurde, und der thüringische Graf Ludwig von Lohra. Vergebens bemühte sich der König anfangs, den in der engen Thalschlucht Eingeschlossenen Hülfe zu bringen, dann zog er sich, selbst von der Uebermacht gedrängt, nach heldenmüthigem Kampfe auf einen benachbarten Hügel zurück, wo er von dem zahlreichen Heere der Feinde umringt wurde. In dieser üblen Lage bot sich ihm Heinrich von Groitzsch, der Burggraf von Magdeburg und Sobislaws Neffe, zum Vermittler an. Der Böhmenherzog gieng auf dessen Anträge um so bereitwilliger ein, als durch den Tod Ottos von Mähren der eigentliche Grund des Zwistes beseitigt war: er zeigte sich ebenso gemäßigt im Siege, wie tapfer und entschlossen im Kampfe. Er habe, so ließ er Lothar sagen, nie aufgehört, sich als seinen Lehnsmann zu betrachten. Bald erschien er selbst im deutschen Lager, warf sich dem Könige zu Füßen und versprach, die herkömmlichen Pflichten der böhmischen Herzöge gegenüber dem Reiche und dem Könige zu erfüllen. Dagegen erklärte sich Lothar zu der Anerkennung des Herzogs bereit und empfieng dann, nachdem er diesen mit der herzoglichen Fahne beliehen hatte, von ihm den Lehns- und Huldigungseid. Nur die Herausgabe sämmtlicher Gefangenen machte er zur Bedingung der Aussöhnung. Dann kehrte er voll Schmerz über den Tod so vieler tapferer Genossen — in seinem Gefolge die Leichen der Vornehmsten von ihnen — nach Sachsen zurück, während Sobislaw sich nach Kräften

bemühte, durch zahlreiche Beweise der Ergebenheit den König den Schmerz über die erlittene Niederlage vergessen zu machen. Doch war durch diese der Keim zu einem langjährigen Hasse zwischen Böhmen und Sachsen gelegt worden.

Es konnte kaum anders sein: dieses Mißgeschick in Böhmen mußte eine nachtheilige Rückwirkung äußern auf den zu Goslar beschlossenen Reichskrieg gegen die Staufer. Zwar der beabsichtigte Feldzug gegen Friedrich kam wirklich zu Stande, allein der Erfolg entsprach den Erwartungen des Königs nur in geringem Maße. Friedrich vermied jeden offenen Kampf, hielt sich vorsichtig in seinen Burgen eingeschlossen und zwang dadurch seinen Gegner, die rheinischen Gegenden bald wieder zu verlassen. Und sogleich zeigte sich auch am Niederrhein und in Lothringen eine dem Könige feindliche Gesinnung, ja zu Aachen, wo Lothar zu Anfang des Jahres **1127** Hof hielt, erhoben die Bürger einen verwegenen Tumult, der nur durch des Königs persönliches Einschreiten gestillt werden konnte. Diesem, der die sich häufenden Mißerfolge um so schmerzlicher empfand, als er in früheren Jahren stets vom Glück begünstigt gewesen war, mußte alles daran gelegen sein, die Empörung Friedrichs so bald wie möglich niederzuwerfen. Er machte daher zu dem Feldzuge des Jahres **1127** nicht nur selbst die größten Anstrengungen, sondern gewann jetzt auch in dem mächtigen Herzoge von Baiern einen Bundesgenossen von der größten Bedeutung.

Zwischen dem Staufischen Hause und demjenigen der Welfen, welches seit Heinrichs IV. Tagen das

Herzogthum Baiern innehatte, bestanden seither die engsten freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen. Herzog Heinrich der Schwarze hatte seine Tochter Judith mit Friedrich von Schwaben vermählt, und wir wissen, wie er bei der Königswahl anfangs auf Seiten seines Eidams gestanden, bis ihn die kirchliche Partei von Friedrich zu trennen gewußt hatte. Bald darauf war er als Mönch in das von seinen Vorfahren gestiftete Kloster Weingarten getreten, wo er am 13. December 1126 starb. Die Erben seiner Macht und seiner Eigengüter wurden die beiden Söhne, die sich nicht dem geistlichen Stande gewidmet hatten. Heinrich, später der Stolze zubenannt, erhielt das Herzogthum Baiern, Welf, der jüngere von ihnen, die großen Allodien des Hauses in Schwaben. Mit Heinrich nun verlobte Lothar seine einzige Tochter Gertrud und gewann damit des mächtigen Herzogs Unterstützung im Kampfe gegen dessen Schwager Friedrich. Als der König das Pfingstfest 1127 zu Merseburg feierte, übergab er die erst zwölfjährige Braut den Gesandten des Baiernherzogs, welche sie nach Gunzenlech, einem jetzt verschwundenen Orte oberhalb Augsburg, geleiteten, wo am 29. Mai die glänzende Hochzeit in Gegenwart vieler baierischer und schwäbischer Großen stattfand. Mit Gertruds Hand erwarb Heinrich die großen Hausbesitzungen, welche von den Grafen von Nordheim und Braunschweig auf Lothar übergegangen waren, und dieser verlieh ihm bald darauf noch die den Hohenstaufen abgesprochenen Städte Nürnberg und Gredingen. Das war der Preis, den er für die Bundesgenossenschaft Heinrichs bezahlte. Indem

dieser mit jenem Erbe seiner Gemahlin noch die eine und zwar, wie es scheint, bedeutendere Hälfte der von seiner Mutter Wulfhild auf ihn übergegangenen Besitzungen des ausgestorbenen sächsischen Herzogshauses der Billunger vereinigte, legte er den Grund zu der später so mächtigen Stellung des Welfischen Hauses in Norddeutschland, zugleich aber auch zu jener verhängnißvollen Feindschaft zwischen seinem und dem Staufischen Hause, die über ein Jahrhundert hindurch Deutschland und Italien zerfleischt hat.

Denn Heinrich trat jetzt mit seiner ganzen Macht in den Kampf gegen den widerspänstigen Staufer ein. Er vereinigte seine Streitkräfte mit denen Lothars, welcher zusammen mit dem Herzoge Sobislaw von Böhmen, jetzt seinem ergebenen Freunde, von Merseburg aus vor das Staufisch gesinnte Nürnberg gezogen war. Allein die Stadt vertheidigte sich zwei Monate hindurch standhaft, und als Lothar sein Heer durch die Entlassung der räuberischen Böhmen in ihre Heimath geschwächt hatte, brachen die Brüder plötzlich zum Entsatze der bedrängten Stadt auf. Dem doppelten Angriff der Bürger und des herbeieilenden Heeres wich Lothar in eiliger Flucht aus: mit Preisgebung seines Lagers und selbst seiner Feldzeichen eilte er nach Bamberg und von da nach Würzburg. Die Staufer folgten ihm auf dem Fuße und hielten unter den Mauern von Würzburg zum Spott des geschlagenen Königs ein heiteres Ritterspiel. Dann verjagten sie, von den Bürgern Nürnbergs unterstützt, den Bischof von Speier, der ihnen feindlich gesinnt war, und befestigten die Stadt. Der Versuch einer Aussöhnung

mit ihnen, den Lothar um die Mitte des Septembers 1127 zu Speier machte, scheiterte, da die Brüder, durch ihre Siege stolz gemacht, bereits nach Höherem strebten. So dauerte der Krieg in der verheerenden Weise jener Zeit fort. Ein Einfall des Herzogs Heinrich in Schwaben, der ihn bis an die Ufer der Wernitz führte, ward von den Staufischen Brüdern abgewiesen. Als sie mit überlegener Macht heranzogen, warteten die Baiern den Angriff nicht ab, sondern ergriffen eiligst die Flucht, indem sie den von Regengüssen angeschwollenen Fluß durchschwammen und mit Mühe das entgegengesetzte Ufer erreichten.

Durch solche Erfolge ermuthigt, giengen die Staufer einen Schritt weiter. Bisher hatten sie um die Erhaltung ihres Besitzes gekämpft: jetzt beschlossen sie einen offenen Kampf um die Krone selbst, denn noch immer konnten sie es nicht vergessen, daß sie, die Neffen und Erben des letzten Saliers, von der Thronfolge waren ausgeschlossen worden. Aber nicht Friedrich, dem sich schon einmal die Krone in verlockender Nähe gezeigt hatte, streckte seine Hand darnach aus, sondern Konrad. Am 18. December 1127 wurde er von dem Anhange der Staufer zum Könige ausgerufen, und während von den beiden Brüdern, gegen welche sogleich nach Konrads Wahl eine Versammlung von deutschen Bischöfen den Bann der Kirche schleuderte, Friedrich den Kampf in Deutschland fortsetzte, zog Konrad im Frühlinge des Jahres 1128 über die Alpen nach Italien, um dort zunächst seiner Wahl Anerkennung zu erzwingen. Hier hatte er Anfangs guten Erfolg. Daß Papst Honorius II.

ihn und seinen Bruder bereits Ostern aus der Kirchengemeinschaft feierlich ausschloß, gewann ihm die Gunst des mächtigen Mailand, welches mit dem römischen Stuhle verfeindet war und soeben seine alte Nebenbuhlerin, Como, niedergeworfen hatte. Als sich Konrad der Stadt näherte, wurde er von der Geistlichkeit und den Bürgern mit großen Ehren eingeholt. Erzbischof Anselm hielt sich zwar vorsichtig auf seinen Burgen fern, als aber Geistlichkeit und Volk zu Monza über Konrads Wahl zum Könige verhandelten, kam auch er herbei und entsprach der Aufforderung, den erwählten König mit der eisernen Krone zu krönen. Dieses geschah am 29. Juni in der Kirche des h. Michael und ward bald darauf in dem Dome zu Mailand nochmals wiederholt. Mit Heeresmacht durchzog dann der neue König Lombardien. Viele Große und einige Städte, wie Parma und Bologna, erkannten ihn als solchen bereitwillig an, aber andere, wie Piacenza, Brescia, Cremona, Pavia, Novara, schlossen ihm die Thore. Auch in Tuscien vermochte Konrad nur einen Theil der Bevölkerung für sich zu gewinnen. Der dortige Markgraf Konrad und nach dessen Tode sein Nachfolger Rampert scheinen sich von ihm fern gehalten zu haben. Als er dann gegen Rom heranzog, zeigte sich, daß das dortige Volk in seiner Gesinnung ganz mit dem Papste übereinstimmte. In der That hatten die Römer bereits Boten an Lothar gesandt, um ihn zu einem Heereszuge nach Italien einzuladen: nur sein Zögern, ließen sie ihm sagen, könne Konrads Fortschritte erklären. Und als dieser sich nun der ewigen Stadt näherte, rüsteten sie sich im

Vereine mit dem Papste zu standhafter Abwehr. Da kehrte der Staufer um und gieng nach der Lombardei zurück. Aber dieser Miserfolg genügte, um über das Schicksal seines Königthums zu entscheiden. Eine nach der anderen, fielen die Städte, die ihm noch soeben gehuldigt hatten, unter ihnen auch Mailand, wieder von ihm ab, und bald sah er sich auf ein kleines Gebiet um Parma herum beschränkt, wo er, wie der Bischof Liedfried an Lothar nach Deutschland schrieb, armselig und mit wenigem Anhange umherzog, kaum im Stande, das zum Leben Nothwendigste zu bestreiten. Konrad ist dann noch einige Jahre, ohne etwas zu erreichen, in Italien geblieben, bis er im Jahre **1132** nach Deutschland zurückkehrte. In Italien war der Versuch der Staufer Lothar die Krone zu entreißen, gescheitert, und auch in Deutschland wandte sich das Glück bald auf die Seite Lothars, für welchen jetzt die gesammte Kirche mit ihrem mächtigen Einflusse eintrat.

Während die Staufer durch Konrads italienischen Zug ihre Streitkräfte zersplitterten und die angestrebte Herrschaft des Gegenkönigs in dem fernen Lande mehr und mehr dahinschwand, wuchsen Lothars Ansehen und Macht in Deutschland von Tage zu Tage. Dazu trug der im Spätsommer **1128** gegen Friedrich unternommene Feldzug nicht wenig bei. In Begleitung des Böhmenherzogs Sobislaw zog Lothar vor das von Friedrich stark befestigte Speier, wohin er auch seinen Eidam, den Herzog Heinrich von Baiern, beschied. Dieser hatte soeben die Belagerung des Falkenstein, einer Burg seines Vasallen des Grafen Friedrich von Bogen,

begonnen. Er überließ die Fortsetzung derselben seiner Schwester, der verwittweten Markgräfin Sophia von Steiermark, die eben mit 800 Geharnischten vor der Burg angekommen war, zog dem Heere des Königs mit 600 Rittern zu Hülfe und lagerte sich im Angesichte von Speier auf dem linken Ufer des Rheins. Einen nächtlichen Ausfall, den Friedrich aus der Stadt gegen ihn unternahm, wies er siegreich ab, indem er den fliehenden Feind bis gegen Groningen verfolgte. Die Bürger von Speier suchten bald darauf durch die Vermittelung des Erzbischofs von Mainz eine friedliche Ausgleichung, schwuren dem Könige Treue und stellten Geißeln, worauf Lothar von der Stadt abzog. Dieser Erfolg, verbunden mit den andern, die der König im Jahre 1128 errang, mehrte sein Ansehen. Schon unterwarfen sich Friedrichs Anhänger, so der Markgraf Theobald von Vohburg, und in Worms, wo Lothar das Weihnachtsfest begieng, fanden sich viele Prälaten und Herrn aus Lothringen und dem Elsaß ein, um ihm zu huldigen.

Aber Friedrich gab den Widerstand gegen den König noch nicht auf. Kaum war Herzog Heinrich nach Baiern zurückgekehrt, um die Eroberung des Falkenstein zu vollenden, als Friedrich verwüstend in Schwaben einfiel und die Welfischen Besitzungen Altorf, Ravensberg, Memmingen in Asche legte. Und sogleich fiel Speier, der beschworenen Verträge uneingedenk, wieder zu dem Staufer ab, welcher dahin seine Gemahlin, die Schwester des Baiernherzogs, sandte. Lothar sah sich im Hochsommer 1129 genöthigt, die Stadt zum zweiten

Male zu belagern. Von Friedrichs heldenmüthiger Gemahlin angefeuert, die alle Noth, Hunger, Mühe und Anstrengung mit ihnen theilte, vertheidigten sich die Bürger sechs Monate lang auf das entschlossenste, bis sie endlich durch Lothars Beharrlichkeit besiegt wurden, der sogar das Weihnachtsfest **1129** im Lager unter Kriegslärm und Waffengeklirr feierte. Er zeigte bei dieser Gelegenheit Großmuth und Milde. Der Herzogin Judith gewährte er freien Abzug, ja beschenkte sie reichlich, den Bürgern verzieh er. Am 3. Januar **1130** zog er in die gedemüthigte Stadt ein: in königlicher Pracht und mit großem Glanze begieng er inmitten der Bürgerschaft das Fest der Erscheinung (6. Januar). Dann wandte er sich gegen Basel und zwang den dortigen Bischof, Friedrichs treuen Freund, zur Unterwerfung.

Inzwischen hatte dieser selbst alle Hände voll zu thun, um Schwaben gegen Herzog Heinrich zu vertheidigen. Weithin ward das schöne Land damals verwüstet, ohne daß es zu einer entscheidenden Waffenthat kam. Auch ein Versuch Heinrichs, seinen Gegner durch List zu fangen, schlug fehl. Er forderte Friedrich zu einer Friedensverhandlung in dem Kloster Zweifalten auf. Sorglos und nur mit geringer Begleitung stellte sich der Staufer ein. Als aber die Besprechung der beiden Fürsten zu nichts führte, ließ Heinrich in der Nacht das Schlafzimmer des Schwagers von Bewaffneten umstellen, in der Absicht, durch dessen Gefangennahme dem bösen Bürgerkriege ein Ende zu machen. Friedrich entkam durch einen heimlichen Gang in die Kirche und gelangte

von da auf den Thurm derselben, wo er sich bis zum anbrechenden Tage verborgen hielt. Erst das Erscheinen seines bewaffneten Gefolges am anderen Tage erlöste ihn aus dieser üblen Lage, und erbitterter als je vorher schieden die beiden Gegner von einander.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Sachsen nahm Lothar im Sommer **1130** den Krieg gegen den Schwabenherzog wieder auf. Von Regensburg aus zog er auf Nürnberg, das einst seine schmachvolle Flucht gesehen, und zwang die Stadt nach längerer Belagerung sich ihm zu unterwerfen. Andere Angelegenheiten beschäftigten ihn bis in den Frühling **1131**. Dann brach er zum anderen Male vom Niederrhein her in das Elsaß ein, zerstörte mehrere Burgen des Herzogs, vermochte diesen aber nicht zu einem entscheidenden Kampfe zu bewegen. So zog sich der Krieg in die Länge, und als sich Lothar im Sommer **1132** zu seiner ersten Heerfahrt nach Italien anschickte, ließ er zur Bekämpfung des noch immer ungebeugten Friedrich seinen Eidam in Deutschland zurück. Heinrich scheint sich damit begnügt zu haben, seinen Gegner zu beobachten: wichtige Unternehmungen geschahen weder von der einen noch von der anderen Seite. Aber Lothars sich mehr und mehr steigerndes Ansehen ließ die Sache der Staufer immer hoffnungsloser erscheinen. Erst im Jahre **1134**, nach Lothars Rückkehr aus Italien, kam wieder größeres Leben in den Krieg. Der Kaiser, jetzt entschlossen, den Widerstand der Brüder völlig niederzuwerfen, sammelte in Sachsen ein großes Heer und brach mit diesem nach Süddeutschland auf, während Heinrich von Baiern sich

vor Ulm lagerte, welches Friedrich und der über die Alpen heimgekehrte Konrad besetzt hielten und vertheidigten. Bald ward die Stadt erobert, geplündert und den Flammen preisgegeben: nur die Kirchen blieben verschont. Die Staufischen Brüder flohen aus der Stadt, nahmen jedoch zwölf der angesehensten Bürger als Geißeln für ihre Treue mit. Als nun aber auch der Kaiser unter schrecklichen Verwüstungen von Würzburg her in das hart geprüfte Schwaben eindrang, da begann der Abfall unter den Staufischen Vasallen. Ungehindert durchzog Lothar das Land, zertrümmerte die feindlichen Burgen und übte, wie eine zeitgenössische Quelle sagt, so strenges Gericht, wie man sich seit Menschengedenken in Schwaben von einem Könige nicht entsinnen konnte. Das wirkte. Ueberall eilte man im Lande, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen, und nach zwei Monaten beugte sich endlich auch der starre Sinn der Staufischen Brüder. In der That blieb ihnen, wie die Dinge lagen, kaum eine andere Wahl, als die Unterwerfung unter den Kaiser. Der erste von ihnen, der zu dieser Ueberzeugung kam, war Friedrich. Demüthig und tiefgebeugt erschien er in Fulda vor dem Kaiser, mit nackten Füßen trat er vor die Kaiserin und bat um ihre Fürsprache bei ihrem Gemahl. Lothar zeigte sich zur Milde geneigt. Mit seiner Einwilligung befreite der gerade anwesende päpstliche Legat den Schwabenherzog zunächst vom Bann der Kirche, dann erlangte dieser auch von dem Kaiser selbst Versöhnung, nachdem er eidlich versprochen, sich seiner Gnade durch treue Ergebenheit würdig machen und sich auf dem zu Bamberg angesetzten Fürstentage

stellen zu wollen. Hier erschien er dann am 1. März 1135 seinem Gelöbniß gemäß, von den Seinen begleitet, warf sich in der glänzenden Versammlung, nachdem er eine Regung des Stolzes männlich niedergekämpft hatte, seinem Ueberwinder zu Füßen und erflehete Verzeihung. Wohl mochte Lothar dabei sich des Augenblicks erinnern, da er einst so vor Heinrich V. gelegen: erschüttert durch den Wechsel des Schicksals hob er den Reumüthigen gütig auf und verzieh ihm. Friedrich versprach, sich noch durch den Papst persönlich vom Banne lösen zu lassen, den Kaiser auf dem beabsichtigten Zuge nach Italien zu begleiten und in Schwaben den Landfrieden mit Strenge aufrecht zu erhalten. Einige Monate später, am 1. September, kam auch Konrad der Gegenkönig, gnadeflehend zum Kaiser nach Mühlhausen in Thüringen, erlangte durch Richinzas Vermittelung die Lösung vom Banne und bat den Kaiser fußfällig um Versöhnung. Lothar verzieh auch hier, gab Konrad seine früheren Besitzungen zurück, beschenkte ihn königlich und ehrte ihn auf würdige Weise, indem er ihn zum Reichsbannerträger ernannte.

So endete der Kampf, den die Staufischen Brüder neun Jahre lang um die Krone geführt hatten. Lothar gieng endlich als Sieger aus demselben hervor, aber erst nachdem die größere Hälfte seiner Regierung dahingeschwunden und als ihm nur noch wenige Jahre zur Führung der Herrschaft von Gott vergönnt waren.

Dritter Abschnitt.

Otto von Bamberg und die Mission unter den Wenden.

Zu der Zeit, als dieser Bürgerkrieg am heftigsten in den blühenden Ländern des südlichen und südwestlichen Deutschland wüthete, ward durch eine friedliche Mission an den fernen Gestaden des baltischen Meeres der bleibende Grund zu der Germanisirung und Bekehrung jener Landschaften gelegt, welche jetzt die preußische Provinz Pommern bilden. Es war ein deutscher Bischof, der vor der schwierigen und gefährlichen Aufgabe nicht zurückschrak, eine Persönlichkeit, wie wenige zu dem Werke geeignet, milde, gewinnend, des überzeugenden Wortes mächtig, dabei, ohne fanatisch und schwärmerisch zu sein, doch von jenem Glaubensmuthe durchglüht, ohne welchen noch nie ein solches Missionswerk gelungen ist.

Bischof Otto von Bamberg stammte aus einer ritterbürtigen, aber wenig begüterten und angesehenen Familie Schwabens, die in der Nähe des Bodensees angesessen war. Als jüngerer Sohn des Hauses dem Dienste der Kirche bestimmt, scheint der Knabe seine erste

Schulbildung in Würzburg genossen zu haben. Durch den frühzeitigen Tod beider Eltern der nothwendigen Unterstützung beraubt, kaum dem Knabenalter entwachsen, gieng Otto nach Polen, um sich dort durch Unterweisung von Kindern seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Hier lernte er slavische Sitte und Sprache kennen und kam mit dem Herzoge Wladislaw in nähere Beziehung, der an dem begabten und strebsamen Jüngling solches Gefallen fand, daß er sich, als er um die Schwester des Kaisers freiete, vorzugsweise der Dienste und Vermittelung Ottos dabei bedient haben soll. Dadurch mag er dann dem Kaiser Heinrich IV. näher getreten sein, denn in den Jahren 1090 bis 1096 ist er nach Deutschland zurückgekehrt, wo ihn Heinrich an seinen Hof zog und den in vielen Dingen bewanderten Mann bald in seiner Canzlei beschäftigte, bald bei schwierigen Bauten, wie bei der Herstellung des Domes zu Speier, und in anderen Geschäften verwandte. Durch die Geschicklichkeit, die er dabei zeigte, stieg er in des Kaisers Gunst, so daß dieser ihm das 1096 erledigte Bisthum Augsburg anbot. Otto lehnte bescheiden ab, ebenso das wenige Jahre später ihm angetragene Bisthum Halberstadt, wie es scheint, weil er als Anhänger der Gregorianischen Forderungen sich nicht vom Kaiser mit Ring und Stab belehnen lassen wollte. Als dann im Jahre 1102 durch den Tod des Bischofs Rupert der bischöfliche Stuhl von Bamberg erledigt wurde und die Bamberger Geistlichkeit, dem Kaiser Ring und Stab zustellend, einen neuen Bischof erbat, beschied jener die Abgesandten auf die nächste Weihnacht nach Mainz. In ihrer Gegenwart

verlangte er von Otto die bischöflichen Abzeichen der Bremer Kirche, die er ihm früher zur Aufbewahrung gegeben. Als dieser sie dem Kaiser sogleich übergab, ergriff ihn Heinrich bei der Hand und sprach zu den Bambergern: „Sehet da den Bischof Eurer Kirche." Vergebens flehete Otto den Kaiser fußfällig an, ihn mit dieser Würde zu verschonen und sie einem besseren Manne zu übertragen. Er mußte sich endlich dem Wunsche des Kaisers fügen. Zögernd gab er nach und empfieng die Belehnung mit Ring und Stab aus Heinrichs Hand, erklärte aber, nur von dem Papste die Weihe empfangen zu wollen. Er hat dann in den letzten Lebensjahren Heinrichs IV. eine ziemlich zweideutige, mindestens zwischen den Parteien schwankende Rolle gespielt. Als Heinrich V. zu Anfang des Februar **1106** eine Gesandtschaft an den Papst schickte, um diesen dringend einzuladen, nach Deutschland zu kommen, befand sich auch Otto dabei. Der Zug ward im Trienter Thale auf Befehl des entthronten Heinrich IV. durch den Tyroler Grafen Albert angehalten und aufgehoben, doch erlangte Otto, dessen Lehnsmann Graf Albert war, nicht nur für sich die Freiheit zurück, sondern seine Fürsprache erlöste auch zwei seiner Genossen, den Erzbischof von Trier und den Grafen Wiprecht von Groitzsch, aus ihrer Haft. Trotzdem die Gesandtschaft als solche vereitelt war, gieng Otto doch bald darauf allein über die Alpen. Am Himmelfahrtstage kam er in Rom an. Von da begab er sich nach Anagni, wo Paschalis II. sich eben aufhielt. Hier legte er die Abzeichen seines bischöflichen Amtes zu den Füßen des Papstes nieder und bat um Verzeihung,

daß er sein Kirchenamt von einem Ausgestoßenen der Kirche angenommen habe. Der Papst ertheilte ihm seinen Segen, weihete ihn am Pfingsttage zum Bischof und belehnte ihn mit Ring und Stab. Jetzt erst hielt sich Otto für den rechtmäßigen Inhaber des Bisthums und begann nun, nach Bamberg zurückgekehrt, seine segensreiche Thätigkeit in seinem Sprengel. Lange Jahre hindurch wirkte er als treuer Hirte unter den seiner Seelsorge anvertrauten Gemeinden, bauete Kirchen und gründete Klöster, predigte, vermittelte, kurz förderte nach Kräften das Reich Gottes in dem von manchen heidnischen Elementen noch durchsetzten Bamberger Sprengel. Von den politischen Dingen hielt er sich absichtlich so fern wie möglich.

Otto hatte bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten, als er sich aus dem stillen Kreise seiner pastoralen Thätigkeit zu einem bedeutsameren Wirken aufgefordert sah. Herzog Boleslaw von Polen hatte in den Jahren **1119** bis **1121** ganz Pommern seiner Herrschaft unterworfen und war nun darauf bedacht, dieses Land durch Bekehrung seiner Einwohner zum Christenthume bleibend an sein Haus zu knüpfen und seiner Herrschaft zu gewinnen. Aber unter den Geistlichen Polens fand er keine Männer, welche sich dieser schwierigen und gefahrvollen Aufgabe, die unter Umständen selbst den Märtyrertod in Aussicht stellte, mit Erfolg hätten unterziehen können. Da erinnerte sich der Herzog des jungen Geistlichen, dem einst sein Vater sein Vertrauen geschenkt und den er selbst, damals ein Kind, am Hofe desselben gesehen hatte. Er sandte daher eine dringende Botschaft

zu Otto nach Bamberg und ließ ihn bitten, seine Bemühungen zur Ausbreitung des Evangeliums zu unterstützen und selbst die Mission bei den Pommern zu übernehmen. Mit Freuden gieng Otto auf diese Vorschläge ein. Er gedachte der weissagenden Worte, die der soeben aus Pommern zurückgekehrte Mönch Bernhard zu ihm gesprochen: „Du wirst ein zahlloses Volk in das Land der Verheißung führen: nicht darfst du vor der schwierigen und ungewohnten Arbeit zurückschrecken, denn je heißer der Kampf sein wird, ein um so glänzenderer Siegeskranz wartet deiner."

Nachdem er die Erlaubniß des Papstes zu seinem Unternehmen eingeholt hatte, machte sich Otto zu Anfang April 1124 auf den Weg und zog durch Böhmen und Polen, wo er von dem Herzoge auf das ehrerbietigste empfangen und geleitet wurde, in das ferne, unbekannte Land. Auf dieser seiner ersten Missionsreise hat er einen bedeutenden Theil Pommerns durchwandert, überall den Samen der christlichen Predigt ausstreuend, die Menge belehrend und die von ihm Bekehrten taufend. Ein glänzender Erfolg entsprach seinen Bemühungen. Trotz des Widerstandes, welchen das Heidenthum an manchen Orten, besonders in Julin und Stettin leistete, wurden doch Tausende für die Taufe gewonnen, die Tempel und Götzenbilder zertrümmert, der Bau von Kirchen angeordnet und begonnen, Priester eingesetzt und christliche Gemeinden gegründet. In Stettin legte der Bischof selbst Hand an die Abtragung des weitberühmten Tempels, der dem dreiköpfigen Triglaff geweihet war. Die Tempelschätze vertheilte er unter die Einwohner der

Stadt, für sich selbst nahm er nur die drei silbernen, vom Rumpfe getrennten Köpfe des Götzenbildes, die er später als Beweise seines Sieges über finsteren Aberglauben nach Rom gesandt hat. Das schwarze, dem Gotte geweihete Roß, aus dessen Schritte man den Ausgang der Kriege zu weissagen pflegte, ließ er außer Landes führen und dann verkaufen. Die heilige Eiche der Stettiner rettete nur die dringende Fürbitte der letzteren vor der Axt, die Otto schon an den schönen, prächtigen Baum gelegt hatte.

Einige Jahre später, als Lothar schon auf dem deutschen Throne saß, unternahm Otto eine zweite Bekehrungsreise nach Pommern. Denn großentheils war das früher bekehrte Volk wieder in die alte Abgötterei zurückgefallen, zuerst die Stettiner, welche in dem damals ausbrechenden Sterben von Mensch und Vieh die Strafe der Götter für ihren Abfall zu erkennen meinten, dann die Bewohner von Julin. Viele freilich, von Bamberg aus ermahnt und unterstützt, hielten an dem neuen Glauben fest, aber da die heidnische Partei zugleich die Befreiung des Landes von der polnischen Herrschaft anstrebte, so gewann sie täglich mehr Boden. Otto erkannte, daß wenn seine Schöpfungen in Pommern nicht einem unabwendbaren Untergange preisgegeben sein sollten, er noch einmal unter dem widerstrebenden Volke erscheinen müsse. Er entschloß sich zu einer zweiten Missionsreise nach Pommern. Papst und Kaiser gaben mit Freuden ihre Einwilligung dazu.

Am Gründonnerstage 1127 brach der Bischof von Bamberg auf, aber dieses Mal sollte die Reise durch

Sachsen und weiterhin durch das Gebiet der wilden, noch dem Heidenthume ergebenen Liutizier gehen. Das Thüringerland durchwandernd, über Growze und Kirchberg bei Jena begab sich Otto nach dem von ihm gegründeten Cluniacenserkloster Reinersdorf an der Unstrut. Hier und auf den benachbarten bischöflichen Höfen Scheidungen und Mücheln ließ er Vorräthe und Reisebedarf aller Art zusammenbringen, welche dann in Halle auf der Saale verpackt und eingeschifft wurden. Er selbst scheint gleich nach der Osterwoche sich mit dem Könige Lothar besprochen zu haben, der damals mit vielen sächsischen Fürsten zu Merseburg Hof hielt. In Halle bestiegen dann die Heidenboten die für sie bereit liegenden Schiffe und fuhren die Saale, dann die Elbe abwärts bis Magdeburg, wo sie Erzbischof Norbert mit hohen Ehren empfieng, ohne sie länger, wie er das zu wünschen schien, bei sich fesseln zu können. In Bamberg hat man später behauptet, Norbert habe aus Neid des Bischofs Reise zu verzögern gesucht, da er, obschon dem Wendenlande so nahe, doch noch wenig zu dessen Bekehrung gethan hatte. Von Magdeburg gieng die Reise weiter die Elbe hinab bis zu dem Punkte, wo sich die Havel mit derselben vereinigt, dann den letzteren Fluß aufwärts bis nach Havelberg. Hier hatte einst Otto der Große das zweite Bisthum für das Wendenland gegründet, jetzt aber waren die christlichen Kirchen längst zerstört, die dortigen Einwohner in das Heidenthum zurückgesunken. Man war gerade dabei das Fest des Gerovit zu begehen, den die Wenden als den strahlenden Gott des Frühlings verehrten. Rings um die Stadt flatterten zahllose Fahnen und Fähnchen,

die ganze Bevölkerung prangte im Festschmuck. Otto war darüber so erzürnt, daß er den Ort gar nicht betreten wollte. Aber der wendische Häuptling Witikind, der in Havelberg seinen Sitz hatte, bat unter tadelnden Worten über den Unglauben des Volkes den Bischof, seine Redekraft an diesen halsstarrigen Leuten zu erproben. So predigte denn Otto den Heiden vor den Thoren der Stadt, und so gewaltig war seine Rede, daß man freiwillig und unter der Versicherung, von jedem anderen Erzbischof als von dem Magdeburger gern die Taufe empfangen zu wollen, das Fest abstellte.

Hinter Havelberg hörte das Gebiet des Witikind und damit dessen Schutz auf. Er wagte den Missionaren nicht einmal Wegweiser und Boten mitzugeben, da diese unfehlbar von den ihm feindlich gesinnten Bewohnern des Landes getödtet werden würden. Otto nahm von dem Manne Abschied und beschenkte ihn und seine Gemahlin reichlich. Nachdem er sich mit den nöthigen Wagen und dem dazu gehörigen Zugvieh versehen hatte, zog er, auf Gott vertrauend, seines Weges weiter in das wilde, feindliche, unbekannte Land. Fünf Tage lang gieng es durch ununterbrochenen Wald, bis man endlich einen langgestreckten See im Lande der Moritzer — ohne Zweifel den heutigen Müritzsee — erreichte. Hier hauste mit seinem Weibe auf einer einsamen Insel ein Fischer, der vor sieben Jahren eine Zuflucht vor den Polen an diesem Orte gefunden hatte. Gegen etwas Salz, das ihm in seiner Lage kostbarer war als das gebotene Geld, erhandelte Otto von ihm eine große Menge Fische, mit denen er seine Wagen belud. Auch die Moritzer erklärten

sich bereit, das Christenthum anzunehmen, als Otto sie aber auf den Erzbischof von Magdeburg als den Metropolitan dieser Gegend verwies, wollten sie von diesem eben so wenig hören wie die Havelberger. Er versprach daher, wenn der Papst es erlaube und Erzbischof Norbert einwillige, auf seiner Rückkehr ihnen zu predigen und die Taufe zu vollziehen.

Weiterhin gelangten die Heidenboten nach Demmin, wo sie die Bewohner in großer Erregung fanden. Denn diese sahen sich wegen der Verwüstung einer liutizischen Burg, bei welcher sie vor kurzem dem Könige Lothar geholfen, von einem Rachezuge dieses Wendenstammes bedrohet und hatten daher den Pommernherzog Wratislaw um seinen Schutz gebeten. Als nun das Volk plötzlich den Zug Ottos, begleitet von einer langen Wagenreihe, daherkommen sah, hielt es denselben für die gefürchteten Liutizier und eilte in die Burg, um diese zu vertheidigen. Bald aber erkannten sie ihren Irrthum. Kein Kriegsgeschrei und Waffengetöse erscholl, sondern geistliche Lieder singend, mit der entfalteten Kreuzesfahne in ihrer Mitte, zogen die christlichen Sendboten heran. Als man nun erfuhr, wer sich der Stadt nahe, deren Häuptling von Ottos früherer Reise her den Bischof wohl kannte, strömte Alt und Jung den Ankömmlingen entgegen, um sie in die Stadt zu geleiten und hier zu bewirthen. Aber dem Bischofe widerstrebte es, als Gast einen Ort zu betreten, der noch ganz in dem heidnischen Wahnglauben befangen war. Er lagerte daher mit seinem Gefolge draußen vor den Thoren der Stadt. Sobald die Zelte hergerichtet und die nothwendigsten Anordnungen

getroffen waren, entbot er die Bürger mit ihren Aeltesten zu sich, stellte ihnen das Widersinnige ihres Götzenthums vor und forderte sie auf, sich taufen zu lassen. Allein bei der Aufregung, mit welcher sie dem bevorstehenden Kriege entgegensahen, konnten sie sich zu keiner bestimmten Antwort entschließen. Als dann Herzog Wratislaw in der folgenden Nacht vor Demmin ankam, entspann sich aus Misverständniß zwischen einer von ihm vorausgesandten Reiterschaar und einem anderen Haufen Pommern ein hitziges Gefecht. Erschrocken horchten die Bamberger auf den Lärm und das Kriegsgeschrei, welches aus der Ferne zu ihrem Lager herübertönte. Vorsichtig verlöschten sie die Lagerfeuer und bereiteten sich um so eiliger zur Flucht, als einer der ihrigen Namens Albwin, der die Sprache des Landes verstand, versicherte, daß es Liutizier seien, die das Heer des Pommernherzogs angegriffen hätten. Otto indeß wollte erst sichere Kunde haben, ehe er sich zu dem äußersten entschlösse, und sandte daher den Albwin aus, um die Feinde auszuspähen. Dieser durchschwamm den Fluß, als er aber das andere Ufer erreichte, war der Lärm des nächtlichen Kampfes bereits verstummt. Unterdeß hatte auch der Demminer Häuptling schon einen seiner Leute an den Bischof abgeschickt, um ihn wegen des Tumultes zu beruhigen.

Herzog Wratislaw selbst war zwar hoch erfreut, als er des Bischofs Ankunft vernahm, aber zunächst führte ihn seine kriegerische Ungeduld mit seinen Schaaren in das Land der Liutizier. Am Mittag konnte man von Demmin aus den ringsum aufsteigenden Rauch

bemerken, der die Verwüstungen der Pommern verkündete. Gegen Abend erst kehrten diese von ihrem Raubzuge heim. Nun gieng es an die Vertheilung der Beute, und erst nachdem diese geschehen, fand die Zusammenkunft des Herzogs mit dem Bischofe statt. Otto wandte seinen ganzen Einfluß an, um das Loos der armen Gefangenen zu mildern. Einige Greise und Kinder wurden auf seine Vermittelung sogleich in Freiheit gesetzt, von anderen, die zu einer Familie gehörten, wenigstens das bittere Loos der Trennung abgewandt. Manche, welche früher die Taufe empfangen zu haben behaupteten, kaufte Otto mit eigenem Gelde los und schenkte ihnen die Freiheit. Dann trennte er sich auf einige Zeit von dem Herzoge, schickte sein Gepäck und einen Theil seiner Begleitung zu Schiff auf der Peene voraus nach Usedom und schlug selbst den beschwerlichen Landweg dahin ein.

Nach Usedom hatte Herzog Wratislaw auf den Pfingsttag (10. Juni) den Adel und die Häuptlinge seines Landes entboten, um über die Mittel und Wege zu berathen, wie dem Christenthume bei dem gemeinen Manne am leichtesten Eingang zu verschaffen sei. Bis der Tag dieser Zusammenkunft herankam, predigte Otto in Usedom und gewann die Stadt völlig für das Evangelium. Als dann an dem bestimmten Tage der angesagte Hoftag beisammen war, ergriff der Herzog selbst das Wort und redete lange über die Sache, um die es sich handelte. Er stellte den versammelten Herren den Bischof vor, der so hoch in der Achtung des Königs und der übrigen Reichsfürsten stehe, daß ein Vergreifen an ihm unabwendbar einen vernichtenden Rachekrieg der

Deutschen heraufbeschwören würde, und forderte dann ihre Meinung über die in Rede stehende Angelegenheit. Weit giengen die Ansichten auseinander und lange wurde hin- und hergeredet. Während die Götzenpriester und ihr fanatischer Anhang nichts von der Einführung des Christenthums wissen wollten; hoben Andere hervor, wie vergeblich es bei der Lage der Dinge sei, länger bei dem Heidenthume verharren zu wollen. Die letztere Ansicht drang endlich durch. Man gelobte dem Bischofe, sich seinen Weisungen zu fügen. Otto ergriff den günstigen Augenblick. Die ganze Pfingstwoche hindurch predigte, lehrte und taufte er. Von den edlen Herren, welche zu der Versammlung gekommen waren, gieng nicht Einer als Heide von dannen.

Aber der Zwiespalt der Meinungen, der sich in Usedom kund gegeben hatte, verbreitete sich bald über das ganze Land. Je nach Neigung oder Ueberzeugung gieng die Gesinnung der Menschen auseinander. Die verbissensten Anhänger des alten Götzendienstes waren naturgemäß die Priester, welche kein Mittel unversucht ließen, den großen Haufen gegen den Bischof und die von ihm verkündete Lehre aufzureizen. Ein in Wolgast wohnender Priester, muthmaßlich des Gerovit, begab sich bei nächtlicher Zeit in einen benachbarten Wald, in dessen schützendem Dunkel er seine Priesterkleidung anlegte. Kaum dämmerte der Morgen, so trat er auf eine Anhöhe am Wege, um die Vorübergehenden zu schrecken. Ein Bauer kam des Weges. Da rief ihm die gespenstische Erscheinung von dem Hügel herab entgegen: „Merke wohl auf meine Worte. Ich bin dein Gott,

ich bin es, der die Felder mit Gras bedeckt und das junge Laub der Wälder hervorlockt. Meine Macht erstreckt sich über alles, was den Menschen heilsam und dienlich ist. Die Früchte auf den Bäumen und Feldern, die Fruchtbarkeit des Viehes, ich gebe sie denen, die mich anbeten, und raube sie denen, die sich von mir wenden. Sage also denen in Wolgast, daß sie sich nicht von dem fremden Gotte bethören lassen, der ihnen doch nicht helfen kann, die fremden Männer aber, die zu ihnen kommen werden, sollen sie todtschlagen." Damit entschwand die Erscheinung in das Dunkel des Waldes. Der Bauer aber fiel auf seine Knie, betete an und eilte in die Stadt, das Wunder zu verkünden. Eine dumpfe Gährung ergriff das Volk. Bald gesellte sich der priesterliche Gaukler zu der Menge und reizte sie vollends auf. Man beschloß, den fremden Bischof, wenn er sich in die Stadt wagen sollte, zu tödten: wer ihn aufnähme und herberge, solle dasselbe Schicksal erdulden.

Inzwischen waren schon, von Otto gesandt, zwei seiner Gefährten, Albwin und Udalrich, nach Wolgast auf dem Wege, um im Vertrauen auf die beruhigenden Zusicherungen des Herzogs hier das Evangelium zu predigen. Sie gelangten glücklich in die Stadt und wurden von der Frau des dortigen Stadtvorstehers gastfreundlich in ihrem Hause aufgenommen. Als aber Albwin ihr entdeckte, wer sie wären und in welcher Absicht sie gekommen seien, erschrak das Weib heftig, denn sie wußte, welche Gefahr sie und die Fremden bedrohe. Schnell entschlossen versteckte sie die fremden Männer in einem oberen Gemache ihres Hauses, ihre

Pferde und ihr Gepäck ließ sie in aller Stille hinaus und auf einem ihrer Landgüter unterbringen. Es war die höchste Zeit, denn schon umtobte ein wüthender Haufe das Haus und schickte sich an, es zu durchsuchen. Es gelang der Frau, das aufgeregte Volk zu täuschen. „Die fremden Männer," sprach sie, „seien allerdings dagewesen, aber schon wieder weitergezogen." Die Heiden, welche nichts verdächtiges in dem Hause fanden, gaben sich endlich zufrieden. So blieben die beiden ruhig in ihrem Versteck, bis der Bischof selbst mit dem Herzoge, von zahlreichem Kriegsvolke begleitet, in Wolgast eintraf. Nun erst wagten sie sich öffentlich zu zeigen. Als sie am Abend desselben Tages mit einigen ihrer Genossen die Götzenbilder der Stadt in Augenschein nahmen, entstand unter den Einwohnern das Gerücht, es werde die Verbrennung der Heiligthümer von ihnen beabsichtigt. Darauf hin rottete sich das Volk zusammen und bewaffnete sich zur Abwehr des vermeintlichen Frevels. Von Udalrich, der die ungewohnte Bewegung zuerst bemerkte, gewarnt, zogen jene sich zurück, aber einer von ihnen, Namens Theoderich, war so nahe an die Pforte des Tempels herangetreten, daß er dem von allen Seiten herbeiströmenden Volke nur durch den Eintritt in das Heiligthum ausweichen konnte. Da sah er den goldenen Schild des Gottes — wie sie später erfuhren, des Gerovit — den kein Sterblicher berühren durfte, an der Wand hängen, ergriff ihn und sprang, unter seinem Schutze, plötzlich heraus unter die wüthende Menge. Erschreckt und in der Meinung, es sei der Gott selber, der sich ihnen entgegenstürze, ergriffen diese

die Flucht oder warfen sich demüthig zur Erde. Jetzt den günstigen Augenblick ergreifend, schleuderte Theoderich den Schild von sich und rettete sich durch eilige Flucht zu seinen Gefährten.

Eine ganze Woche blieb Otto predigend und taufend in Wolgast. Sie genügte, um trotz des Widerstandes der heidnischen Priester die sämmtlichen Einwohner zu bekehren. Sie legten selbst Hand an die Zerstörung des früher von ihnen so hoch geachteten Tempels. Otto seinerseits legte den Grundstein zu einer Kirche, errichtete und weihete den Altar derselben und übertrug die Vollendung des Baues sowie die Seelsorge in dem Orte dem Priester Johannes.

Von Wolgast gieng Otto, nachdem er sich von dem Herzoge verabschiedet hatte, nach Gützkow. Hier befand sich ein prachtvoller Götzentempel — er hatte einst die Summe von 300 Talenten gekostet — den die Einwohner ihrer Stadt zu erhalten wünschten. Sie erklärten sich daher bereit, das Christenthum anzunehmen und erboten sich zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme, wenn der Tempel, statt zerstört zu werden, in eine christliche Kirche verwandelt würde. Aber Otto wollte davon nichts wissen. Auch dieses Heiligthum verfiel der Vernichtung, damit es dereinst nicht etwa wieder durch heidnische Gräuel entweihet würde, die Einwohner selbst zerbrachen es und verbrannten die Götzenbilder. Dann ward der Bau einer Kirche begonnen und sobald der Altar vollendet war, erfolgte die Einweihung derselben. Zur Erhöhung dieser Feier fand sich ganz in Ottos mildem menschenfreundlichen Sinne der Gützkower Häupt-

ling Mizlaw, der bereits in Usedom die Taufe empfangen hatte, bewogen allen seinen christlichen, ja selbst den heidnischen Gefangenen die Freiheit zu schenken. Nur einen, den Sohn eines vornehmen Dänen, der ihm viel Schaden zugefügt hatte, behielt er zurück, er gedachte für dessen Freigebung die Summe von 500 Pfund zu erhalten. Aber Udalrich entdeckte unter den Vorbereitungen zur Altarweihe den Eingekerkerten in einem unterirdischen Gemache. Auf sein herzliches Zureden gab Mizlaw auch diesem letzten die Freiheit. Schöner und mehr im Sinne des Erlösers hätte das Fest nicht begangen werden können.

Hier in Gützkow war es auch, daß sich aus Sachsen Abgesandte Albrechts des Bären, des Markgrafen der Lausitz, bei Otto einfanden, um von dem Fortgange der Mission Kenntniß zu nehmen und ihrem Herrn darüber zu berichten, zugleich aber, um dem Bischofe und seinen Gefährten für den Fall der Noth die Hülfe des Markgrafen anzubieten. Otto behielt die Gesandten bei sich, damit sie sich durch eigene Anschauung von den Fortschritten seines Missionswerkes überzeugten und so in den Stand gesetzt würden, eine genaue und wahrheitsgetreue Schilderung von den pommerschen Zuständen zu geben. Mit inniger Freude erkannten sie, wie fröhlich die Kirche Christi in dem fernen Lande gedeihe. Von Gützkow giengen sie mit dem Bischofe nach Demmin und von da nach Usedom, indem sie überall von dem Fortgange der Heidenbekehrung Kenntniß nahmen.

In Usedom wieder angekommen, fand Otto Gelegenheit, den Pommern einen großen Dienst zu erweisen und dadurch seinen Einfluß bei ihnen noch bedeutend zu erhöhen. Herzog Boleslaw von Polen war mit Heeresmacht in das Land gefallen, um die pommerschen Städte für ihren Abfall von Polen zu züchtigen. Schon lagerte er auf pommerschem Boden, das Gerücht behauptete, er stehe mit seinem Heere ganz in der Nähe. Da ergriff ein allgemeiner Schrecken die Bewohner von Usedom. Einige flüchteten ihre Habe, andere griffen zu den Waffen, die Häuptlinge und Führer beschuldigten den Herzog laut des Friedensbruches, alle wendeten sich an Otto von Bamberg und baten um seine Vermittlung. Dieser erklärte sich bereit, dem Herzoge entgegenzugehen und von ihm den Frieden zu erwirken: nur müsse man auch im Christenthume festhalten. Das versprach man. So bach er auf. Dem Udalrich übertrug er die Sorge für die Neubekehrten in Usedom, wo er auch das Gepäck zurückließ. Im polnischen Lager angekommen, ward er von dem Herzoge ehrenvoll empfangen, aber Boleslaw wolle Anfangs von keinem Frieden hören. „Nicht er," sprach er, „habe den Frieden gebrochen, sondern die Pommern, indem sie die christliche Ordnung abgeschafft und das Heidenthum unter sich wiederhergestellt hätten: die Verletzung der Verträge zu strafen, habe er die Waffen ergriffen." Otto konnte dagegen nichts erwidern, doch erlangte er durch wiederholte Bitten, daß Boleslaw das alte Bündniß mit den Pommern erneuern zu wollen versprach, wenn der Herzog derselben persönlich vor ihm erscheine und um Verzeihung bäte. Das geschah. Die

beiden Fürsten kamen zusammen und einigten sich nach dreitägigen Verhandlungen dahin, daß der Friede erneuert und das Bündniß wiederhergestellt sein sollte. Boleslaw kehrte nach diesem unblutigen Feldzuge nach Hause zurück, obschon seine Krieger murrten, daß ihnen die gehoffte Beute entgangen sei. Herzog Wratislaw dagegen gieng nach Usedom, mit ihm der Bischof von Bamberg, der erst jetzt, da alle Gefahr geschwunden, die Gesandten des Markgrafen Albrecht mit Danksagungen an ihren Herrn in ihre Heimath entließ.

Jetzt richtete Otto seine Thätigkeit besonders auf Stettin, dessen Bürger mit dem Herzoge entzwit waren, und auf die Insel Rügen, deren Bewohner sich hartnäckig gegen die Annahme des Evangeliums sträubten, obschon es ihnen mehrmals gepredigt worden war. Ein Volk von grausamer Wildheit, hatten diese Rana sogar geschworen, den Bischof, wenn er zu ihnen komme sollte, zu tödten. Diese Aussicht, auf der Insel möglicher Weise den Märtyrertod zu finden, reizte Otto noch mehr, und nur die dringenden Abmahnungen des Herzogs und der übrigen Freunde konnten ihn bestimmen für jetzt auf das Unternehmen zu verzichten. Dagegen erbot sich Udalrich, wenn man ihm einen Begleiter und einen Wegweiser gäbe, das Wagniß zu bestehen. Otto war damit einverstanden und gab ihm außerdem noch einen Polen als Dolmetscher mit. Aber der Priester Adalbert in Julin widersprach heftig und versicherte unter Thränen, daß die Sendboten einem gewissen Tode entgegengiengen und daß man den Bischof für den Urheber desselben halten würde. Darauf erwiderte Otto, er handele na

dem Beispiele Christi, der auch seine Jünger wie Schafe unter die Wölfe geschickt habe. In der folgenden Nacht hatte Udalrich einen Traum. Er sah sich in dem Vorhofe der Egidienkirche zu Bamberg, zur Reise gegürtet, aber als er sich anschickte durch das Portal zu schreiten, hielten ihn die Nonnen wehklagend am Gewande fest und wollten ihn nicht ziehen lassen. Als er den Traum dem Adalbert erzählte, legte ihn dieser in seinem Sinne aus: die Nonnen, deren Vorsteher jener war, hätten durch ihre Bitten Gott erweicht, daß er die todtverheißende Fahrt zu den Ranen nicht wolle. Aber Udalrich beharrte in seinem Entschlusse, bestieg mit seinen Gefährten ein Schiff und segelte von dannen. Heiter strahlte der Himmel und glatt und ruhig lag die See, doch plötzlich erhob sich ein Sturm und trieb das Fahrzeug der Küste wieder zu, von der es ausgesegelt war. Kaum hatte der Wind etwas nachgelassen, als sich Udalrich von neuem anschickte zur Fahrt. Aber der eine ganze Woche tobende Sturm vereitelte auch diesen Versuch so gut wie einen dritten. Da gab Otto das Unternehmen auf, indem er den Willen Gottes erkannte: die Ranen, meinte er, seien des heilbringenden Wortes nicht würdig.

Nun beschloß Otto, während seine Begleiter sich zum Predigen über das Land verbreiteten, selbst nach Stettin zu gehen, um dort die von der Kirche Abgefallenen dieser zurückzugewinnen. Da man ihm von dem gefahrvollen Unternehmen abrieth, wollte er heimlich und allein sich auf den Weg machen. Mit den nothwendigen heiligen Geräthschaften beladen, brach er eines Nachts auf, fand ein nach Stettin bestimmtes Schiff und war

im Begriff dasselbe zu besteigen, als seine Freunde, zuerst wieder Adalbert, ihn einholten und ihn durch flehentliche Bitten bewogen, umzukehren und wenigstens noch einen Tag bei ihnen zu verweilen. Otto ließ sich in der That nicht länger zurückhalten: zu der vereinbarten Stunde fuhr er ab. Nur von wenigen bewährten Genossen begleitet, gelangte er glücklich nach Stettin, wo er draußen vor den Thoren anlegte, sich aber nach kurzem Verweilen in die einst bei seinem ersten Aufenthalte hier gegründete Kirche des heiligen Petrus begab. Auf die Kunde hiervon rotteten sich die Anhänger des Heidenthums zusammen und bedroheten unter Geschrei und wüstem Lärm das Gotteshaus, aus welchem der Gesang von Hymnen und geistlichen Liedern zu ihnen herübertönte. Diese Klänge verfehlten ihre Wirkung nicht. Man wunderte sich, wie die dem Tode Geweiheten singen könnten, der Lärm verstummte, die Menge lauschte und lief endlich auseinander. Schon wurden Stimmen laut, daß es hier nicht der rohen Gewalt, sondern der Ueberzeugung bedürfe und daß es Sache der Priester sei, den alten Glauben zu vertheidigen. Bald faßten auch die Anhänger des Christenthums neuen Muth, vor allen ein wendischer Mann mit Namen Witzac, den Otto einst aus der Knechtschaft der Dänen losgekauft hatte und der jetzt unermüdlich war, das Gottesreich seinen Volksgenossen zu predigen und Ottos Worte zu bestätigen. Auf seinen Rath und sein Andringen entschloß sich der Bischof jetzt in das Innere der Stadt zu kommen, um das Evangelium dem Volke zu verkünden. Witzac und sein Anhang versprachen, ihn dabei kräftig zu unterstützen.

Am nächsten Sonntage, nach Beendigung der Messe, gieng es in feierlichem Aufzuge nach der Stadt, voran die entfaltete Kreuzesfahne, Otto selbst mit der bischöflichen Inful, Adalbert und Udalrich als seine Diaconen mit der Dalmatika bekleidet, und dann das übrige geistliche Gefolge. Witzac führte sie durch das Thor, wo er das Boot aufgehängt hatte, das ihn einst von dem fernen Dänenlande über das Meer getragen: es war so klein, daß es von zwei Männern mit Leichtigkeit fortgeschafft werden konnte. Mit dankbarer Rührung erkannten der Bischof und seine Begleiter, daß nur Gottes besondere Hülfe einen Menschen in diesem Fahrzeuge ohne Steuer über das Meer geführt haben konnte. Auf dem Markte angekommen, von den dichtgedrängten Haufen der Einwohner umfluthet, bestieg Otto das hölzerne pyramidenartige Gerüst, von welchem herab Herolde und obrigkeitliche Personen zu dem Volke zu reden pflegten. Witzac brachte nach langem vergeblichen Bemühen die lärmende Menge zum Schweigen, Adalbert diente als Dolmetscher. So begann die Verhandlung.

Ruhig hörte die Versammlung die ermahnende Rede des Bischofs an. Da stürzte plötzlich einer der Priester wüthend und keuchend seinen Stab schwingend zu den Stufen des Gerüstes, schüttelte mit der Hand zweimal die Säule, die dasselbe stützte, und befahl dem Bischofe zu schweigen. Als dieser fortfuhr zu reden, überschrie er mit mächtiger Stimme sowohl den Dolmetscher wie den Bischof und rief zu dem Volke gewandt: „Ihr Verblendeten, was laßt Ihr Euch täuschen und bezaubern? Sehet da Euren Feind, den Feind Eurer Götter! Auf,

was zaudert Ihr? Der heutige Tag soll allen seinen Gaukeleien ein Ende machen." Mit diesen Worten schwang er den Speer, den er in der Hand trug, gegen die Christen, und seine Anhänger folgten seinem Beispiel. Aber niemand wagte die Drohung zur That zu machen, unbeweglich wie Bildsäulen blieben sie stehen. Und als nun gar der Bischof das Zeichen des Kreuzes über ihnen machte und sie, die eben noch sein Leben bedrohet hatten, segnete, da beugten sich auch die trotzigsten Herzen. Man ließ den Bischof, ohne ihn weiter zu unterbrechen, seine Predigt vollenden, worauf sich die Versammlung zerstreuete.

Als er nun die Stufen der Bühne, von wo herab er geredet, hinunterstieg, bemerkte Otto die einst von ihm gegründete, jetzt aber in ihren Trümmern liegende Adalbertskirche. Mit Thränen in den Augen betrat er das entheiligte Gotteshaus, betete lange darin und zerschlug dann den an der Stelle errichteten Götzentempel: die Trümmer der Kirche sollten auf seine Kosten wiederhergestellt werden. Als er den Ort verlassen wollte, sah er sich noch einmal von dem wüthenden Pöbel bedrohet, aber auch dieses Mal schützte ihn Gott, denn ein Zittern und Zagen überkam die Tobenden bei dem Anblicke des Bischofs und ungekränkt ließen sie ihn von dannen ziehn. Otto blieb dann trotz der Bitten Witzacs und seiner übrigen Freunde in der Stadt, denn er vertrauete auf die Hülfe Gottes, zugleich auch auf den Schutz des Polenherzogs, der den Stettinern, falls sie nicht ihren Abfall bereuen und den Bischof um Verzeihung bitten würden, mit schwerer Strafe drohete. Unbehelligt durch-

wanderte er die Stadt, besuchte die Adalbertskirche, um sich von den Fortschritten ihrer Wiederherstellung zu überzeugen und gewann namentlich durch sein liebreiches Wesen die Kinder für sich und die christliche Lehre. Als er einst mehrere Knaben beim Spiele sah, begrüßte er sie in ihrer Landessprache und ertheilte ihnen seinen Segen. Die Kinder ließen ihr Spiel und folgten neugierig dem fremden Manne. Als dieser auf seine Fragen erfuhr, daß mehrere unter ihnen früher die Taufe empfangen hätten, ermahnte er sie, an dem christlichen Glauben fest- und sich beim Spiele von den heidnischen Kindern fernzuhalten. Man gehorchte ihm gern, und wie dann die Gemiedenen von dem Bischofe freundlich angeredet und belehrt wurden, verlangten auch sie Christen zu werden und trugen dieses Verlangen in ihre väterlichen Häuser.

Man hatte ein Religionsgespräch zwischen dem Bischofe und den heidnischen Priestern angekündigt. Als der dazu bestimmte Tag erschien, begab sich Otto in die herzogliche Burg, welche mitten in der Stadt auf dem Triglaffberge gelegen war. Hier begann er in der glänzenden Versammlung des Adels, der Priester und der Gemeindeältesten zu fragen, ob man gewillt sei, das Heidenthum abzuthun und das Evangelium anzunehmen. Da erhob sich ein Götzenpriester und rief: „Wir sind fest entschlossen jetzt und immerdar dem Glauben unserer Väter treu zu bleiben und die alten Götter zu ehren.“ Aber Otto unterbrach ihn mit strengen Worten, bekleidete sich mit der Stola und schickte sich an, den Bann der Kirche über die Abtrünnigen auszusprechen. Als die

Häuptlinge das sahen, baten sie flehentlich, er möge ihnen eine kurze Zeit zur Erwägung und Berathung gestatten. Otto willigte ein und nun verhandelten die Edlen ohne die Priester von der Morgenfrühe bis gegen Mitternacht. Das Ergebniß der Berathung, bei welcher man weltklug auch die politischen Vortheile in Erwägung zog, war der Beschluß, das Christenthum anzunehmen. Noch in der Nacht erhielt Otto durch seinen getreuen Witzac von diesem Ausgange der Berathung Kunde. Die Folge war, daß die heidnischen Priester das Weite suchten und nicht mehr in der Stadt sich zu zeigen wagten. Die übrige Einwohnerschaft fügte sich Ottos Anordnungen. Die Abgefallenen wurden wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen, die noch nicht Getauften getauft, die Kirchen hergestellt und vollendet, die heidnischen Heiligthümer der Vernichtung preisgegeben, ohne daß sich eine Hand zu ihrem Schutze geregt hätte.

Inzwischen erfuhr Otto, daß in einiger Entfernung von der Stadt sich noch ein Götzentempel befinde. Sogleich sandte er zu dessen Zerstörung den treuen und unermüdlichen Udalrich aus. Aber die in demselben befindlichen Heiden schleuderten beim Herannahen der Christen Holz und Steine nach ihnen, so daß Udalrich umkehrte und dem Bischofe den Stand der Dinge berichtete. Otto legte die bischöflichen Gewänder an, entfaltete die Kreuzesfahne und machte sich selbst auf den Weg. Da entsank den Heiden der Muth. Sie ergriffen schleunig die Flucht und der Tempel ward gleich den übrigen der Zerstörung geweihet. Auf dem Rückwege fand Otto einen schönen gewaltigen Nußbaum mit einem

Quell daneben, der als Heiligthum eines Götzen verehrt ward. Der Bischof gab sogleich den Befehl, den Baum zu fällen. Aber die Stettiner baten seiner zu schonen: den Opfern, welche unter seinem Laubdache dargebracht zu werden pflegten, versprachen sie zu steuern. Otto gab seine Einwilligung, aber während man noch darüber verhandelte, lief der Hüter des Baumes, der sein Leben von dessen Früchten fristete, herzu und führte von hinten mit der Axt einen heftigen Hieb gegen des Bischofs Haupt. Glücklicher Weise gieng der Hieb fehl, die Axt traf den Balken der an dem Orte befindlichen Brücke, und Adalbert entwand dem Wüthenden die Waffe. Man wollte den Frevler umbringen, aber Otto trat dazwischen, wehrte den Umstehenden und schenkte dem Manne das Leben.

Diese christliche Milde gewann dem Bischofe immer mehr die Herzen der Stettiner. Auch zeigte er sich stets bereit, ihnen in weltlichen Dingen zu dienen. So übernahm er auf ihre Bitten die Ausgleichung ihres Zwistes mit dem Herzoge von Pommern. Er gieng zu diesem Zwecke die Oder abwärts nach Kamin. Auf diesem Wege sollte er noch ein Mal eine ernste Gefahr zu bestehen haben. Zwei heidnische Priester warben in der Stille einen Haufen Bewaffneter, die den Reisenden auflauern, ihr Schiff überfallen und den Bischof umbringen sollten. Wirklich brachen an einer schmalen Stelle des Flusses die Gewaffneten plötzlich aus ihrem Versteck hervor und riefen das Fahrzeug an. Ottos Stettiner Begleiter ergriffen sogleich die Waffen und sprangen, zum Kampfe bereit, theils ans Land theils in das seichte

Wasser. Es entspann sich ein kurzes Gefecht, aber bald erkannten die Angreifer an den Stimmen ihrer Gegner, daß ihnen Mitbürger und Freunde gegenüberständen. Es kam darauf zu Erörterungen, und als die Begleiter des Bischofs erklärten, weshalb dieser die Reise unternehme und wie sie nicht zugeben würden, daß ihm dabei ein Unfall zustoße, den sie abwehren könnten, eilten die Angreifer davon. Die beiden Anstifter des Mordanschlages fanden bald darauf einen plötzlichen und kläglichen Tod. Otto dagegen gelangte ohne weiteres Hinderniß nach Julin, wo er die Gläubigen durch Beispiel und Lehre stärkte, viele Ungläubige aber dem Evangelium gewann und selbst wunderbare Heilungen vollbracht haben soll. In Kamin bei dem Herzoge fand er williges Gehör. „Das Volk, für welches du bittest," sprach dieser, „hat einen harten Nacken und scheuet weder Gott noch Menschen, aber deinetwegen sei ihm verziehen, denn du hast die Unbändigen besänftigt und die Wölfe in Lämmer verwandelt." Da fielen die Stettiner Abgeordneten dem Herzoge zu Füßen und empfiengen den Friedenskuß. Dann kehrten sie erfreuet und voll Dank gegen Otto nach Stettin zurück.

Inzwischen hatten die Ranen auf Rügen den Stettinern wegen ihres Uebertritts zum Christenthume Bündniß und Freundschaft gekündigt und allen Handelsverkehr abgebrochen. Bald kam es zu offenen Feindseligkeiten. In Stettin befrachtete Schiffe wurden auf offenem Meere von den Ranen gekapert und versenkt, ihre Kriegsfahrzeuge liefen in die Oder ein und landeten bewaffnete Haufen, welche die Umgegend verheerten. Aber die Stettiner zogen

ihnen unter dem Kreuzesbanner entgegen und besiegten sie in zwei Treffen an zwei auf einander folgenden Tagen. Und als dann die Ranen ihren Angriff erneuerten, griff die ganze Stadt zu den Waffen und eilte dem ungläubigen Feinde entgegen. Es kam zu einem hitzigen Gefechte, in welchem die Ranen vollständig unterlagen. Sie baten demüthig um Frieden, denn sie hatten erfahren, daß der Gott der Christen stärker sei als die von ihnen angebeteten Götter.

Bischof Otto weilte, als dieses geschah, noch in Julin. Wieder regte sich jetzt in ihm der Wunsch, die Bekehrung des unbändigen Volkes jenseits des Sundes zu versuchen. Die von dort herüber kommenden Drohungen schreckten ihn nicht, reizten vielmehr durch die Aussicht auf die Krone des Märtyrerthums. Er überlegte nur, ob er allein oder mit zahlreicher Begleitung hinübergehen sollte. Da erfuhr er von einigen Stettinern, Rügen stehe von früheren Missionsversuchen her unter dem dänischen Erzbisthume Lund. In der Ueberzeugung, zu seinem Werke in diesem Falle der Erlaubniß des dortigen Erzbischofs zu bedürfen, schickte er einen Priester Namens Juvanus mit reichen Geschenken nach Dänemark, um jene Erlaubniß für ihn zu erbitten. Nach sechs Wochen kehrte dieser zurück mit einer Ladung Butter als Gegengeschenk und dem Bescheide, daß der Erzbischof sich nicht augenblicklich erklären könne, sondern die Sache auf der nächsten Synode den Großen des Landes zur Entscheidung vorlegen wolle: dann solle durch einen sichern Boten Nachricht erfolgen.

Das schien dem Bischofe denn doch zu weit aussehend, zumal vom Könige Lothar wie aus seinem Sprengel drin-

gende Mahnungen einliefen, nach Deutschland zurück zu kehren. So gab er, wie es scheint von einem richtigen Gefühl geleitet, die Absicht die Ranen zu bekehren auf, besuchte noch einmal die neu gegründeten Gemeinden und trat darauf den Rückweg an. Dieses Mal gieng er durch Polen, verweilte acht Tage bei dem Herzoge Boleslaw in Gnesen und erreichte kurz vor Weihnachten, am 20. December, sein geliebtes Bamberg wieder.

Hier hat er noch über ein Jahrzehnt segensreich gewirkt, aber das Land, welches er für alle Zeiten dem Evangelium gewonnen, hat er nicht wiedergesehen. Dennoch blieb er auch in der Ferne ein treuer Berather seiner Täuflinge und ein helfender Freund dem pomimerschen Volke. Sind auch seine Bemühungen, die Gründung eines eigenen Bisthums für das Land durchzusetzen, gescheitert, so hat er doch durch seine Mission nicht nur den Kreis der Gläubigen erweitert sondern auch der Ausbreitung des deutschen Volksthums neue Wege eröffnet. Wenn das Gebiet um die Mündung der Oder jetzt ein durch und durch deutsches Land geworden ist, so muß man diese erfreuliche Veränderung hauptsächlich dem milden und muthigen Apostel der Pommern zuschreiben.

Vierter Abschnitt.

Lothars königliches Regiment. Der heilige Norbert.

Der Widerstand der Staufischen Brüder, obschon bei weitem am gefahrdrohendsten, war doch nicht der einzige, den Lothar während der ersten Hälfte seiner Regierung erfuhr. Auch nach anderen Seiten hin hatte er die Würde und das Ansehen der Krone zu wahren. Und in der ersten Zeit seiner Herrschaft ist ihm dies nicht immer und nicht überall gelungen, aber jeder Vortheil, den er über die Staufer errang, befestigte auch in den übrigen Landschaften mehr sein Ansehen und er ist dann auf die Bändigung widerstrebender Reichsstände ebenso bedacht gewesen, wie er mit unnachsichtiger Strenge den Landfrieden aufrecht erhielt und die Frevler gegen denselben seinen königlichen Zorn empfinden ließ.

Bei der Wiederbesetzung der durch den Tod erledigten geistlichen Aemter hat Lothar im Gegensatz zu seinen Vorgängern vor allem die Wünsche und das Interesse der Kirche im Auge gehabt, selbst wenn dabei verwandtschaftliche Rücksichten auf seiner Seite ins Spiel kamen.

Es hieng das mit den ganzen Anschauungen des Königs zusammen, der, nach Erziehung und späterer Lebensrichtung der Kirche aufrichtig ergeben und durch ihren Einfluß vorzüglich zum Throne gelangt, in frommer Hingebung den Frieden mit derselben zu wahren bestrebt war. Dies zeigte sich gleich bei seiner Thronbesteigung, als das wichtige Erzbisthum Magdeburg, welchem seiner Bestimmung gemäß die Mission unter den mittleren Wendenstämmen oblag, durch den Tod des Erzbischofs Rugger († 20. December 1125) erledigt wurde. Es kam zu einer zwiespältigen Wahl und einer der beiden Erwählten war der Vetter des Königs, Konrad von Querfurt. Vergebens versuchte Lothar nach seinem unglücklichen Feldzuge gegen Böhmen bei einem Aufenthalte in Magdeburg persönlich die Parteien zu versöhnen und eine einheitliche Wahl herbeizuführen. Da dies nicht gelang, so beschied er die Domherren zu einer Neuwahl nach Speier. Hier brachte man drei Personen in Vorschlag, darunter Norbert, der soeben die Bestätigung des von ihm gegründeten Prämonstratenserordens in Rom erlangt hatte. Ihn, den im Rufe großer Heiligkeit stehenden Mann, wählte man einstimmig und Lothar, sein Familieninteresse dem Willen der Kirche unbedenklich unterordnend, belehnte ihn sogleich mit den weltlichen Abzeichen der bischöflichen Würde.

Norbert war der Sohn vornehmer Eltern. Zu Xanten am Rhein im Jahre 1070 geboren, trat er frühzeitig als weltlicher Chorherr in das dortige Stift St. Viktor. Von schöner Gestalt und gewandten Umgangsformen, liebenswürdig und beredt, war er als junger Mann am kaiserlichen Hofe wie bei dem Erzbischofe

Friedrich von Cöln gleich wohlgelitten. Sein Wesen war eher dasjenige eines lebenslustigen Weltkindes als eines von seinem Berufe erfüllten Geistlichen. Da sollte ihn ein Ereigniß, in welchem er den Wink einer höheren Macht zu erkennen glaubte, auf andere Wege führen. Er ritt einst — es war im Jahre 1115 — reich gekleidet, wie er das gewohnt war, auf stattlichem Pferde, von seinem Diener begleitet, nach dem in der Nähe von Xanten gelegenen Orte Vreden. Ein Unwetter war im Anzuge, und plötzlich schlug ein Blitzstrahl dicht vor dem sorglos Dahinreitenden in die Erde. Wie leblos stürzten Mann und Roß zusammen, und erst nach einer Stunde kehrte das Bewußtsein Norberts so weit zurück, daß er sich erinnern konnte, was mit ihm geschehen. Alsbald änderte er Gesinnung und Lebensweise. Er glaubte in dem, was ihm widerfahren, die Mahnung des Himmels zu erblicken, dem weltlichen Treiben ganz zu entsagen und sich mit voller Seele dem geistlichen Berufe zuzuwenden. Mit dem Feuereifer einer starken Natur ergriff er die neue Richtung, entsagte dem Hofleben, trug ein härenes Gewand auf bloßem Leibe und führte in der Abtei Siegburg, wohin er sich zurückzog, ein Leben der härtesten Kasteiung. Nachdem er auf sein flehentliches Bitten wider die Gewohnheit vom Erzbischofe von Cöln zum Diakon und Priester geweihet worden war, gieng er an den Ort seines früheren Lebens zurück und trat als eifriger Bußprediger unter den Genossen seiner früheren Lüste und Ausschweifungen auf. Er erntete, wie vorauszusehen, Widerspruch und Hohn, aber das schreckte ihn so wenig wie die ihm angethanen

Beschimpfungen, die er mit christlicher Milde ertrug. Auf einer Kirchenversammlung, welche 1118 unter Leitung des päpstlichen Legaten Hugo von Präneste zu Fritzlar gehalten wurde, sah er sich von der Mehrzahl der anwesenden Geistlichen förmlich angeklagt. Man beschuldigte ihn der unberufenen Neuerungssucht, der misbräuchlichen Predigt, ja der absichtlichen Heuchelei. Aber er vertheidigte sich mit glänzender Beredtsamkeit. Da man ihm vorwarf, daß er wie ein Mönch in Lamm- und Ziegenfellen einhergehe, ohne doch nach der Regel der Mönche allem Eigenthume entsagt zu haben, gab er alle seine Pfründen auf, verkaufte sein väterliches Erbe, vertheilte den Erlös unter die Armen und behielt für sich nur zehn Mark Silbers, ein Maulthier und das zum Meßopfer unentbehrliche Geräth. So zog er aus und pilgerte zu freiwilliger Büßung seines früheren üppigen Hoflebens nach Rom. Mitten im Winter, von allem entblößt — denn in Huy an der Maas hatte er auch die letzten zehn Mark den Armen geschenkt — mit nackten Füßen, über Schnee und Eis wanderte er durch Burgund und Frankreich nach St. Giles in der Provence, wo er den aus Rom vertriebenen Papst Gelasius traf und von diesem die Erlaubniß erhielt, die Welt als Bußprediger zu durchziehen.

Auf diesen Kreuz- und Querzügen kam er im Jahre 1120 nach Laon, wo ihn der Bischof in das dortige Martinsstift aufnahm, um dieses mit seiner Hülfe zu reformiren. Aber das bewegte Treiben der Stadt und der weltliche Sinn der dortigen Chorherren, die er nicht zu bekehren vermochte, verleideten ihm den Aufenthalt in

Laon. „Nicht in Städten," sagte er, „sondern in Einöden und Wüsten soll meines Bleibens sein." Durch Traumgesichte bestimmt, wählte er zu seinem Aufenthalte einen wüsten Ort im Thale Vosage, nahe bei Coucy in der Champagne. Er nannte den Ort, da er ihm durch göttliche Eingebung angewiesen worden sei, Praemonstratum (Prémontré) und gründete hier ein Kloster. Die Zahl seiner Schüler wuchs rasch: nach wenigen Jahren waren es vierzig Geistliche und Viele vom Laienstande. Norbert lehrte und leitete sie mit hingebender Liebe und rastlosem Eifer, ohne sich anfangs an eine bestimmte Ordensregel zu binden. Endlich wählte er diejenige des heiligen Augustin. So wurde er der Stifter des Prämonstratenserordens. Bald erhob sich an dem ehemals so öden Orte ein neuer stattlicher Kirchen- und Klosterbau. Der Ruhm des frommen Mannes, von dem man sich selbst Wunder erzählte, verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit. In den Rheinischen Gegenden, in Frankreich, den Niederlanden und Westfalen entstanden zahlreiche Klöster nach dem Muster von Prémontré. Besonders war es der hohe Adel, der die Verbreitung des Ordens beförderte, seine Burgsitze nicht selten in Prämonstratenserklöster verwandelte. So gründete Ludwig von Arnstein auf seiner in reizender Gegend an der Lahn gelegenen gleichnamigen Burg eine Ordenskolonie, so schenkte der Graf von Bogen sein Schloß Windberg bei Regensburg dem Orden, um dort ein Prämonstratenserkloster einzurichten. Und häufig traten die adligen Donatoren selbst in die Brüderschaft ein, entsagten dem Waffenwerk und legten die härene Kutte an, wie jener

Graf von Arnstein, Graf Gottfried von Cappenburg und Graf Otto von Reveningen, durch dessen Freigebigkeit das Kloster Gottesgnade bei Calbe entstand.

Dieses war die Vergangenheit Norberts, als er auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben wurde. Ein Feld unbegrenzter Thätigkeit that sich damit für ihn und seinen Orden auf. Aber anfangs entsprach seine Wirksamkeit keineswegs den gehegten Erwartungen. Wie er gegen sich selbst die größte Strenge übte — er hatte die Stadt baarfuß betreten und war deshalb an dem Portale des Domes von dem Thürsteher zurückgewiesen worden — so trat er auch schroff und rücksichtslos nach außen hin auf. Die liutizischen Stämme erbitterte seine Härte so sehr, daß sie nun erst recht nichts vom Christenthume wissen wollten. Wir haben gesehen, welche Stimmung Bischof Otto von Bamberg unter ihnen fand und wie sehr sie gegen den Magdeburger Erzbischof aufgebracht waren. Auch unter den Angehörigen seines Stiftes erweckte die herbe Strenge, welche Norbert zeigte, und namentlich die Unnachsichtigkeit, mit welcher er entfremdetes Kircheneigenthum zurückforderte, ihm viele Feinde. Nirgend aber war man erbitterter auf ihn als in Magdeburg selbst, unter der dortigen Bürgerschaft. Unablässig war er bemüht, seinem Orden in diesen fernen Gegenden Eingang zu verschaffen. So verwandelte er, nicht ohne heftigen Widerstand zu finden, das von dem Erzbischofe Gero im Jahre **1016** gegründete Kloster U. L. Frauen in ein Prämonstratenserstift, besetzte das Benediktinerkloster Pöhlde am Harz mit Mönchen seines Ordens und bewog den Grafen Otto von Reveningen

oder Crudorp, unweit des Einflusses der Saale in die Elbe das Kloster Gottesgnade zu gründen (1131). Aber die Prämonstratenser waren bald wegen ihrer ascetischen Strenge und der ihnen von dem Erzbischofe erwiesenen Auszeichnung und Bevorzugung ein Gegenstand des bittersten Hasses. Gegen den Erzbischof wurden wiederholt Mordversuche gemacht, einer selbst von einem Geistlichen. Als er dann die durch unsittlichen Frevel entweihete Domkirche trotz des Widerstandes des Domkapitels von neuem weihen zu müssen erklärte und dieses Geschäft in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1131 vornahm, erhob sich in Magdeburg ein wüthender Auflauf gegen ihn, dem er nur mit Mühe und arg vom Volke gemishandelt entrann. Er gieng nach Halle, und da man ihn hier nicht aufnehmen wollte, in ein benachbartes Stift regulirter Chorherrn, wo er über die Aufrührer den Bann der Kirche verhängte. Das wirkte. Nach Verlauf von sechs Wochen baten sie demüthig und reuig um Verzeihung. Seitdem war das Verhältniß des Erzbischofs zu seinen Unterthanen besser. Bald darauf zerstörte er mit Hülfe der Magdeburger Bürger das Raubschloß Analenburg. Doch geschah auch jetzt und so lange Norbert lebte, von Magdeburg aus wenig für die Mission im Wendenlande. Als der Erzbischof im Jahre 1133 den König Lothar nach Italien begleitete, erlangte er von Innocenz II. die Bestätigung seines Metropolitanrechtes über die Bisthümer jenseits der Elbe, Oder und Saale, wo eben damals die neuen Bisthümer Stettin, Kamin und Lebus in der Bildung begriffen waren. Doch vermochte weder Norbert noch auch seine Nachfolger,

ihre Ansprüche nach dieser Richtung hin durchzusetzen. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien erlag der Erzbischof am 6. Juni 1134 einer abzehrenden Krankheit: im Kloster U. L. Frauen, seiner Lieblingsstiftung, fand er die irdische Ruhestätte. Hat er auch selbst, theils durch die Richtung seines Charakters gehemmt, theils durch die zu seinen Lebzeiten wenig günstigen Umstände daran gehindert, die Verbreitung des Evangeliums im Wendenlande nicht unmittelbar gefördert, so ist die Wirksamkeit des von ihm gestifteten und in diesen Gegenden eingebürgerten Ordens in der Folge eine um so großartigere gewesen, und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man behauptet, daß das große nationale Werk der Christianisirung der wendischen Stämme zwischen der unteren Elbe und Oder mittelbar vorzugsweise von ihm ausgegangen ist.

Zu derselben Zeit, da Norbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg berufen wurde, war Lothars Einschreiten auch in Bezug auf die Wiederbesetzung des ältesten Bisthums in Franken erforderlich. Heinrich V. hatte in Würzburg nach dem Tode des dortigen Bischofs Erlung († 28. December 1121) den Grafen Gebhard von Henneberg in das bischöfliche Amt eingesetzt, die dortige päpstliche Partei dagegen den Diaconus Rudger gewählt. Daraus entstanden zwischen den beiden Gegenbischöfen heftige Fehden, die auch durch Rudgers Tod (1125) keineswegs ihr Ende erreichten, da der Papst Honorius II. sich trotz der Verwendung des Erzbischofs Adalbert von Mainz gegen Gebhard erklärte und die Neuwahl seiner Partei auf den Grafen Embricho von

Leiningen lenkte. Gebhard rief deshalb die Hülfe Lothars an, und dieser beschied ihn vor die versammelten geistlichen Fürsten, als er um Mittsommer 1126 zu Straßburg tagte. Gebhard ward hier, da der König eine persönliche Entscheidung für ihn ablehnte, nach Rom verwiesen, da er aber dort seine Anerkennung nicht durchzusetzen vermochte, so ließ ihn auch Lothar fallen, obschon ihm 300 Mark Silbers von Gebhard für das Bisthum geboten wurden. Der König wollte von einer solchen Simonie nichts wissen, und in Folge seiner Entscheidung kam Embricho 1127 in den unbestrittenen Besitz des bischöflichen Stuhles.

Trotz der auch bei dieser Gelegenheit bewiesenen kirchlichen Gesinnung des Königs widerstrebten ihm dennoch Manche der hohen geistlichen Würdenträger, so namentlich der Erzbischof Friedrich von Cöln, der seine Abneigung gegen Lothar offen zur Schau trug, als dieser das Weihnachtsfest 1126 zu Cöln feierte. Friedrich zog sich damals unter dem Vorwande einer Krankheit nach Siegburg zurück und vermied jedes Zusammentreffen mit dem Könige, allein die steigenden Erfolge des letzteren bewogen ihn bald sich mit Lothar auszusöhnen. Dieses geschah auf einer großen Kirchenversammlung zu Corvey am 16. Mai 1129. Als Friedrich dann am 25. October 1131 starb, erfolgte auch zu Cöln eine zwiespältige Wahl, indem ein Theil der Geistlichkeit und des Volkes dem Propst Gottfried von Xanten, der andere dem Propste Bruno von St. Gereon seine Stimme gab. Der letztere, aus dem Geschlechte der Grafen von Berg, hatte kurze Zeit vorher die Wahl zum Erzbischofe von

Trier abgelehnt und litt an der Fallsucht, allein Lothar, bei dem er im hohen Ansehen stand, setzte ihn im Einverständniß mit den Legaten des Papstes in das Erzstift ein und zwang den Gegner, auf das letztere zu verzichten.

In ähnlicher Weise wie hier und in Würzburg handelte Lothar im engen Einvernehmen mit der Kirche auch in Bezug auf das Straßburger Bisthum und die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Trier. Dort führte er den seit mehreren Jahren vertriebenen Bischof Bruno, als dieser sich mit der Kirche verständigt hatte, auf die Bitten der Bischöfe und die Verwendung der Königin in das Bisthum zurück (**1129**) und schützte ihn im Besitz desselben gegen die Anfeindungen des Straßburger Clerus und Volkes, bis Bruno **1131** freiwillig der bischöflichen Würde entsagte und nun Gebhard zu seinem Nachfolger gewählt wurde. In Trier war nach des Erzbischofs Meginher Tode († **31.** October **1130**) die Wahl auf den damaligen Propst zu Coblenz, Bruno von Berg, gefallen, dieser hatte aber, wie bereits erwähnt, abgelehnt. Nun kam es, obschon Lothar selbst der Neuwahl beiwohnte, zu ärgerlichen Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit auf der einen und dem Adel und der Bürgerschaft auf der anderen Seite. Die letzteren versuchten auf tumultuarische Weise die Wahl jenes Gebhard durchzusetzen, der schon früher vergeblich nach dem Bisthume Würzburg gestrebt hatte. Der Clerus dagegen sprach sich für den auch von dem päpstlichen Legaten und dem Könige begünstigten Propst Albero zu Metz aus. Unverrichteter Sache löste sich

der Wahltag auf, und auch eine von den Bischöfen zahlreich besuchte Kirchenversammlung zu Mainz, welche die Sache erledigen sollte, hatte keinen besseren Erfolg. Es bedurfte der Dazwischenkunft des Papstes Innozenz II., an welchen sich die Triersche Geistlichkeit mit der Bitte wandte, ihrer nun schon seit Jahren verwaisten Kirche wieder ein Oberhaupt zu geben. Innocenz entschied sich zu Rheims, wo er Ende Octobers **1131** eine große Kirchenversammlung hielt und wohin auch Albero von Metz gekommen war, für diesen, den er mit Recht für den geeigneten Mann hielt, die zerrütteten Zustände des Erzstiftes durch Entschiedenheit und Klugheit zu ordnen und eine bessere Verwaltung wie bisher einzuführen. In Vienne wurde Albero von des Papstes eigener Hand zum Erzbischofe geweihet.

Wenn Lothar bei allen diesen Bischofswahlen sich den Wünschen der Kirche und ihres Oberhauptes entweder fügte oder aus eigener Anschauung mit diesen Wünschen zusammentraf, so hat er doch bei einer Gelegenheit dieser Art seinen Willen gegen denjenigen der Kirche durchzusetzen gewußt. Bischof Otto von Halberstadt, einst dem Bisthume durch Heinrich V. aufgedrungen, lebte in stetem Hader mit seiner Geistlichkeit, die ihn bei dem Papste Honorius II. der Simonie anklagte und seine Absetzung von diesem zu erlangen wußte. Allein Otto stand bei dem Könige Lothar in hoher Gunst, und als die angeordnete Neuwahl eine Doppelwahl wurde, verwarf Lothar nicht nur die beiden Erwählten sondern verwandte sich auch dringend für Otto bei Honorius II. Als dann des letzteren Nachfolger Innocenz II. im Jahre

1133 Hülfe flehend nach Deutschland kam, erneuerte Lothar bei ihm seine Bitten in Bezug auf den entsetzten und gebannten Bischof von Halberstadt. Innocenz zeigte sich willfährig. Er löste Otto zu Lüttich, wo die große Zusammenkunft mit dem Könige stattfand, vom Banne der Kirche und stellte ihn als Bischof von Halberstadt wieder her.

So war Lothars Verhältniß während der ersten Jahre seines Regiments gegenüber den kirchlichen Gewalten im Reiche, schonend, versöhnlich und in den wichtigeren Fällen ausnahmslos den Wünschen der päpstlichen Curie sich fügend. Anders trat er gegen die weltlichen Großen auf, welche — zum Theil seine früheren Freunde und Bundesgenossen — den Widerstand gegen das Königthum, wie einst zu Zeiten Heinrichs IV. und V., fortzusetzen wagten. Die lothringischen Fürsten zeigten sich von vornherein wenig geneigt, Lothar als König anzuerkennen. Zwar schlossen sie sich nicht geradezu den Staufern an, aber sie verharrten in ablehnender Haltung und förderten dadurch mittelbar den Widerstand der letzteren. Als Lothar zu Anfang des Jahres 1127 zu Aachen im lothringischen Lande Hof hielt, erschien niemand von den Fürsten des Landes, um ihn zu begrüßen. Er entsetzte daher Gottfried von Löwen, welchem Heinrich V. das Herzogthum Niederlothringen übertragen hatte, dieser Würde und verlieh sie an Walram, auch Paganus genannt, den Sohn von Gottfrieds Vorgänger im Amte, Heinrich von Limburg. So entzündete sich in den unteren Rheingegenden ein Bürgerkrieg, den der damals vielfach anderwärts beschäftigte König sich selbst

überlassen mußte. Am 7. August 1129 erfocht Walram bei Duras einen glänzenden Sieg über seinen Gegner, der das Land furchtbar verheert, selbst Kirchen und Klöster nicht geschont hatte und deshalb in den Bann der Kirche verfallen war. Die Folge dieses Sieges war, daß der ganze östliche Theil des Landes Walram als Herzog anerkannte, während sich Gottfried in Brabant und den westlichen Gegenden behauptete. Aber auch er hielt es für gerathen, später sich Lothar zu nähern, beschickte ihn durch Gesandte und warb um seine Gunst. Auch die übrigen Herren des Landes, besonders aus Oberlothringen, gaben ihren Widerstand gegen den König auf und erschienen zu Weihnachten 1128 in Worms, um ihm zu huldigen. Hier klagte Hermann von Calvelage den Grafen Gerhard von Geldern als Reichsfeind an, und Lothar forderte diesen auf, sich zu rechtfertigen. Wenige Wochen später erschien Gerhard vor dem Könige zu Cöln und gab sich bedingungslos in dessen Hand. Lothar verzieh ihm, aber tausend Mark Silbers mußte er als Lösegeld erlegen. Unbedeutendere Leute, welche sich Gewaltthaten erlaubten, erfuhren des Königs ganze Strenge. So ließ er am 10. Februar 1129 einen gewissen Giselbert, der Jahre lang das Bisthum Utrecht befehdet und verwüstet hatte, als Landfriedensbrecher zu Altena enthaupten.

Aehnlich wie in Lothringen gestalteten sich die Verhältnisse in dem zum deutschen Reiche gehörigen, wenn auch nur locker mit diesem verbundenen Burgund. Hier war Wilhelm III., Graf von Hochburgund, am 1. März 1127 eines gewaltsamen Todes gestorben. Als sein

nächster Erbnehmer trat sein Vetter Rainald auf, hielt es aber nicht für nöthig, bei dem deutschen Könige die Belehnung nachzusuchen. Lothar erließ damals ein Gesetz, dessen Spitze sich offenbar gegen Rainald kehrte, indem es den Verlust und die Einziehung eines jeden Lehens vorschrieb, um dessen Bestätigung der Lehnserbe nach Jahr und Tag nicht bei dem Lehnsherrn nachgesucht habe. Allein Rainald beharrte in seiner ablehnenden Haltung. Da verlieh Lothar auf dem Reichstage zu Speier (September **1127**) das Erbe des ermordeten Wilhelm an dessen Oheim Konrad von Zähringen und gab dadurch auch hier die Losung zu langjährigen Fehden zwischen den beiden Nebenbuhlern. Dem Zähringer gelang es, sich in den von Wilhelm früher besessenen Gegenden der heutigen Schweiz festzusetzen, während sich Rainald in dem eigentlichen Hochburgund (der späteren Franche-Comté) behauptete.

Innerlich schwerer mochte es Lothar werden, gegenüber seinen alten Freunden und Bundesgenossen in Sachsen sein Ansehen zur Geltung zu bringen, aber äußerlich wurde es ihm bei der großen Verehrung, welche er in diesem Lande noch von der Zeit seines Herzogthums her genoß, leichter. Unerbittlich ließ er hier, wenn Ausschreitungen vorkamen, die Strenge des Gesetzes walten. So mußte zunächst Albrecht von Ballenstedt, dem er früher gegen Heinrichs V. Willen zum Besitze der Ostmark und der Mark Lausitz verholfen hatte, seinen königlichen Zorn erfahren. Albrecht war ein ehrgeiziger Mann, dessen unruhiger Geist damals noch nicht das Feld gefunden hatte, auf welchem er später eine bleibende

Schöpfung des germanischen Volksthums aufgebauet hat. Die Keime einer großartigen, politisch schöpferischen Natur lagen in ihm, aber sie waren noch unentwickelt: noch war er nicht der gewaltige Bezwinger der Wenden, als welchen man ihn später mit dem Bären, dem Könige der deutschen Wälder, verglichen hat. Albrechts Schwager, Markgraf Heinrich von der Nordmark, aus dem Stadischen Hause, war kurz nach seiner Rückkehr aus dem erfolglosen Feldzuge Lothars gegen Speier am 4. December 1128 in blühender Jugend gestorben. Die so erledigte Mark übertrug der König zu vorläufiger Verwaltung dem nächsten Blutsverwandten des Verstorbenen, dem Grafen Udo von Freckleben. Sei es nun, daß Albrecht sich selbst auf den Besitz der Nordmark Hoffnung gemacht hatte, oder daß er wegen der Erbschaft seiner Schwester, der von Heinrich hinterlassenen Wittwe, mit Udo in Streit gerieth, genug, es entspann sich zwischen beiden Männern eine Fehde, in welcher Albrecht die in der Nähe von Wolmirstedt an der Mündung der Ohre gelegene Hildagesburg durch nächtlichen Ueberfall eroberte und verbrannte. Eine ähnliche Unternehmung, welche er noch in demselben Jahre (1129) gegen den festen Thurm Gundersleben wagte, schlug ihm indessen fehl. Die Freunde des Königs eilten dem bedroheten Orte zu Hülfe und vereitelten die Absicht des Markgrafen. Die Fehde setzte sich dann bis in den Frühling des nächsten Jahres fort. Am 15. März 1130 traf Udo zufällig in der Nähe von Aschersleben mit Albrechts Dienstleuten zusammen. In dem Gefechte, welches sich sogleich entspann, ward er selbst erschlagen, mehrere seines Gefolges verwundet oder gefangen.

Zu derselben Zeit geschah in Sachsen eine andere Gewaltthat, welche noch offener das königliche Ansehen verhöhnte. Burchard von Luckenheim (Lockum), ein Freund Lothars und von diesem mit der Verwaltung der Grafschaft in Friesland betrauet, wurde von seinem Lehnsherrn, dem Grafen Hermann von Winzenburg, ermordet. Die That geschah auf einem Kirchhofe und erhielt dadurch in den Augen der Zeitgenossen ein noch ruchloseres Ansehen, da dergleichen Orte, wie die Kirchen selbst, als unverletzliche Freistätten betrachtet wurden.

Lothar hatte eben das hartnäckige Speier bezwungen, als ihn die Kunde von diesen Frevelthaten erreichte. Er war darüber um so mehr aufgebracht, als die Urheber derselben seine früheren Genossen und Freunde waren, und beschloß daher, hier mit der äußersten Strenge durchzugreifen. Von Bamberg, wo er das Osterfest gefeiert hatte, begab er sich nach Sachsen und berief zu Pfingsten einen großen Reichstag nach Quedlinburg. Hier ward über den Winzenburger zu Gericht gesessen. Der Spruch der Fürsten erklärte ihn seiner Reichslehen für verlustig und verhängte über ihn die Acht des Reiches. Die Landgrafenschaft, die er in Thüringen verwaltet hatte, erhielt Graf Ludwig, ein Verwandter des Königs, Winzenburg selbst und die dazu gehörigen Besitzungen fielen an die bischöfliche Kirche von Hildesheim zurück, von welcher sie zu Lehen giengen. Graf Hermann vertheidigte indessen diesen seinen Hauptwaffenplatz tapfer und erst am 31. December 1131 ergab er sich dem Könige zu Goslar. Die Winzenburg ward völlig zerstört, ihn selbst hielt Lothar längere Zeit auf der Blankenburg am Harz in enger Haft.

Nicht so schnell sollte die Angelegenheit Albrechts von Ballenstedt erledigt werden. Zwar ward auf jenem Reichstage zu Quedlinburg höchst wahrscheinlich eine endgültige Entscheidung über die Nordmark getroffen: Lothar verlieh sie dem durch Schönheit und Tapferkeit gleich ausgezeichneten Konrad von Plötzkau, einem Vetter des letzten Markgrafen Heinrich und einem Sohne jenes Helprich von Plötzkau, welchem bereits Heinrich V. dieses Reichslehen einmal zugedacht hatte. Aber das Urtheil über Albrecht wurde auf eine passendere Zeit verschoben. Erst bei Gelegenheit jener Zusammenkunft Lothars mit dem Papste Innocenz II. zu Lüttich erfolgte auch über den Markgrafen der Spruch des Fürstengerichts. Alle seine früheren Erwerbungen, die er der Hülfe Lothars verdankte, die Lausitz sowohl wie der größte Theil der Ostmark, wurden ihm entzogen, jene dem Magdeburger Burggrafen Heinrich von Groitzsch verliehen, dem sie einst Albrecht unter Lothars Schutze mit den Waffen abgerungen hatte. Der Markgraf, welcher selbst in Lüttich anwesend war, wagte keinen Widerstand, vielmehr ist er in richtiger Erkenntniß der Sachlage bemüht gewesen, die verlorene Gunst des Königs durch treue und hingebende Dienste zurückzugewinnen.

Mit größerer Strenge noch wie bei dieser Gelegenheit trat Lothar damals gegen die Bürger von Halle auf, welche sich gleichfalls eines Friedensbruches schuldig gemacht hatten. Aus unbekannten Ursachen in Feindschaft mit den benachbarten Herren von Schraplau und Eichstedt gerathen, tödteten sie Konrad von Eichstedt mit vielen seiner Genossen, darunter die Brüder Adalbert und Eribo, in

den Straßen ihrer Stadt, nach anderen Berichten in der Nähe derselben. Bei dieser Gelegenheit ward die Mutter Albrechts von Ballenstedt, welche gerade in Halle weilte, von dem wüthenden Haufen gleichfalls bedrohet und entgieng dem Tode nur durch eilige Flucht. Lothar bestrafte diesen Friedensbruch mit einer Härte, die ihm sonst fremd war. Mehrere von den Bürgern büßten den begangenen Frevel mit ihrem Leben, andere wurden geblendet oder sonst an ihrem Leibe gestraft, die übrigen mußten durch Zahlung großer Geldsummen die Verzeihung des Königs erkaufen.

So waltete Lothar, nachdem er die ersten Schwierigkeiten, die sich ihm beim Beginn seiner Regierung entgegenstellten, glücklich überwunden hatte, nach allen Seiten hin mit unparteiischer Strenge, eifrig bemühet, den Frieden des Reiches zu wahren und das gute Verhältniß mit der Kirche nicht aufs Spiel zu setzen.

Fünfter Abschnitt.

Der Römerzug.

In Italien hatten die Dinge inzwischen eine solche Wendung genommen, daß sie das Eingreifen Lothars in dringender Weise zu fordern schienen. Nicht nur daß sich der Staufer Konrad hier immer noch als Gegenkönig behauptete, sondern in der Hauptstadt der Christenheit, in Rom selbst, stritten zwei Gegenpäpste um die Schlüssel Petri und wandten sich wetteifernd um Hülfe und Beistand an den deutschen König.

Nach dem Tode des Papstes Honorius II. († 14. Februar 1130) hatte eine Doppelwahl stattgefunden. Ein Theil und zwar die Minderzahl der Cardinäle wählte in aller Eile und Stille den bisherigen Cardinal-Diaconen Gregor von Sant' Angelo, der als Papst den Namen Innocenz II. annahm, die übrige Mehrheit dagegen den Cardinal-Priester Peter von Santa Marien, den Enkel eines vom Papst Leo IX. getauften Juden, der sich dann Anaklet II. nannte. Der letztere hatte außer unermeßlichen Reichthümern, die sein Vater und

Großvater erworben und die ihr Geschlecht, das der Pierleoni, rasch zu einem der angesehensten und mächtigsten der Stadt erhoben hatten, den bei weitem zahlreichsten Theil der römischen Bevölkerung für sich. Von dem Adel der Stadt hielten nur die Frangipani und Corsi zu Innocenz II., alle anderen Geschlechter standen auf der Seite Anaklets. Innocenz sah sich daher bald durch seinen Gegner aus der Stadt vertrieben, und als dieser dann auch die Burgen der Frangipani zerbrach und diese zur Unterwerfung nöthigte, floh er mit seinem Anhange, gieng anfangs zu Schiffe nach Pisa, wo man ihn mit hohen Ehren empfieng, und dann weiter nach Frankreich, wo er den Beistand des Königs Ludwig VI. zu erlangen suchte. Allein Ludwig hielt sich anfangs vorsichtig zurück und wollte ohne vorhergegangene Berathung mit der französischen Geistlichkeit in der Sache keinen Entschluß fassen. Erst die beredten Worte des heiligen Bernhard, der die Rechtmäßigkeit von Innocenz' Wahl durch die Vorschrift des canonischen Rechtes begründete, daß nach einmal geschehener Wahl keine zweite zulässig sei, bewogen sowohl den König wie den französischen Clerus, sich für Innocenz zu erklären. In ähnlicher Weise erlangte dieser, hauptsächlich durch die Bemühungen Bernhards, auch die Anerkennung von Seiten Englands und Spaniens.

Allein das meiste schien darauf anzukommen, wie sich der deutsche König Lothar erklären würde. Beide Päpste hatten gleich nach ihrer Wahl Gesandte mit Briefen an ihn geschickt, Anaklet sogar den Bann über den Staufischen Gegenkönig ausgesprochen. Lothar

bewahrte eine lange Zurückhaltung und erklärte endlich, daß er sich in der hochwichtigen Frage nicht eher entscheiden könne, als bis er sich darüber mit den Reichsständen berathen haben würde. Diese Berathung sollte zu Würzburg stattfinden, wo sich um die Mitte des Octobers 1130 sechzehn Erzbischöfe und Bischöfe versammelten. Hier machte sich noch eine dritte Partei geltend, welche beide Gegenpäpste verworfen wissen wollte und eine Neuwahl anstrebte, während Anaklets Sache vorzugsweise durch den Erzbischof Adalbero von Bremen, diejenige seines Gegners aber durch Norbert von Magdeburg verfochten wurde. Die letztere Partei erlangte endlich, indem sie sich hauptsächlich auf jenen Satz von der Unzulässigkeit einer zweiten Wahl stützte, das Uebergewicht, und so erkannten Lothar und die deutschen Fürsten Innocenz II. als den allein berechtigten Papst an. Zugleich ward über die Staufischen Brüder und ihren Anhang der Bann der Kirche verhängt. Durch gegenseitige Gesandtschaften verabredeten dann der Papst und der deutsche König ein persönliches Zusammentreffen, welches im März 1131 zu Lüttich stattfand. Es war eine glänzende Versammlung, welche sich hier um die beiden Oberhäupter der christlichen Welt schaarte: aus Deutschland waren fast alle Kirchenfürsten, dreißig an der Zahl, erschienen. Am 22. März, einem Sonntage, hielt der Papst auf weißem Zelter, von Lothar geführt, seinen feierlichen Einzug in die Stadt. König und Fürsten brachten ihm kostbare Geschenke dar und ehrten ihn durch prächtige Gastmähler und andere Festlichkeiten.

Lothar war dem Papste gegenüber, der von ihm ein bewaffnetes Einschreiten zu seinen Gunsten in Italien verlangte, in einer höchst günstigen Lage: er konnte seine Bedingungen stellen. In der That hat er einen Moment daran gedacht, die Gunst des Augenblicks zum Vortheil der durch die Calixtinischen Verträge geschmälerten königlichen Gewalt auszubeuten. Er stellte dem Papste vor, wie sehr das Ansehen des Königs durch die Verzichtleistung auf das Investiturrecht von Seiten Heinrichs V. geschmälert worden sei und verlangte die Wiederherstellung der alten Verhältnisse. Allein auf Zureden des heiligen Bernhard stand er bald von diesem Verlangen ab und begnügte sich mit unbedeutenden Zugeständnissen des Papstes. Dagegen gelobte er eidlich, binnen fünf Monaten der bedrängten Kirche zu Hülfe zu eilen und Innocenz wieder in den Besitz von Rom zu setzen. Dieser erklärte sich seiner Seits bereit, ihn und die Königin in Lüttich zu krönen. Am Sonntage Lätare (25. März) begab sich der Papst in feierlichem Aufzuge von der Martins- in die Lambertskirche und schmückte hier den König und seine Gemahlin mit der Krone. Den Gegenpapst sowie die Hohenstaufischen Brüder traf der Bannstrahl aus Innocenz' Munde. Erst Anfang April trennten sich Papst und König wieder. Jener gieng nach Frankreich zurück, während Lothar sich über Stablo und Echternach nach Trier wandte, wo er das Osterfest begieng.

Nachdem der König dann die Verhältnisse des Reiches möglichst geordnet, im Herbste 1131 durch eine glückliche Unternehmung gegen Dänemark den dortigen

König Magnus zur Unterwerfung genöthigt und in den wendischen Landschaften eine nothdürftige Ordnung hergestellt hatte, ward die beabsichtigte Heerfahrt über die Alpen im Hochsommer des Jahres 1132 angetreten, freilich nicht in der großartigen Weise, wie dem Pabste verheißen worden war. Denn statt der 30,000 Gewaffneten, auf welche Lothar gerechnet hatte, sammelten sich in Würzburg, von wo der Zug ausgehen sollte, nur 1500 Mann um ihn. Es waren fast ausschließlich sächsische Bischöfe und Fürsten, die sich an der Fahrt betheiligten, unter ihnen auch der vor kurzem seiner Reichswürden entsetzte Albrecht von Ballenstedt, welcher durch Theilnahme an dem Heereszuge die Gunst des Königs zurückzugewinnen dachte. Um die Mitte des August brach das Heer von Würzburg auf und zog zunächst über das Staufisch gesinnte Augsburg, wo Lothar eine Erhebung der Bürger ohne Mühe und mit großer Härte unterdrückte.

Durch das Thal von Trident erreichte das Heer den italienischen Boden und drang nun die Etsch abwärts weiter vor. Der Gegenkönig Konrad hatte kurz zuvor Italien verlassen und war nach Deutschland zurückgekehrt. Trotzdem fand Lothar einen hartnäckigeren Widerstand, als er erwartet haben mochte. Nur wenige Städte unterwarfen sich und huldigten ihm. Verona und das mächtige Mailand schlossen ihre Thore, und Crema hielt, ohne bezwungen zu werden, eine längere Belagerung aus. Im November traf Lothar mit dem Papste Innocenz, welcher bereits zu Anfang des Jahres nach der Lombardei zurückgekehrt war und in Piacenza gleich nach

Ostern eine Kirchenversammlung gehalten hatte, in der Nähe dieser Stadt auf der Ebene von Roncaglia zusammen. Hier wurden in glänzender Versammlung die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche berathen. Während dann Innocenz über Bologna und Pontremoli nach Pisa gieng, wo er durch große Vergabungen die Gunst der Pisaner und Genuesen theils befestigte theils gewann, drang Lothar mit dem deutschen Heere unter wechselnden Kämpfen durch das Gebiet von Reggio, Bologna und Piacenza nach Tuscien vor. Bei einem Gefechte vor Medicina in der Nähe von Bologna fand Markgraf Konrad von Plötzkau, die Blume der Sachsen, wie man ihn nannte, um Weihnachten seinen Tod, und Lothar nahm nun Gelegenheit, die Dienste, welche ihm Albrecht von Ballenstedt auf dem Zuge geleistet hatte, zu belohnen. Es scheint, daß er ihm schon hier in Italien die Verleihnng der durch Konrads Tod erledigten Nordmark in Aussicht stellte, welche dann bald nach des Königs Rückkehr in die Heimath wirklich erfolgte.

Im Pisanischen, bei Calcinaja, kamen Papst und König noch einmal zusammen, um den Zug gegen Rom zu berathen. Dann trennten sie sich, und Lothar zog auf der großen Heerstraße nach Süden weiter, während Innocenz den Weg längs der Meeresküste über Grosseto einschlug. In Viterbo fanden sie sich wieder zusammen und zogen nun vereint nach Orta, feierten bei San Flaviano gemeinschaftlich das Osterfest und gelangten von da auf dem linken Ufer des Tiber über Farfa vor die Thore von Rom, wo Lothar bei der Kirche der heiligen Agnes ein Lager bezog. Bis auf 2000 Schwerbewaff=

nete war durch italienischen Zuzug jetzt seine Streitmacht angewachsen.

In Rom herrschte noch immer der Gegenpapst Anaklet, der, während sein Nebenbuhler die westländischen Staaten durchzog, um diese für sich zu gewinnen, die kostbare Zeit benutzt hatte, um die Normannen Unteritaliens auf seine Seite zu ziehen und sich in ihnen einen Rückhalt gegen die von Deutschland her drohende Gefahr zu schaffen. Dadurch, daß er den Großgrafen Roger II. von Sicilien in seinen Bestrebungen, die von den Normannen besetzten Länder unter einer Herrschaft zu einem Königthume zu vereinigen, unterstützte und ihn bereits am 27. September 1130 als König des aus den Landschaften Sicilien, Apulien, Calabrien, Neapel und Capua zusammengeschmolzenen normannischen Königreichs anerkannte, hoffte er hier im Süden eine starke Stütze zu finden. Allein gerade damals, als Lothar mit dem deutschen Heere gegen Rom heranzog, hatte Roger durch einen seiner Vasallen, den Fürsten Robert von Capua, mit dem er in eine Fehde gerathen war, bei Nocera eine empfindliche Niederlage erlitten, die ihn für den Augenblick zwang, sich nach Sicilien zurückzuziehen. So sah sich Anaklet ohne die gehoffte Hülfe dem deutschen Könige gegenüber, den er vergebens durch Gesandtschaften beschickte, um eine Prüfung der Rechtmäßigkeit seiner Wahl und derjenigen seines Gegners zu erlangen. Denn darüber war bereits in Frankreich, England, Spanien und Deutschland entschieden worden.

Durch das Erscheinen Lothars vor den Mauern von Rom erhielt die kleine, dem Innocenz günstige

Partei, die bisher sich nicht zu regen gewagt hatte, neuen Muth. Der Burggraf Theobald, Peter Latronis, die Frangipani und andere Römer erschienen bereits im Lager des Königs, während die Flotten der Pisaner und Genuesen an der Küste im heutigen Tiberhafen von Ripagrande vor Anker giengen und dem letzteren frische Hülfstruppen zuführten. So verstärkt, besetzte Lothar den Aventin mit der Burg Ottos III. und bemächtigte sich, ohne erheblichen Widerstand zu finden, des ganzen südlichen Theiles der Stadt mit dem Lateran, wo Innocenz Wohnung nahm, während der König selbst auf dem Aventin lagerte und dem Heere den Platz dazwischen bei dem Kloster des heiligen Paulus zur Lagerstätte anwies.

Aber Anaklet behauptete sich in dem nördlichen Theile der Stadt und sperrte durch die Besetzung der Engelsburg seinen Gegnern den Weg nach San Peter. Auch suchte er ihnen die Zufuhr abzuschneiden und verbot seinen Anhängern jeden offenen Kampf, denn er hoffte noch immer auf eine günstige Wendung der Sache. Indem er eine neue Untersuchung seiner Rechtmäßigkeit zu fordern nicht abließ, bot er als Pfand seiner Aufrichtigkeit dem Könige Burgen und Geißeln an. Da mußte sich auch Innocenz zu einem ähnlichen Erbieten bequemen, allein als es nun zu einem abermaligen Rechtsspruche kommen sollte, trat Anaklet zurück und weigerte sich trotz wiederholter Mahnungen des Königs seine Versprechungen zu erfüllen.

So dauerte die Ungewißheit und der schwankende Zustand fort. Lothar, welcher um jeden Preis die Kaiserkrönung erlangen wollte, gerieth in große Ver-

legenheit, da der Vatikan mit der Basilika des heiligen Petrus, wo nach alter Sitte diese Feierlichkeit stattzufinden pflegte, nach wie wie vor in der Gewalt Anaklets sich befand. Unmöglich aber konnte der König, ganz abgesehen von der natürlichen Scheu, die heiligen Stätten, die Schwellen der Apostel mit Blut zu beflecken, bei der geringen Zahl seiner Streitkräfte an einen Angriff mit stürmender Hand denken. Unter diesen Umständen entschloß er sich, nachdem das Pfingstfest herangekommen und auch die zweite Hälfte des Mai verstrichen war, ohne daß irgend eine Aenderung in der Lage der Dinge eingetreten wäre, besonders auf das Zureden des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, die Krone Karls des Großen im Lateran zu empfangen. Vorher jedoch ließ er durch ein aus Deutschen und Italienern zusammengesetztes Fürstengericht über Anaklet wegen fortdauernder Auflehnung gegen die Majestät des Reiches die Acht aussprechen, die freilich ohne alle Wirkung blieb.

Am 4. Juni — es war an einem Sonntage — empfieng Lothar zugleich mit seiner Gemahlin, der Nordheimischen Richinza, in der Basilika des Lateran die Kaiserkrone, nachdem er den von Cencio Frangipani ihm vorgesprochenen Eid geleistet hatte, „daß er Innocenz und dessen Nachfolger bei Freiheit und Leben schützen, bei ihrer päpstlichen Ehre und Würde erhalten und ihnen die Regalien des heiligen Petrus bewahren oder, soweit sie ihnen verloren gegangen seien, wiederherstellen wolle." Glänzend wie die Feierlichkeit war, wäre sie bald durch eine blutige Rauferei in ihr Gegentheil verkehrt worden.

Der Erzbischof von Magdeburg und der Abt von Fulda erhoben einen Streit darüber, welchem von ihnen der nähere Platz bei dem Kaiser gebühre, und schon griff man auf beiden Seiten zu den Waffen, als Lothars persönliche Dazwischenkunft den Hader zu Gunsten des Abtes friedlich beilegte.

Nun kam es zwischen dem neuen Kaiser und dem Papste zu Verhandlungen über die Mathildische Erbschaft, welche die große Gräfin einst dem römischen Stuhle vermacht, deren sich aber Heinrich V., ohne dabei auf großen Widerstand zu stoßen, bemächtigt hatte. In Bezug auf die Reichslehen war er dazu ohne Zweifel berechtigt gewesen, aber er hatte seine Hand auch auf die ausgedehnten Allodien gelegt, welche nach dem Testament Mathildens dem Papste von Rechts wegen zustanden. Die Angelegenheit scheint im wesentlichen schon bei der Zusammenkunft in Lüttich geordnet worden zu sein und erhielt jetzt in Rom nur ihren Abschluß. Es ward bestimmt, daß Lothar die Allodien der Gräfin gegen die Entrichtung von hundert Mark Silbers jährlich an den apostolischen Stuhl und unter der Bedingung des Treueides von Seiten seines Stellvertreters vom Papste zu Lehen nehmen sollte: nach des Kaisers Tode sollten die Güter zunächst auf dessen Eidam Heinrich von Baiern und seine Gemahlin übergehen und Heinrich wegen derselben den Lehnseid in die Hand des Papstes leisten, nach Beider Ableben aber sollte alles an den römischen Stuhl zurückfallen. Diesem Vertrage gemäß empfieng Lothar vier Tage nach seiner Krönung die Belehnung mit den Eigengütern der großen Gräfin. Später hat

man in Rom diesen Vorgang lügenhaft entstellt und zur Herabwürdigung des Kaiserthums ausgebeutet, indem man die Sache so darstellte, als ob Lothar die Kaiserkrone als Lehen aus der Hand des Papstes empfangen habe. In dem Palast zur Seite der lateranischen Basilika zeigte man noch zu Friedrichs I. Zeiten ein Wandgemälde, welches den Kaiser als Lehnsmann des Papstes darstellte und unter welchem die Verse standen:

Vor dem Thore beschwor der Kaiser die Rechte der Bürger,
Wurde des Papstes Mann und erlangte dann erst die Krone.

Zu einer weiteren Unternehmung gegen Anaklet, der sich nach wie vor in seinen Burgen behauptete, kam es nicht mehr, noch weniger gegen Roger II., der neu gerüstet auf dem Kampfplatze in Unteritalien erschien. Vergebens schickten die Einwohner von Benevent Gesandte nach Rom, vergebens kamen Fürst Robert von Capua und Graf Rainulf von Alife persönlich zu Lothar, um seinen Beistand zu erbitten. Zu einem Kriege gegen Roger reichten die geringen Streitkräfte, über welche der Kaiser zu verfügen hatte, nicht aus. Lothar beschloß die Abrechnung mit seinem Gegner in Unteritalien auf eine günstigere Zeit zu verschieben und für jetzt nach Deutschland zurückzukehren. Selbst die Ueberzeugung, daß Innocenz nach seinem Abzuge fast schutz- und wehrlos seinem unbesiegten Nebenbuhler preisgegeben sein würde, vermochte nicht, ihn in diesem Beschlusse wankend zu machen.

In der Mitte des Juni brach der Kaiser von Rom auf und trat den Weg in die Heimath an. Durch das

Gebiet von Parma und Mantua, westlich am Lago di Garda vorbei, erreichte er den Fuß der Alpen. Vergebens versuchte ein gewisser Adalbert in einem Engpasse, den er besetzt hatte, das deutsche Heer aufzuhalten. Mit stürmender Hand bahnte sich Lothar an der Spitze der Seinigen den Weg, eroberte Adalberts Feste Lodrin und führte den Besitzer derselben gefesselt mit sich fort. In der letzten Woche des August war er schon wieder auf deutschem Grund und Boden, zu Freisingen in Baiern stellte er am 23. August eine Urkunde aus.

Der Zweck des Römerzuges war für ihn erreicht: er hatte die Kaiserkrone davon getragen. Aber die Kirchenspaltung war nicht beseitigt worden sondern bestand fort, und die kirchliche Frage, um derent willen die Heerfahtr doch auch unternommen worden war, erwartete ihre Lösung von der Zukunft.

Sechster Abschnitt.

Wirren in Dänemark und Slavien. Vicelin.

In Dänemark hatte König Erich Ejegod ein kräftiges Regiment geführt und namentlich die wendischen Seeräuber, welche die Küsten der Ostsee plündernd heimsuchten, zu Paaren getrieben, Jumne gedemüthigt und Rügen zinsbar gemacht. Als er jedoch im Jahre **1103** während einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande auf Cypern starb, entstanden mancherlei Wirren in den von ihm bislang beherrschten Ländern. Erichs unmündiger Sohn Kanut ward durch seinen Oheim Niels (Nicolaus) des väterlichen Thrones beraubt. Er suchte Schutz und Hülfe bei Lothar, der damals noch Herzog von Sachsen war. Im Jahre **1115** nach Dänemark zurückgekehrt, erhielt er, vielleicht auf Lothars Verwendung, das Herzogthum Schleswig und da bald darauf das Geschlecht des Wendenkönigs Heinrich kurze Zeit nach dessen Tode († 22. März **1127**) in seinen Söhnen gewaltsam durch Mord erlosch, erhob Kanut Anspruch auf die Herrschaft im Wendenreiche und wußte durch

reiche Geschenke und durch Zahlung einer bedeutenden Geldsumme Lothar zu bestimmen, daß er ihn mit den ausgedehnten Besitzungen belehnte, welche Heinrich im Wendenlande besessen hatte. So ward er im Jahre 1128 König von Abodritien und als solcher ein Vasall des Sachsenherzogs.

Kanut waltete, von dem Herzoge Lothar unterstützt, mit starker, mächtiger Hand im nördlichen Sachsenlande. Pribizlaw, einen Neffen des verstorbenen Königs Heinrich, und einen anderen vornehmen Abodriten Namens Niklot, die sich seiner Herrschaft zu widersetzen versuchten, führte er als Gefangene nach Schleswig und gab sie nicht eher frei, als bis sie Bürgen für ihren Gehorsam und ihre Treue gestellt hatten. Aber sein steigendes Ansehen und seine wachsende Macht erweckten in seinem Vetter Magnus, dem Sohne jenes Niels, der ihn einst aus Dänemark vertrieben hatte, Besorgniß, daß er nach der dänischen Krone streben möchte. Bald wuchs diese Eifersucht in dem Herzen des jungen Magnus zu tödtlichem Haß heran und reifte endlich zu blutiger, unheilvoller That. Ein prächtiger sächsischer Rock, in welchem Kanut zu Ripen auf der Hochzeit seines Vetters erschien, soll zuerst den Grund zu des letzteren Neide gelegt haben, und als Kanut dann bei einer zu Schleswig stattfindenden Zusammenkunft mit Niels und Magnus die ihm von Lothar verliehene Krone trug und es versäumte, seinem Oheime die gebräuchlichen königlichen Ehren zu erweisen, da ergrimmte Magnus, und es bedurfte kaum der aufreizenden Worte seiner Mutter, um ihn zu der Ermordung seines Vetters zu bestimmen.

„Siehst du," sprach diese zu ihrem Sohne, „wie dein Vetter sich schon zu deines Vaters Lebzeiten als König betrachtet? Bringst du ihn nicht um, so wird er dir dereinst Krone und Leben rauben."

Seit dieser Zeit trachtete Magnus seinem Vetter nach dem Leben. Vergebens bemühete sich der alte Niels die feindseligen Jünglinge zu versöhnen, vergebens trat auch Kanut bei späteren Zusammenkünften bescheidener auf und suchte den gegen ihn gehegten Argwohn zu zerstreuen: Magnus hatte seinen Tod beschlossen. Unter dem Scheine der Freundschaft lud er ihn zu Weihnachten **1130** nach Roeskilde ein. Er gab vor, er beabsichtige eine Wallfahrt zu unternehmen, während seiner Abwesenheit wolle er des Vetters Schutze Weib und Kind anvertrauen. Ohne etwas Schlimmes zu ahnen, stellte sich Kanut ein. Die Festtage brachte man lustig unter Schmausereien und anderen Ergötzlichkeiten hin, dann trennten sich die Vettern, und Kanut begab sich nach Haraldstadt in das Haus eines seiner Freunde. Dahin sandte Magnus am 6. Januar **1131** einen sächsischen Boten, um den Vetter zu einer Zusammenkunft ohne Zeugen in einen benachbarten Wald einzuladen. Ohne Arg ritt Kanut, nur von zwei Reisigen und ebenso vielen Dienern begleitet, mit dem Boten. Dieser aber, der die Absicht des Dänenfürsten wohl kannte, empfand eine plötzliche Anwandlung von Reue, daß er zu so schnödem Verrathe die Hand böte. Um den Abodritenkönig zu warnen, ohne doch dem Dänenfürsten den geschworenen Eid zu brechen, sang er während des Weges das in Deutschland und Skandinavien allbekannte Lied von

Chriemhildens Rache an ihren Brüdern. Aber ohne ihren Zweck zu erreichen, verklangen die erschütternden Worte im Winde. Kanut, der nicht verstand, was der Sänger meine, gieng ahnungslos in die ihm gelegte Falle.

Wo der Wald begann, fand er Magnus auf einem gefällten Baumstamme sitzen. Als er seiner ansichtig wurde, trat er ihm mit freundlichem Gruße entgegen und bot ihm den Willkommenskuß. Bei der Umarmung des Vetters fühlte er den stählernen Panzer, den jener unter dem Oberkleide trug. Auf seine verwunderte Frage, weshalb er bei einer friedlichen Zusammenkunft die Rüstung trage, erwiderte Magnus, er habe sich gewaffnet, um das Gehöft eines Bauern zu überfallen. Darüber sprach jener seine Misbilligung aus, denn es war das Fest der heiligen drei Könige. Während nun das Gespräch begann, tauchten von allen Seiten Bewaffnete aus dem Dunkel des Waldes hervor. Erstaunt aber immer noch ahnungslos fragt der Abodritenfürst, was das zu bedeuten habe, und erhält zur Antwort, daß es sich um die Thronfolge und das Königthum handele. „Nicht doch," versetzt er, „über solche Dinge zu reden, ist die Zeit übel gewählt. Möge König Niels noch lange und glücklich leben!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Magnus auf ihn losspringt und ihm, bevor er zum Schwerte greifen kann, mit einem Hiebe das Haupt spaltet. Die Anderen bohrten dann ihre Lanzen in seinen zuckenden Leib.

Als die Kunde von dieser Frevelthat das Land durchflog, erhob sich ein Schrei des Unwillens und der

Rache gegen die Mörder. Während die wendischen Fürsten Pribizlaw und Niklot die Herrschaft im Wendenlande an sich rissen, jener sich Wagriens und Polabiens bemächtigte, dieser dagegen sich in Besitz von Abodritien setzte, forderten die Brüder des Ermordeten, Erich Emund und Harald, die Bestrafung des Mörders, wiegelten das Volk in Seeland auf und gaben sich erst auf Zureden des Erzbischofs von Roeskilde zufrieden, als König Niels seinen Sohn in die Verbannung schickte. Bald aber kehrte Magnus zurück, und in Folge davon erhoben sich Schonen und Seeland aufs neue und riefen Erich Emund zu ihrem Könige aus, der sich nunmehr an den Lehnsherrn seines ermordeten Bruders, den König Lothar, wandte und ihn zur Rache aufforderte.

Lothar hatte nicht nur mit dem verrätherisch ermordeten Kanut in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, sondern er glaubte auch den drohenden Abfall der wendischen Stämme verhindern zu müssen. Daher rüstete er sich zum Doppelkriege gegen die Dänen und Wenden. Mit einem Heere von **6000** Reisigen brach er im Herbst des Jahres **1131** in Schleswig ein. Bei der Stadt gleiches Namens, unweit des Schutzwalles, den die Dänen in grauer Vorzeit gegen die Angriffe von Süden her errichtet hatten, stieß Erich mit einer Flotte zu dem deutschen Heere. Aber Magnus hielt das Danewirk besetzt, und schon nahete sein Vater Niels von Norden her mit einer überlegenen Streitmacht. Indeß kam es zu keiner Entscheidung durch die Waffen. Vielmehr knüpfte man Unterhandlungen an, deren Ergebnisse für Lothar und die Deutschen denen des ruhmreichsten Krieges gleichkamen.

Viertausend Mark mußte Magnus als Manngeld für den Erschlagenen dem Könige entrichten, und Niels bequemte sich, die Lehnsabhängigkeit seines Königthums von dem deutschen Reiche anzuerkennen. Gern hätte Magnus schon jetzt für den Fall des Thronwechsels die Belehnung mit Dänemark von dem deutschen Könige erlangt, aber Lothar wies dieses Ansinnen aus Rücksicht auf seinen Bundesgenossen Erich zurück.

Dann wandte er sich gegen die aufrührerischen Wenden und brachte sie ohne Mühe zur Unterwerfung. Die Theilung der Herrschaft unter Pribizlaw und Niklot erhielt seine Anerkennung und Bestätigung. Nach diesen Erfolgen gieng er mit seinem Heere über die Elbe zurück. Gegen Erich aber, der sich in das feste Schleswig geworfen hatte, richteten Niels und Magnus ihre Waffen. Bald bedeckte der einfallende Frost die Schlei mit einer festen Eisrinde und erleichterte die Bestürmung der Stadt. Vergebens versuchte Graf Adolf von Holstein den Belagerten Hülfe zu bringen. Er erlitt vor den Mauern von Schleswig eine Niederlage und kehrte unwillig und misvergnügt über die Eider zurück. Als besserer Bundesgenosse für den bedrängten Erich erwies sich das eintretende Thauwetter, welches ihm gestattete, mit seiner Flotte auf- und davonzusegeln.

Im nächsten Jahre (1132), als Lothar seinen Römerzug vorbereitete, warf sich Erich von Schonen aus auf die jütischen Küsten und besiegte Magnus in einem Seetreffen. Inzwischen unterwarf der alte Niels aber die rebellischen Jütländer und zog Erichs Bruder Harald auf seine Seite. Diesen belagerte Erich in seiner bei

Roeskilde belegenen Burg. Mit Hülfe sächsischer Handwerker, die ihm das Belagerungsgeräth baueten, gelang es Erich die Veste zu erobern. Harald entkam zum Könige Niels, unternahm mit diesem im nächsten Sommer einen Rachezug gegen Seeland, siegte in einer Schlacht bei Verebrö und bemächtigte sich Roeskildes. An der dortigen sächsischen Bevölkerung nahm er für den seinem Bruder geleisteten Beistand eine barbarische Rache. Unter Spott und Hohn ließ er vielen die Nasen abschneiden, andere tödtete er, der Rest wurde verjagt.

Um diesen an seinen Landsleuten verübten Frevel zu strafen, unternahm der Kaiser nach seiner Rückkehr aus Italien einen Feldzug nach Dänemark. Dies genügte, um Niels, als Lothar sich den Grenzen des Landes näherte, zur Anknüpfung von Unterhandlungen zu bestimmen. Sein Sohn Magnus erschien persönlich vor dem erzürnten Kaiser, versprach Genugthuung und stellte Geißeln. Damit war Lothar, der den Dänenkönig nicht zum äußersten treiben mochte, vorläufig zufrieden. Auch schien es ihm dringend geboten, zunächst den Zerrüttungen und Gräuelthaten im Wendenlande zu steuern.

Hier schalteten noch immer Pribizlaw und Niklot wie unabhängige Fürsten im Lande, beide dem Heidenthume eifrig ergeben und erbitterte Feinde der christlichen Lehre. Den wendischen Göttern war aber kein Opfer so angenehm wie das Blut hingemordeter Christen. So ergieng denn über diese damals wieder eine schreckliche Verfolgung. Schaarenweise wurden sie fortgeschleppt und den grausamsten Martern unterworfen. Diejenigen, von denen man ein Lösegeld zu erpressen hoffte, mußten

wenigstens harte Bande und unerhörte Qualen erdulden, die Armen und Mittellosen schlug man ans Kreuz, riß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe und marterte sie auf grauenhafte Weise langsam zu Tode. Niemandem aber drang dieses Märtyrerthum der Christen mehr ans Herz als dem Manne, der bisher vorzugsweise die Mission in diesen Gegenden des Wendenlandes betrieben hatte.

Vicelin — so hieß der Mann — war in Quernhameln an der Weser geboren. Seine Eltern, welche sich mehr durch Rechtschaffenheit als durch vornehme Abstammung auszeichneten, verlor er, noch ehe er die Jahre der Kindheit hinter sich hatte. Fast ohne Unterricht wuchs er zum Jüngling heran. Endlich fand er auf der benachbarten Burg Eberstein eine Beschützerin und Förderin. Die Mutter des dortigen Grafen Konrad empfand Mitleid mit dem verlassenen Jünglinge, behielt ihn auf ihrer Burg und sorgte für seinen Unterhalt. Das erregte den Neid ihres Kaplans so daß dieser bemühet war einen Anlaß zu finden, ihn wieder aus dem Hause zu treiben. Als Vicelin einmal auf seine Frage, was er gelesen, antwortete „die Achilleis des Statius", aber den Inhalt des Gedichtes nicht weiter anzugeben vermochte, schmähete ihn jener wegen seiner Trägheit und Unwissenheit. Da verließ Vicelin, tief gedemüthigt und unter heißen Thränen, die Freistatt, die sich ihm geöffnet hatte, aber er hat noch später öfter geäußert, daß um der Worte jenes Priesters willen ihm die Barmherzigkeit Gottes zu Theil geworden wäre. Er gieng nach Paderborn, wo er sich unter der Leitung

des Magister Hartmann eifrig den wissenschaftlichen Studien widmete. Mit eisernem Fleiße suchte er das Versäumte nachzuholen, so daß der milde Lehrer ihn oft vor Uebertreibung warnen mußte. Bald war er gelehrter als alle seine Mitschüler und wurde des Meisters Gehülfe in der Leitung der Schule. Streng gegen sich selbst, unermüdlich in dem von ihm verwalteten Amte, liebevoll und milde gegen die seiner Obhut Anvertrauten, war er das Muster eines Lehrers. Unter den Heiligen hielt er besonders den heiligen Nicolaus hoch, dessen Cultus sich damals auszubreiten begann. Als er daher einst am Nicolaustage nach dem mit seinen Schülern gehaltenen Gebete Engelstimmen zu vernehmen glaubte, welche das Responsorium sangen „Nicolaus der Selige triumphiret nun", war er in Andacht und Anbetung hochentzückt.

Bald ward er nach Bremen berufen, um als Canonicus der dortigen Schule vorzustehen. Diese war, als er ihre Leitung übernahm, im hohen Grade verwildert. Aber mit unermüdlichem Eifer und unnachsichtiger Strenge wußte er sie bald wieder in einen guten Ruf zu bringen. Viele freilich, welche die harten Strafen nicht ertragen mochten — Vicelin züchtigte sie nicht selten mit Schlägen — entliefen, die besseren Naturen aber, die sich der heilsamen Zucht willig unterwarfen, wurden tüchtige und gelehrte Männer. Nach einigen Jahren erwachte in ihm der Wunsch, seine Studien im Auslande fortzusetzen. Noch schwankte er, als eines Tages Adalbert der Dompropst zu ihm trat mit den Worten: „Warum verbirgst du deinen Freunden, was du auf dem

Herzen hast? Ich weiß, du denkst an eine Reise nach Frankreich. Die Mutter Gottes hat es mir im Traume verkündet und mir befohlen dir zu sagen, daß du Freiheit habest zu gehen, wohin du willst." Nun war für Vicelin in Bremen kein Bleiben mehr. In Begleitung seines besten Schülers Thetmar begab er sich nach Laon, nachdem er zu großem Bedauern des Erzbischofs sein Lehramt niedergelegt hatte. In Laon besuchte er die Vorträge des berühmten Meisters Anselm und nach dessen baldigem Tode die seines Bruders Radolf und erfüllte sich ganz mit den ascetischen Lebensansichten, welche Norbert damals in Frankreich zu verbreiten bemühet war. Er entsagte dem Genusse des Fleisches, legte ein härenes Gewand an und folgte in allem dem Beispiele des Gründers von Prémontré. Nach dreijährigem Aufenthalte in Laon beschloß er, in die Heimath zurückzukehren und hier die höheren geistlichen Weihen zu empfangen. Es war im Jahre 1118, als er wieder in Bremen ankam, wo sein Begleiter Thetmar unter die Stiftsherrn aufgenommen wurde, während Vicelin selbst ein ähnliches Anerbieten ablehnte. Noch in demselben Jahre in Magdeburg zum Priester geweihet, hatte er keinen anderen Gedanken mehr, als sich ganz dem Dienste der Kirche zu widmen.

Es war die Zeit, da der Wendenfürst Heinrich, Gottschalks Sohn, die heidnischen Nationen an der Ostsee, zwischen den Mündungen der Elbe und Oder, seiner Herrschaft unterworfen hatte. Das Gerücht erzählte von ihm, daß er der Ausbreitung des Evangeliums nicht abgeneigt sei. Alsbald stand in Vicelin die Ueberzeugung

fest, daß er von Gott zur Bekehrung der heidnischen Wenden jenseits der Elbe berufen sei. Der Erzbischof, welchen er bei einer zufälligen Anwesenheit in Bremen um die Erlaubniß bat, das Evangelium ihnen predigen zu dürfen, gab hocherfreut seine Einwilligung. Vicelin wurde zum Stellvertreter des Erzbischofs unter den Heiden ernannt und mit der Mission im Wendenlande betrauet. Begleitet von dem Hildesheimer Domherrn Rudolf und einem Domgeistlichen aus Verden mit Namen Ludolf begab er sich im Beginn des Jahres **1119** nach Lübeck zu dem Könige Heinrich und bat um Erlaubniß, seinen heidnischen Unterthanen das Evangelium zu verkünden.

Heinrich, gleich seinem Vater dem Christenthume persönlich ergeben, kannte doch die Abneigung seines Volkes gegen dasselbe, und da er sich in seiner Herrschaft nicht eben sicher fühlte, hatte er sich wohl gehütet, auf die Bekehrung seiner Unterthanen durch Gewaltmittel hinzuwirken. Im ganzen Lande gab es nur eine Kirche und einen christlichen Priester, und das war zu Alten-Lübeck. Dem Wendenkönige kam daher Vicelins Anerbieten äußerst gelegen. Er empfieng ihn und seine Gefährten mit hohen Ehren, gewährte ihr Gesuch und übertrug ihnen die Kirche zu Lübeck, wo er selbst oft mit seiner Familie weilte, damit sie ihr Werk gleichsam unter seinen Augen begönnen. Zuvor aber giengen die Missionare noch einmal nach Sachsen zurück, um hier ihre persönlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Aber während ihrer Abwesenheit trat der plötzliche Tod des Abodritenfürsten ihren weiteren Plänen hemmend

in den Weg. Der Krieg zwischen Heinrichs Söhnen, welcher folgte, verscheuchte für den Augenblick jeden Gedanken an die Ausführung des Missionswerkes. Vicelin gieng inzwischen im Gefolge des Erzbischofes, der damals seine Diöcese bereiste, nach Nordalbingien. Auf dieser Reise trafen sie zu Meldorp, im Lande der Ditmarsen, Abgeordnete aus Faldera an der Grenze von Holstein und Wagrien, welche gekommen waren, um den Erzbischof um einen Geistlichen für ihre Kirche zu bitten. Da ergriff dieser den Vicelin bei der Hand und redete ihm mit eindringlichen Worten zu, mit den Männern zu gehen und das Amt anzunehmen, in welchem er bei der Lage des Ortes die beste Gelegenheit habe, auf die heidnische Bevölkerung einzuwirken. Vicelin erklärte sich bereit und ward von dem Erzbischofe den erfreueten Männern von Faldera dringend empfohlen.

Es war im Herbste **1119**, als Vicelin an seinem Bestimmungsorte ankam. Die Gegend, wo der Ort lag, war eine weite, öde und unfruchtbare Haide, die Gemeinde, der er vorstehen sollte, fast nur dem Namen nach eine christliche. Noch lebte mannigfacher heidnischer Aberglaube unter ihnen, an Quellen und in Hainen hielten sie ihre götzendienerischen Zusammenkünfte. Aber Vicelin flehete um göttlichen Beistand, und der Herr ließ ihn Gnade finden vor den Augen dieses Volkes. Denn als er nun anfieng, von der Herrlichkeit Gottes und den Wundern der kommenden Welt, von der Auferstehung des Fleisches in beredten Worten zu predigen, da ward die rohe Menge von der ihr verkündeten Lehre mächtig ergriffen und die Finsterniß ihres wüsten Wahnes schwand

vor der Gnade Gottes, welche ihr entgegenstrahlte. Weithin erscholl die Predigt des frommen Mannes durch Nordalbingien, und bald sammmelte der Ruf seines Wandels und seiner Gelehrsamkeit Männer von geistlichem und weltlichem Stande um ihn, die unter seiner Leitung zu einer Genossenschaft nach dem Muster von Prämonstratum zusammentraten. Sie verbanden sich durch heilige Verträge miteinander, ein eheloses Leben zu führen, in Gebet und Fasten zu verharren, Werke der Frömmigkeit zu üben, die Kranken zu besuchen, die Armen zu speisen und sowohl für ihr eigenes wie für ihrer Nächsten Seelenheil zu sorgen. Dem eigentlichen Zwecke Vicelins, der Mission unter den Wenden, stellten sich jedoch mannigfache Hindernisse entgegen. Das Land war von Zerrüttung und Aufruhr erfüllt, die Söhne des verstorbenen Königs Heinrich bekriegten einander im Bruderkriege. Als der ältere von ihnen, Zwentepolch, die Herrschaft endlich allein erlangt und die Kizziner unterworfen hatte, wandte sich Vicelin an ihn und erinnerte an die Versprechungen, die ihm einst sein Vater gegeben. Er erhielt eine günstige Antwort und gieng in Folge davon mit zwei Genossen nach Lübeck, wo er von den dort angesiedelten Kaufleuten freundlich aufgenommen wurde. Allein bald darauf ward die auf einem Hügel an der Trave gelegene Niederlassung von den Ranen überfallen und die Bewohner zur Flucht genöthigt. Mit Mühe retteten sich Vicelin und seine Genossen in den nahen Wald und erreichten von da das schützende Faldera. Als später Kanut die Herrschaft im Wendenlande erlangte, erhielt Vicelin die Lübecker Kirche zurück und ließ sie von

neuem einweihen. Kanut erwies sich auch sonst den Männern in Faldera geneigt, besuchte sie häufig und versprach ihnen seinen Schutz und seinen Beistand. Nach seiner Ermordung aber kehrte der alte Götzendienst wieder. Pribizlaw, der Wagrierfürst, verfolgte, wie bereits erzählt worden ist, in grausamer und barbarischer Weise die Christen.

Daher beschloß Vicelin, sich jetzt an den Kaiser zu wenden. Es war zu der Zeit, als Lothar jene Genugthuung für die Mishandlung der sächsischen Einwohner von Roeskilde von dem Dänenkönige erlangt hatte, daß Vicelin sich bei ihm einfand und ihn aufforderte, nach Maßgabe der ihm vom Himmel verliehenen Macht sich des Seelenheiles der Wenden anzunehmen. Zugleich wies er ihm nach, daß im wagrischen Lande ein geeigneter Berg vorhanden sei, um auf demselben zum Schutze des Landes und zur Bändigung der Wenden eine Burg zu erbauen: schon Kanut habe diesen Punkt — den Alberg — vorübergehend befestigt. Der Kaiser zeigte sich nicht abgeneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen und schickte sogleich kundige Männer ab, um die Gelegenheit des Ortes zu untersuchen. Sie bestätigten die Wichtigkeit des Punktes, und sogleich gab Lothar Befehl, den Bau der Burg in Angriff zu nehmen. Nordalbingier und Wagrier mußten gemeinsam Hand anlegen, aber mit Trauer und Widerstreben gehorchten die letzteren, denn sie erkannten wohl, daß sie sich selbst die Zwingburg baueten. Der Kaiser nannte die neue Veste bezeichnend Siegeberg (Segeberg), versah sie mit einer zahlreichen Besatzung und bestellte einen seiner Getreuen Namens

Hermann zu ihrem Befehlshaber. Um dann auch die friedliche Mission unter den Wenden zu fördern, übertrug Erzbischof Adalbero mit Einwilligung des Kaisers die Predigt im Slavenlande, so weit dieses dem Hamburger Sprengel unterworfen war, dem Vicelin und dessen Gefährten, bestätigte das in der Nähe der neuerbaueten Burg gegründete Kloster Neumünster, stattete es reichlich mit Eigenthum und Zehnten aus und nahm es unter seinen besonderen Schutz. Der Kaiser aber ertheilte dieser unter Vicelins Aufsicht gestellten Kirche sowie allen denjenigen, die derselbe noch in dem Wendenlande gründen würde, Steuerfreiheit für ihr gesammtes Kirchengut und das Recht, durch Schenkung oder Kauf Grundbesitz von den Bewohnern des Landes zu erwerben. Dasselbe verfügte er auch in Bezug auf die Kirche zu Lübeck. Dem Wendenfürsten Pribizlaw aber befahl er dringend, sich des Pfarrers von Faldera und seiner Genossen anzunehmen. Vielleicht hat er selbst daran dachte, den frommen und eifrigen Mann zum Bischofe über das Wendenland, wenn dieses erst völlig unterworfen und bekehrt sein würde, zu erheben. So ward hier an dem westlichen Ufer des baltischen Meeres fast zu derselben Zeit der Grund zu der Bekehrung der heidnischen Bevölkerung gelegt, da Bischof Otto von Bamberg weiter östlich die Pommern dauernd für die Annahme des Evangeliums gewann.

Inzwischen war der Streit mit dem Dänenkönige und seinem Sohne völlig beigelegt worden. Zu Ostern 1134 hielt Lothar in Halberstadt, nahe der Gegend, wo er einst unter bescheidenen Verhältnissen das Licht der Welt erblickt hatte, einen glänzenden Fürstentag. Hier

erschien Magnus von Dänemark vor ihm und leistete die im vorigen Jahre versprochene Genugthuung für die Verstümmelung der Sachsen in Roeskilde. Er erlegte ein bedeutendes Bußgeld, gab sich völlig in die Gewalt des Kaisers und schwur diesem für den Fall seiner Nachfolge im dänischen Reiche den Lehnseid. Als Bürgschaft dessen, was er beschworen, stellte er abermals Geißeln. Nicht ohne ein Gefühl des befriedigten Stolzes sahen die Deutschen den fremden, vorher so trotzigen Königssohn sich vor ihrem Kaiser demüthigen. Mit gefalteten Händen stand er da vor dem Throne des Kaisers, knieend empfieng er aus dessen Händen die dänische Krone, die ihm Lothar bisher verweigert hatte, und als dann der Kaiser am zweiten Ostertage seinen Kirchgang hielt, da schritt der Dänenfürst vor ihm her, auf dem Haupte die eben gewonnene Krone und das Schwert in den Händen, das er seinem Lehnsherrn vortragen mußte. Aber wie bald schwand diese mit so herber Demüthigung erkaufte Herrlichkeit dem dänischen Prinzen dahin! Nach Hause zurückgekehrt, fand er wenige Wochen später am Pfingsttage in einer Seeschlacht an der Küste von Schonen gegen Erich Emund seinen Tod. Niels entfloh von der Wahlstatt nach Schleswig und wurde dort drei Wochen später von den Bürgern erschlagen. So rächte sich der Mord Kanuts an seinen Urhebern. Erich Emund aber behauptete sich im Besitze der dänischen Krone.

Auf dem Halberstädter Tage hatte Lothar höchst wahrscheinlich noch eine andere Entscheidung getroffen, welche für die Gestaltung der Dinge bei den liutizischen Wenden von höchster Bedeutung werden sollte. Er ver-

lieh die erledigte Nordmark zum Dank für die ihm in Italien geleisteten Dienste an Albrecht von Ballenstedt. Noch zu Lothars Lebzeiten hat dieser dann durch Waffengewalt und durch kluge Benutzung der Umstände den Grund zu der endgültigen Herrschaft der Deutschen über die Landschaften an der Spree und Havel gelegt. Das Land Havelberg unterwarf er durch mehrere glückliche Feldzüge, das Brandenburger Land aber fiel ihm durch einen Vertrag mit dem letzten wendischen Häuptlinge aus dem alten Fürstengeschlechte der Haveller zu. Dieser, welcher den bei den Wenden häufig vorkommenden Namen Pribizlaw führte, war bereits früher mit seiner Gemahlin Petrussa für das Christenthum gewonnen worden, hatte sich taufen lassen und bei dieser Feierlichkeit den christlichen Namen Heinrich angenommen. Er brannte vor Begierde, sein Volk dem christlichen Glauben zuzuführen und den Opfern, die auf dem Harlungerberge dem dreiköpfigen Triglaff dargebracht wurden, ein Ende zu machen. Deshalb berief er auf den Rath des Markgrafen Prämonstratenser von Leitzkau nach Brandenburg, bauete ihnen eine Kirche und unterstützte sie auf alle Weise. Da er aber nach seinem Tode eine Erhebung des Volkes gegen die christlichen Ordnungen fürchtete, so setzte er Albrecht, dessen erstgeborenen Sohn er — selbst kinderlos — einst aus der Taufe gehoben hatte, zu seinem Erben ein. Er hoffte dadurch den Fortbestand seiner frommen Stiftungen zu sichern, und diese Hoffnung hat ihn nicht getäuscht. Denn die mächtige Hand des Markgrafen hat in der Folge nicht nur dem von Pribizlaw Geschaffenen Schutz gewährt, sondern sie hat

auch, freilich unter manchen schweren Kämpfen, diese Länder, die schon zu Ottos des Großen Zeiten dem deutschen Reiche und der christlichen Kirche gewonnen schienen, für alle Zukunft der deutschen Cultur und der christlichen Religion unterworfen.

Siebenter Abschnitt.

Lothars kaiserliches Regiment. Verhältniß zu Polen und Ungarn.

Zu denjenigen Ländern, welche zur Zeit Heinrichs III. in einem Verhältniß der Abhängigkeit von dem deutschen Reiche gestanden hatten, gehörten auch Polen und Ungarn. Nichts beweist mehr die Kräftigung, welche das kaiserliche Ansehen unter Lothars verständiger Verwaltung erfahren hatte, als der Umstand, daß diese östlichen Nachbarstaaten, ohne irgend welche unmittelbare Aufforderung, ihre Blicke wieder mehr westwärts nach Deutschland wandten und ihre Streitigkeiten der Entscheidung des Kaisers anheimgaben.

In Ungarn hatte König Coloman seinem Sohne Stephan durch ein Doppel-Verbrechen, welches er an zwei andern Mitgliedern des Arpadischen Königsgeschlechtes beging, die Nachfolge im Reiche zu sichern gesucht. Er hatte nämlich sowohl seinem Vetter Almus wie auch dessen Sohne Bela grausamer Weise die Augen ausstechen lassen, um sie dadurch zum Regieren unfähig zu machen. In der That folgte ihm sein Sohn Stephan (II.) auf dem ungarischen Thron, aber es schien, als wenn Gott an diesem die Sünde des Vaters heimsuche. Denn Stephans Ehe blieb kinderlos, und so wurden des alten Coloman Bemühungen, die ungarische Krone seinen Nachkommen zu

erhalten, vereitelt. Zwar hatte Stephan anfangs die Absicht, seinem Halbbruder Boris, den sein Vater in zweiter Ehe mit einer Tochter des Großfürsten Wladimir von Kiew erzeugt hatte und welcher in Rußland von seiner später verstoßenen Mutter erzogen wurde, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, und ließ in dieser Absicht den jungen Fürsten nach Ungarn kommen. Allein wenige Jahre vor seinem Tode änderte er seinen Entschluß. Er berief den geblendeten Bela, dessen Schwester Adelheid sich mit dem Herzoge Sobislaw von Böhmen vermählt hatte, an seinen Hof und setzte ihn zum Erben des Thrones ein. Wirklich folgte nach Stephans Tode (1132) Bela in der Regierung, aber nicht ohne daß Boris, der in Rußland eine Zuflucht gefunden, Ansprüche auf die Krone erhoben hätte. Bei seinem Schwiegervater, dem Herzoge Boleslaw Schiefmaul von Polen, fand letzterer bewaffnete Unterstützung, und auch in Ungarn selbst erklärte sich eine Partei für ihn. Für Bela ergriff dagegen dessen Schwager, Herzog Sobislaw von Böhmen, die Waffen und nöthigte durch einen verheerenden Einfall in Polen den Herzog dieses Landes, aus Ungarn, wohin er ein beträchtliches Heer geführt hatte, zurückzuweichen. Zugleich vermählte Bela, um den Beistand der Deutschen zu erlangen, seine zweite Schwester Hedwig mit Adalbert, dem Sohne des Markgrafen Leopold von Oesterreich, und als Boleslaw von Polen im folgenden Jahre (1133) einen abermaligen Angriff auf Ungarn wagte, vereinigte sich Bela mit zahlreichen deutschen Streitkräften, welche ihm sein Schwager Adalbert zuführte, und brachte den Polen am 22. Juli eine vernichtende Niederlage bei.

Um indeß diesem seinem Siege nachhaltigen Erfolg zu sichern, wandte sich König Bela um Beistand an den Kaiser Lothar. Anfangs des Jahres **1134** gieng der Bischof Peter von Stuhlweißenburg in seinem Auftrage nach Deutschland. Von Böhmen aus, wohin er zuerst gereist war, begab er sich unter dem Geleite des Herzogs Sobislaw an den kaiserlichen Hof nach Goslar und wurde freundlich und ehrenvoll empfangen, zumal er zwei herrliche, kostbar angeschirrte Schimmel nebst reichen Geldspenden dem Kaiser als Ehrengeschenk darbrachte. Auch die Bitten und Empfehlungen des Böhmenherzogs, mit welchem Lothar seit jenem unglücklichen Feldzuge im Jahre **1126** eng befreundet geblieben war, verfehlten ihre Wirkung auf den Kaiser nicht, so daß dieser den Herzog Boleslaw auf Pfingsten des folgenden Jahres nach Magdeburg beschied, damit er sich hier in Bezug auf die gegen ihn erhobenen Anklagen rechtfertige.

Inzwischen dauerten die Kämpfe um die ungarische Krone fort. Ein Plünderungszug, den die Böhmen nach Polen unternahmen, brachte eine unermeßliche Beute in ihre Hände, während Bela in Ungarn selbst einen zweiten Sieg über den Polenherzog erfocht. Boleslaw, der früher die Angriffe Heinrichs V. erfolgreich zurückgewiesen und das Joch der Lehnsabhängigkeit von Deutschland mit Glück abgewehrt hatte, sah sich jetzt von einem Bündnisse der Deutschen, Böhmen und Ungarn bedrohet. Persönlich vor dem Kaiser in Magdeburg zu erscheinen und damit die Oberhoheit des deutschen Reiches über Polen anzuerkennen, dazu vermochte er sich freilich noch nicht zu entschließen, aber er bequemte sich wenigstens,

Gesandte dahin zu schicken. Lothar, welcher hier auch eine Gesandtschaft der Wenden empfieng und welchem König Erich Emund durch Boten die Huldigung für Dänemark leisten ließ, gab sich damit freilich nicht zufrieden, aber das Drängen des Böhmenherzogs und der gleichfalls erschienenen Gesandten des Königs Bela vermochte doch nicht, ihn zu einem raschen Entschlusse zu bewegen. Vielmehr erließ er an den zögernden Polenherzog eine abermalige Vorladung.

Am 15. August 1135 fand dann zu Merseburg ein Reichstag statt, der zu den glänzendsten während der ganzen Regierung Lothars gehört und auf welchem über den Besitz der ungarischen Krone entschieden werden sollte. Hier erschien der gedemüthigte Polenherzog persönlich, während Bela durch seine Gesandten dem Kaiser die Versicherung geben ließ, daß er die Entscheidung des Thronstreites ausschließlich in seine Hand lege. Nicht eben freundlich war der Empfang, der dem Herzoge von Polen zu theil wurde. Er durfte nicht eher dem Kaiser sich nahen, als bis er den seit zwölf Jahren rückständigen Tribut von jährlich 500 Pfund Silbers dem Reiche erlegt hatte. Dann mußte er Unterwerfung angeloben und in Bezug auf Pommern und Rügen dem Kaiser den Lehnseid leisten.

Wie im vorigen Jahre Magnus von Dänemark in Halberstadt, so trug jetzt hier in Merseburg Boleslaw von Polen dem Kaiser das Schwert zur Kirche vor. Ueber die ungarische Krone ward zu Gunsten Belas entschieden, dagegen vermittelte der Kaiser eine Aussöhnung zwischen den feindlichen Herzögen von Böhmen

und Polen. Der letztere fügte sich in alles, was man von ihm verlangte, ohne Murren und gewann dadurch im hohen Grade das Vertrauen und die Gunst Lothars. Als er von Merseburg nach Hildesheim sich begab, um dem dort begrabenen, im Jahre 1131 heilig gesprochenen Bischofe Godehard seine Verehrung zu bezeugen, ward ihm auf Befehl des Kaisers bei seiner Rückkehr in Magdeburg ein außerordentlich glänzender und ehrenvoller Empfang bereitet.

Ohne Krieg zu führen, nur durch geschickte und maßvolle Benutzung der sich darbietenden Umstände hatte Lothar zur Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens bei den Dänen und Wenden jetzt auch die Erneuerung desselben bei den Polen und Ungarn hinzugefügt und die Beherrscher dieser beiden Nachbarvölker zu der Anerkennung der alten, seit längeren Jahren in Vergessenheit gerathenen Lehnspflicht genöthigt. Aber nicht nur diesen Vasallenvölkern des deutschen Reiches gegenüber gelang es ihm den Glanz und den Zauber der Kaiserkrone zu erneuern, sondern sein Regiment war auch im Innern, nachdem er aus Rom das Symbol der Weltherrschaft heimgebracht hatte, unbestritten und allgemein anerkannt. Zwar war der Widerstand der Staufer auch jetzt noch nicht völlig überwältigt, aber er erlahmte von Jahr zu Jahr mehr, bis endlich die bedingungslose Unterwerfung beider Brüder unter die Reichsgewalt erfolgte. Mit mächtiger Hand hielt Lothar alle widerstrebenden Elemente nieder, demüthigte die Stolzen, schützte die Schwachen und wachte mit unerbittlicher Strenge über der Wahrung des Landfriedens. Als er aus Italien heimkehrte, fand

er mancherlei Wirren zu schlichten und manche Feindschaften auszugleichen, die sich während seiner Abwesenheit entsponnen hatten.

Zunächst in Holland, wo die Gräfin Gertrud, eine Halbschwester des Kaisers, waltete. Nach dem Tode ihres Gemahles führte diese die Vormundschaft über ihre beiden unmündigen Söhne Dietrich und Florenz. Jener, der ältere von beiden, unternahm zu Anfang des Jahres 1132 einen verwüstenden Einfall in das Gebiet der westlich vom Fly wohnenden Friesen, welche Lothar mit dem übrigen Westfriesland der Gewalt der Grafen von Holland unterworfen hatte und welche damals den Versuch machten, sich dieser Oberhoheit Hollands zu entziehen. In ihrer Noth wandten sich die schwer bedrängten Friesen an den jüngeren Bruder Florenz, welcher, schon seit längerer Zeit mit seiner Mutter und seinem Bruder in Zwietracht, den Gedanken nicht ertragen konnte, daß er durch jenen von der Herrschaft über Holland ausgeschlossen sein sollte. Sie boten ihm die Grafschaft in ihrem Lande an und luden ihn ein, von derselben Besitz zu ergreifen. Gerade zu der Zeit, als Lothar seine Heerfahrt über die Alpen antrat, begab sich Florenz, diesem Rufe folgend, zu den Friesen, bemächtigte sich mit ihrer Hülfe der Stadt Alkmaar, zündete den Ort an und brannte ihn sammt der Kirche nieder. Dann fiel er raubend und plündernd in Holland ein, wo er einen Theil der Vornehmen für sich gewonnen hatte und außerdem der Anhänglichkeit des gemeinen Mannes sicher zu sein glaubte. Es entspann sich ein mit wechselndem Erfolge geführter Bruderkrieg, der noch unter gegenseiti-

gen Verheerungen fortdauerte, als Lothar aus Italien zurückkehrte. Sogleich gebot er beiden Brüdern Waffenruhe, und es gelang seinen Bemühungen, die anfangs Widerstrebenden zu versöhnen und einen Frieden zu vermitteln, der sich auch auf die beiderseitigen Bundesgenossen erstreckte. Kurze Zeit darauf gerieth Florenz, unruhigen Sinnes wie er war, in neue Verwickelungen und Händel, die einen unheilvollen Ausgang für ihn nehmen sollten. Er warb um die Hand einer reichen westfälischen Erbin, der Nichte der Brüder Hermann von Arnsberg und Gottfried von Kuk, und wußte sich mit Hülfe ihrer Dienstmannen in den Besitz ihres Erbes zu setzen. Allein die beiden Brüder wollten ihre Einwilligung zu dieser Verbindung ihrer Nichte nicht geben, verbanden sich vielmehr mit dem Bischofe Andreas von Utrecht, um nöthigen Falls Gewalt mit Gewalt zu zu erwidern. Florenz bemächtigte sich in Folge davon der bischöflichen Feste Rheinsberg und brannte sie nieder. Dann brachte er die Utrechter so völlig auf seine Seite, daß sie ihrem Bischofe den Eintritt in ihre Stadt verwehrten. Als er aber eines Tages mit nur geringem Gefolge aus der Stadt ausritt, fiel er in einen Hinterhalt der beiden Brüder und ward in dem Handgemenge erschlagen (November **1133**). Ueber die Mörder seines Neffen hielt der Kaiser später strenges Gericht. Es half dem Grafen Gottfried nichts, daß er Geißeln anbot und stellte, er verfiel mit seinem Bruder in die Acht des Reiches und wurde durch Dietrich von Holland, welchem der Kaiser die Vollstreckung der Acht übertragen hatte, aus seinen Besitzungen vertrieben.

Nicht minder wie die westfälischen Gegenden und Friesland war Baiern längere Zeit hindurch der Schauplatz blutiger und erbitterter Fehden. Des Haders zwischen dem Herzoge Heinrich und dem Grafen Friedrich von Bogen ist bereits oben gedacht worden. Die endliche Bezwingung von Friedrichs Burg Falkenstein durch den Herzog hinderte Friedrich, welcher die Schutzvogtei über das Hochstift Regensburg verwaltete, nicht, nach dem Tode des dortigen Bischofs Kuno († 19. Mai 1132) wider den Wunsch und Willen des Herzogs die Wahl Heinrichs von Wolfratshausen durchzusetzen. Der Herzog bat den Papst und den Kaiser, dem Gewählten Weihe und Belehnung zu versagen. Aber ehe noch eine Antwort eingetroffen war, eilte der neue Bischof zu seinem Metropolitan, dem Erzbischofe Konrad von Salzburg, und ließ sich von diesem die bischöfliche Weihe ertheilen. Darauf nach Regensburg zurückgekehrt, rüstete er sich zum Kampfe gegen den Herzog Heinrich, der eben damals bei Lothars Aufbruch nach Italien mit der Reichsverwaltung betrauet wurde. Es kam zu einer neuen Fehde. Herzog Heinrich lagerte sich vor Regensburg, verwüstete die Umgebungen der Stadt, brannte ihre Suburbien nieder und bemächtigte sich durch Ueberfall der bischöflichen Burg Donaustauf, die er mit einer Besatzung belegte. Jetzt griff auch des Bischofs Neffe, Graf Otto von Wolfratshausen, für seinen Oheim zu den Waffen. Ein Versuch, den er machte, den Herzog, als dieser arglos durch sein Gebiet zog, durch Ueberfall in seine Gewalt zu bringen, mislang. Heinrich entkam glücklich, wenn auch mit genauer Noth, dem ihm gelegten Hinterhalte.

Dafür brach er jetzt, im Februar **1133**, mit Heeresmacht in Ottos Besitzungen, verwüstete weithin das Land mit Feuer und Schwert und zerstörte die feste Burg Amras am Inn. Er hatte die Absicht, sich von hier gegen Ottos Hauptveste Wolfratshausen zu wenden, aber die eintretende Fastenzeit gebot Waffenruhe. Daher rückte er, nachdem er sich mit den schwäbischen Hülfsvölkern, die ihm sein Bruder Welf zuführte, vereinigt hatte, wieder vor Regensburg und übergab Donaustauf, welches von dort her unablässig bedrängt wurde und auf die Länge kaum gehalten werden konnte, den Flammen.

Nach den Fasten entbrannte der Kampf aufs neue. Der Herzog lagerte sich gleich nach der Osterwoche mit starker Macht vor Wolfratshausen, während der Bischof mit den inzwischen gesammelten Streitkräften seiner Verbündeten — darunter auch Friedrich von Schwaben und Markgraf Leopold von Oesterreich — zum Entsatze der Burg herbeieilte. Aber den drohenden Zusammenstoß hinderte die Vermittelung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, mit dessen Tochter, der muthigen Vertheidigerin der Burg, der Graf von Wolfratshausen vermählt war. Eine von beiden Theilen gleich hochgeachtete Persönlichkeit, die sich an dem Streite nicht betheiligt hatte, mit den Häuptern der feindlichen Heere befreundet oder verwandt, war Otto ganz der Mann dazu, den Frieden herbeizuführen. Auf sein Zureden und von ihm geleitet erschien zuerst Friedrich von Bogen in dem Lager seines Lehnsherrn, warf sich diesem zu Füßen und erlangte die erbetene Gnade. Auch der Schwabenherzog und der Markgraf von Oesterreich machten ihren Frieden

mit Heinrich. Am längsten dauerte die Verhandlung mit Otto von Wolfratshausen, der nicht so leichten Kaufes wie Friedrich von Bogen davonkommen sollte. Er ward als Gefangener nach der Welfischen Ravensburg geführt und mußte schwören, ohne Heinrichs Erlaubniß nicht nach Baiern zurückzukehren. Seine Gemahlin ward der Obhut ihres Vaters, des Pfalzgrafen, seine Burg Wolfratshausen der Zerstörung übergeben. Etwas später erfolgte der Ausgleich mit dem Bischofe von Regensburg. Er mußte die zu seinem Stifte gehörige Grafschaft Hochburg am Inn dem Herzoge Heinrich zu Lehen reichen, wogegen ihn dieser in seinem Amte bestätigte. Als Lothar aus Italien heimkehrte, ertheilte er auf seines Schwiegersohnes Verwendung dem Bischof die Investitur mit Regensburg, und auch der Papst erkannte ihn jetzt als Oberhirten des Stiftes an.

Während hier in Baiern Herzog Heinrich als Stellvertreter des Kaisers bemühet war, das Ansehen der Krone aufrecht zu erhalten, übernahm es Lothar nach seiner Rückkehr in eigener Person, die Wirren und Streitigkeiten zu schlichten, die auch in Schwaben ausgebrochen waren. Hier lag Welf, der Bruder des Baiernherzogs, mit dem Grafen Albert von Calw in Fehde. Der Grund derselben war ein Erbstreit. Welf hatte sich mit Uta, der einzigen Tochter des auf dem Schwarzwalde und in den benachbarten Landschaften reich begüterten Grafen Gottfried von Calw, vermählt und nach dem Tode seines Schwiegervaters nicht nur dessen Allodien sondern auch die von dem Calwischen Hause bisher innegehabten Lehen erlangt. Gottfrieds Neffe, Graf Albert,

hatte sich wenigstens auf einen Theil der Erbschaft Hoffnung gemacht und konnte namentlich den Verlust der Lehnsgüter nicht verschmerzen. In jener Hoffnung getäuscht, griff er zu den Waffen, überrumpelte die Burg Calw und besetzte sie mit seinen Dienstmannen. Dann überfiel er bei Nacht die Welfische Besitzung Sindelfingen, ließ sie in Flammen aufgehen und führte die Besatzung und die reiche Beute auf seine Burg Wartenberg. Hier von Welf belagert, hoffte er auf Entsatz durch die Staufischen Brüder, die er für sich gewonnen hatte und die auch mit starker Macht gegen Welf heranzogen. Aber noch ehe sie ankamen, nahm dieser die Burg mit Sturm und brannte sie nieder. Auf Seite des Grafen von Calw stellte sich jetzt auch Herzog Konrad von Zähringen, ein Oheim Utas von mütterlicher Seite. Er hatte eben die Bestürmung der Welf gehörigen Staufenburg begonnen, als des Kaisers Gebot ihn zur Aufhebung der Belagerung bestimmte. Auf dem zahlreich besuchten Hoftage, welcher in der letzten Hälfte des Octobers **1133** zu Mainz stattfand, scheint dann Lothar den Zähringer mit Welf ausgesöhnt zu haben, aber zwischen diesem und dem Grafen Albert setzte sich die Fehde noch längere Zeit fort, bis sich Albert endlich nach Verlust seiner für unüberwindlich gehaltenen Burg Löwenstein und in Calw selbst hart belagert, seinem Gegner unterwarf, der ihn großmüthig mit dem Stammhause seines Geschlechts und einigen dazu gehörigen Besitzungen belehnte.

Von Mainz begab sich der Kaiser nach Basel, wo soeben Bischof Berthold, sein alter Feind, das Zeitliche

gesegnet hatte. Da der Papst dem neugewählten Bischofe Heinrich die Bestätigung versagte, so bewog Lothar die Geistlichkeit und das Volk, einem seiner treuesten und ergebensten Anhänger, dem Abte Albero von Niemburg, der vor kurzem mit ihm aus Italien zurückgekehrt war, ihre Stimmen zu geben. Wie hier ein dem Kaiser enge befreundeter Mann auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde, so kam bald darauf Konrad von Querfurt, des Kaisers Verwandter, der bereits im Jahre **1126** von einer Partei zu dieser Würde erkoren war aber dann dem heiligen Norbert hatte weichen müssen, in den Besitz des noch weit wichtigeren Erzbisthums Magdeburg. Nach Norberts Tode († 6. Juni **1134**) einstimmig gewählt, erlangte er ohne Mühe vom Papst und Kaiser die Bestätigung.

So sehen wir Lothar im Glanz der jüngst erworbenen Kaiserkrone überall mit starker Hand und doch auch wieder mit mildem Sinn den gestörten Frieden herstellen, Gerechtigkeit üben, die Feinde des Reiches demüthigen. So stark im Innern und so hochangesehen im Auslande hatte Deutschland lange nicht dagestanden. Die Nebenländer, Dänemark, Polen, Böhmen und Ungarn, beugten sich wieder wie zur Zeit der Ottonen und ersten Salier unter die Hoheit des Reiches, mit der Kirche war das lange gestört gewesene gute Einvernehmen wieder hergestellt und im Innern schlugen Ruhe und Friede feste Wurzeln. „In den Tagen Lothars," sagt Helmold, der Chronist der Slaven, „begann ein neues Licht zu leuchten: nicht nur in Sachsen sondern im ganzen weiten Reiche herrschten Ruhe und Friede, war

Ueberfluß an den zum Leben nöthigen Dingen vorhanden und bestand zwischen Kirche und Reich ein gutes Vernehmen." Diese Umstände kamen auch dem deutschen Handel zu gute, der zu jener Zeit einen frischen Aufschwung nahm. Den Kaufleuten von Quedlinburg verlieh der Kaiser am 25. April 1134 große Vorrechte, erlaubte ihnen ungehindert durch ganz Deutschland Handel zu treiben und befreite sie von der Entrichtung jedes Zolles diesseits der Alpen, mit Ausnahme der alten und einträglichen Reichszollstätten zu Cöln, Thiel und Bardowiek. Besonders aber hob sich der Handel nach Dänemark, dem Wendenlande und den östlichen Nachbarstaaten zu vorher unbekannter Blüthe, denn das weitreichende Ansehen des Kaisers schützte die wandernden Kaufleute. So ward bereits damals die für den Handel in der Ostsee äußerst glücklich gelegene Insel Gothland als Stapelplatz für deutsche Waaren benutzt und von hier aus Handelsverbindungen mit Rußland, ja mit dem fernen Asien angeknüpft. Lothar förderte diesen Gewinn verheißenden Verkehr nach Kräften. Er traf zum Schutz der nach Sachsen handelnden Gothländer ausdrückliche Bestimmungen, befreiete sie von allen Zöllen in den sächsischen Städten und suchte überhaupt, so viel er vermochte, den Verkehr in diesen Gegenden zu fördern und zu heben. Von dem Ansehen, in welchem die Krone stand, legen die glänzenden Reichstage zu Halberstadt, Merseburg und Magdeburg, deren wir bereits gedacht haben, ein beredtes Zeugniß ab. Die beiden letzteren haben noch eine weiter reichende Bedeutung, der Tag zu Magdeburg, weil auf demselben ein zehnjähriger

allgemeiner Landfrieden verkündet und von sämmtlichen anwesenden Reichsfürsten beschworen wurde, der Merseburger Reichstag aber, weil hier wichtige Beschlüsse in Bezug auf Italien gefaßt wurden. In Merseburg waren nämlich außer den zahlreichen Sendboten der übrigen Völker auch Gesandte der Venetianer und des griechischen Kaisers Johann I. erschienen. Wie die Abgesandten der Polen, Böhmen und Ungarn kostbare Pelze und Gefäße von edelem Metall, so brachten sie dem Kaiser reiche Geschenke an Gold, Edelsteinen, Purpurkleidern und fremdartigen Wohlgerüchen dar. Aber sie versprachen auch, den Kaiser mit Geld und Schiffen zu unterstützen, wenn er einen abermaligen Kriegszug nach Italien unternehmen wollte.

Dieser schien allerdings dringend geboten. Denn nur wenige Monate hatte sich Innocenz II. seinem Nebenbuhler gegenüber in Rom behaupten können. Schon im September **1133** sah er sich genöthigt, bei den treuen Pisanern eine Zuflucht zu suchen. Zugleich erfocht Roger von Sicilien eine Reihe glänzender Siege über seine Widersacher. Schon bedrohete er die Besitzungen der Griechen in Afrika und brandschatzte die venetianischen Handelsschiffe: sein Ansehen in diesen südlichen Gegenden stieg von Tage zu Tage. Sollte die Frucht seiner ersten Heerfahrt nach Italien nicht völlig verloren gehen, so mußte sich Lothar zu einem zweiten Zuge über die Alpen entschließen. Auf den Reichstagen zu Speier Weihnachten **1135**, zu Aachen Ostern **1136**, und jetzt zu Merseburg wurde nach einander mit den Fürsten über diese Unternehmung verhandelt. Der Kaiser bestimmte

Würzburg zum Sammelplatze des Heeres, Mitte August sollte die Kriegsfahrt in das Land jenseits der Alpen erfolgen.

Vorher brachte er jedoch nach der Sitte der Zeit, um des Beistandes der Heiligen bei seinem Zuge um so sicherer zu sein, noch ein frommes Werk zu Stande. Einer seiner Vorfahren mütterlicher Seits aus dem Haldenslebenschen Hause hatte zu Lutter am Nordrande des Elmwaldes auf erbeigenem Boden ein Kloster für Augustinernonnen gegründet. Da diese aber den von ihnen gehegten Erwartungen nicht entsprachen sondern durch leichtfertiges Leben Aergerniß erregten, so beschloß Lothar, an der Stätte dieses Frauenklosters eine neue großartige christliche Stiftung erstehen zu lassen. Er versetzte die Nonnen in andere sächsische Klöster und verwandelte die von ihnen bisher innegehabte geistliche Anstalt in ein Stift für Mönche des Benediktinerordens, welche er aus dem Johanniskloster bei Magdeburg kommen ließ. Zu den Begabungen seiner Vorfahren fügte er neue Schenkungen hinzu und legte in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin am 10. Juli 1135 eigenhändig den Grundstein zu der neuen herrlichen Kirche, die er den Aposteln Petrus und Paulus weihete und die er zu seiner einstigen Grabstätte bestimmte. So glaubte er sich am besten zu dem gefahrvollen Zuge in das ferne Land gerüstet zu haben.

Achter Abschnitt.

Lothars zweite Heerfahrt nach Italien.

Des Kaisers unbedingt geltendes Ansehen, dem sich vor kurzem auch die Staufischen Brüder gebeugt hatten, zeigte sich in dem Eifer und der Bereitwilligkeit, mit welchen man seinem Aufgebote zu dem Feldzuge nach Italien Folge leistete. Zahlreicher als sonst fanden sich dieses Mal die deutschen Fürsten, geistliche so gut wie weltliche, zu der Heerfahrt über die Alpen zusammen. Von allen Seiten und aus allen deutschen Gauen zogen zu der festgesetzten Zeit die bewaffneten Schaaren nach Würzburg. Die Erzbischöfe von Trier, Cöln und Magdeburg, die Bischöfe von Toul, Basel, Constanz, Regensburg, Utrecht, Lüttich, Havelberg und Merseburg, sowie eine große Anzahl reichsunmittelbarer Aebte, führten, ein jeder nach Vermögen, ihre größeren oder kleineren Heerestheile dem Kaiser zu. Von den weltlichen Großen des Reiches nahm Herzog Friedrich von Schwaben, ohne Zweifel mit Lothars Erlaubniß, an dem Zuge nicht theil, aber sein Bruder Konrad mußte jetzt im Gefolge seines Ueberwinders das Land wiedersehen, welches er diesem

einst zu entreißen gehofft hatte. Die Herzöge Heinrich von Baiern, Simon von Lothringen, Sobislaw von Böhmen und Udalrich von Kärnthen, die weithin im Norden und Osten gefürchteten Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Konrad von Meißen, die Pfalzgrafen von Baiern und Lothringen, beide Otto geheißen, Pfalzgraf Wilhelm bei Rhein, Landgraf Ludwig von Thüringen, Graf Otto von Wolfratshausen, den der Baiernherzog, damit er den Zug mitmachen könnte, der Haft entlassen hatte, die Grafen Adolf von Schaumburg, Poppo von Henneberg, Werner von Baden, Rudolf von Lenzburg, sie alle und viele andere geringeren Ranges und minderer Bedeutung stellten sich an der Spitze ihrer Reisigen bei dem Kaiser ein. Wer nicht selbst mitzog, säumte wenigstens nicht nach Würzburg zu kommen, um Lothar seine Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu bezeigen, mancher vielleicht in trüber Ahnung der Zukunft um ihn vor dem Zuge in das heimtückische Italien noch einmal zu sehen, so der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Würzburg, Worms, Speier, Augsburg, Zeitz, Breslau, und eine Menge namentlich sächsischer Grafen und Edeln. Bei diesem Zusammenfluß von Bewaffneten aus allen Theilen des weiten Reiches konnte es natürlich an Gelegenheit zu Hader und Streit nicht fehlen, so sehr auch Lothar bemühet war, die Zucht in dem Heere aufrecht zu erhalten. Schon in Würzburg kam es zu einem Rangstreite zwischen den Erzbischöfen von Cöln und Magdeburg. Wie gewöhnlich bei solchen Reibungen, griffen die Dienstleute hier und dort zu den Waffen, und schon drohete es zwischen ihnen zu einem

blutigen Handgemenge zu kommen, als des Kaisers persönliche Dazwischenkunft die Erbitterten noch rechtzeitig besänftigte.

Wie der Ort, wo das Heer sich sammelte, und die Jahreszeit, in welcher es aufbrach, dieselben waren wie einst bei des Kaisers erstem Feldzuge nach Italien, so schlug er auch dieses Mal den nämlichen Weg über die Alpen ein, den er damals gezogen. Ueber den Brenner und dann weiter längs der Eisack und durch das breite Thal der Etsch stieg das Heer der Deutschen nach der oberitalischen Ebene hinab, nicht ohne schon hier Schwierigkeiten und Kämpfe mancher Art zu finden. Die Brücken, welche über den Fluß führten, waren abgeworfen, und manche Burg, die erobert oder umgangen werden mußte, sperrte den Weg, ja an der Klause von Verona versuchte ein Haufe räuberischen Gesindels die Deutschen am weiteren Vordringen zu hindern. Glücklich und ohne Mühe überwand Lothar diese Hindernisse und erschien jetzt auf italienischem Boden, wo er sich zunächst nach Verona wandte. Hier ward er bereitwillig eingelassen und mit großen Ehren empfangen. Dann zog er in das Gebiet von Mantua, wo er in den letzten Tagen des September ein Lager aufschlug. Schon schlossen sich viele Große aus der Lombardei dem Heere an, und selbst der Bischof von Mantua, der dem Kaiser unfreundlich gesinnt war, sah sich genöthigt, ihn um Verzeihung zu bitten und zu diesem Zwecke sich persönlich im deutschen Lager einzufinden. Mit diesen Verstärkungen brach Lothar gegen das widerspänstige Guastalla auf, nahm die Stadt in Sturm und belehnte mit ihr seinen Eidam, den Her-

zog von Baiern, der sich hier sowie bei den Kämpfen am Gardasee hervorgethan hatte. Reggio und Bologna, durch das Schicksal Guastallas geschreckt, öffneten ihre Thore, und selbst Mailand, die reichste und mächtigste aller lombardischen Städte, beugte sich vor der Majestät des kaiserlichen Namens. Der heilige Bernhard von Clairvaux vermittelte die Aussöhnung der stolzen Stadt mit Innocenz II., der die Mailänder als Anhänger seines Nebenbuhlers in den Bann gethan und das dortige Erzbisthum zu einem Bisthume herabgesetzt hatte.

Aber die Versöhnung mit Mailand zog als natürliche Folge den Abfall der bisher dem Kaiser treu ergebenen Stadt Cremona nach sich, der erbitterten Feindin der Mailänder. Lothar unternahm, um die abtrünnige Stadt zu züchtigen, einen verheerenden Kriegszug in ihr Gebiet und schloß sie enge ein. Aber die Cremonesen, obschon vom Kaiser geächtet und vom Papste gebannt, vertheidigten ihre Stadt tapfer und mit Erfolg, konnten freilich die furchtbare Verwüstung der Umgegend nicht hindern. Inzwischen bestätigte der Kaiser den Einwohnern von Venedig, die ihn durch Gesandte beschickten, die alten Freiheiten ihrer Stadt und empfieng die Huldigung des Patriarchen von Aquileja sowie der Mehrzahl der lombardischen Bischöfe. Dann wandte er sich nach Piacenza, um auf der in der Nähe dieser Stadt gelegenen Ebene von Roncaglia uralter Sitte gemäß Streitigkeiten zu schlichten und zu Gericht zu sitzen. Ueberaus zahlreich fanden sich hier die Streitkräfte der Lombardei ein: die Mailänder allein erschienen mit 40,000 Mann. Der Kaiser erließ in Roncaglia ein wichtiges Lehnsgesetz

und rückte dann gegen Pavia vor, welches sich in ähnlicher Weise und aus demselben Grunde ihm entfremdet hatte wie Cremona. Die Stadt weigerte sich, ihm die Thore zu öffnen, allein nachdem Herzog Konrad von Franken ihre Truppen zurückgeworfen hatte, gelang es dem kaiserlichen Heere die Mauern zu ersteigen und in die Stadt einzudringen. Sogleich begannen die Mailänder, welche sich im Heere befanden, das Werk der Zerstörung. Da entsank den Pavesen der Muth. Eine Processsion, an ihrer Spitze die Geistlichkeit der Stadt, begab sich hinaus in das Lager zum Kaiser und flehete um Schonung ihres Lebens und Eigenthums. Großmüthig verzieh Lothar und rief seine Kriegsschaaren aus der Stadt zurück. Aber am folgenden Tage sollte es durch die Schuld einiger Deutschen doch noch zum Blutvergießen kommen. Graf Otto von Wolfratshausen, der entweder von dem getroffenen Abkommen nichts wußte oder sich von seinem Uebermuthe hinreißen ließ, erschien in Begleitung einiger Gewaffneten vor den Thoren der Stadt und forderte die Bürger zum Kampfe heraus. Als diese das Ansinnen unter Berufung auf den geschlossenen Vertrag zurückwiesen, griffen die Deutschen zu ihren Streitäxten und versuchten damit die Thore zu zerhauen. Darüber entspann sich ein Gefecht, in welchem Otto durch einen Pfeilschuß tödtlich getroffen ward und mit ihm ein edler Sachse Namens Adalbert das Leben verlor. Als der Kaiser von diesen Vorgängen hörte, gerieth er in den höchsten Zorn und drohete der Stadt mit schwerer Rache, aber es gelang den Bürgern, ihn zu überzeugen, daß die deutschen Krieger, nicht sie die

Anstifter des Streites gewesen. Dennoch mußten sie den Todtschlag derselben mit der bedeutenden Summe von 20,000 Talenten büßen. Darauf kehrte Lothar, zufrieden mit der erzwungenen Unterwerfung der Stadt, in das Mailändische Gebiet zurück.

Bald brach er zu neuen Eroberungen auf. Nachdem er die Heerhaufen der Mailänder entlassen hatte, wandte er sich nach Westen, eroberte Vercelli, zerstörte die Burgen des ihm feindlich gesinnten Adels dieser Gegend und zwang den Grafen Amadeus von Savoyen durch einen Einfall in die Grafschaft Morienne, ihm die Huldigung zu leisten. Inzwischen war das noch vor kurzem ihm treu ergebene Piacenza von ihm abgefallen. Lothar führte daher das Heer wieder zurück, lagerte sich vor der Stadt und erstürmte sie. Die Strenge, mit der er hier verfuhr, verfehlte ihre Wirkung auf die Gemüther der wetterwendischen Lombarden nicht. Die Bewohner von Parma eilten sich ihm zu unterwerfen und erbaten sich eine deutsche Besatzung, da sie mit den Cremonesen in Fehde lagen. Von hier zog der Kaiser über Reggio nach Bologna, welches gleichfalls jetzt feindliche Gesinnungen zeigte, und begann die Stadt zu belagern. Aber die ungünstige Jahreszeit — es war im December des Jahres 1136 und im Januar 1137 — hinderte die Fortschritte der Belagerung. Auch erlitten die Deutschen vor einer in der Nähe gelegenen Burg einigen Verlust, den sie freilich durch Zerstörung derselben und Niedermetzelung der darin befindlichen Besatzung blutig rächten. Endlich ergab sich Bologna auf günstige Bedingungen, und da sich Faenza freundlich gesinnt zeigte, auch der

Herzog von Ravenna im Lager des Kaisers bei Cassano erschien, um diesem zu huldigen, so konnte Lothar die Unterwerfung von Oberitalien als vollendet ansehen und nun seine Waffen gegen Rom und Unterialien wenden.

Dort, in der Hauptstadt der abendländischen Christenheit, hatte sich Anaklet, wie bereits erzählt worden ist, nach des Kaisers früherem Abzuge wieder in den Besitz der Stadt gesetzt und sich in demselben behauptet, während Innocenz in Pisa weilte, wo er bei den dortigen Bürgern Aufnahme und Schutz gefunden hatte. Mit der Markgrafschaft in Tuscien und mit der Verwaltung der Mathildischen Güter hatte Lothar kurz vor seinem Aufbruch nach Italien seinen Eidam, den Herzog Heinrich von Baiern, belehnt, und diesen, welchem in dieser Stellung naturgemäß die Vertheidigung des von der Kirche fast allgemein anerkannten Papstes zufiel, beauftragte der Kaiser jetzt mit der Ordnung der Verhältnisse in Tuscien und in dem römischen Gebiete. Während Heinrich diese Landschaften auf der Westseite des Apennins unterwürfe, beabsichtigte Lothar selbst östlich von dem Gebirge durch die Marken nach Apulien vorzudringen und seinen alten Gegner, Roger von Sicilien, die Hauptstütze des Gegenpapstes, zu überwältigen. Durch diesen Doppelangriff hoffte er am ehesten sein Ziel, die Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Papstes in Rom, zu erreichen, zugleich aber die Herrschaft der Deutschen in den Landschaften des unteren Italiens fest zu begründen. Während er also mit dem Hauptheere südwärts gewandt längs der Küste des Adriatischen Meeres vordrang, schickte er den Herzog Heinrich mit

3000 auserlesenen Reitern über das Gebirge nach Tuscien.

Heinrich entledigte sich der ihm gestellten Aufgabe in glänzender Weise. Siegreich bemeisterte er den Widerstand, auf den er gleich zu Anfang seines Zuges im Mugellothale stieß. Den in diesen Gegenden begüterten Grafen Guido nöthigte er durch die Zerstörung seiner Burg sich ihm anzuschließen. Dann zog er gegen das aufblühende Florenz, die Nebenbuhlerin von Pisa, unterwarf die Stadt und setzte den von den Einwohnern vertriebenen Bischof wieder ein. Südlich an Pistoja vorbei, über San Genesio und Fucecchio, nach der Zerstörung des Raubnestes Capraja, gelangte er unter großen Mühseligkeiten und schweren Verlusten an Mannschaft und Gepäck nach Lucca, wo sein unerwartetes Erscheinen und die Ankunft einer Pisanischen Flotte genügten, die Einwohner unter demüthigenden Bedingungen zur Ergebung zu bringen. Dann verwüstete er die Umgegend von Siena, eroberte die Stadt selbst, zerstörte die benachbarten Burgen und wandte sich gegen Grosseto. Hier wurde seine Aufforderung, dem Kaiser zu huldigen, mit Hohn und unter thatsächlichen Beleidigungen zurückgewiesen. Sogleich schickte sich der Herzog an, die Stadt zu belagern, aber erst nach längerer Bestürmung gelang es ihm, die Burg, welche den Ort schützte, zur Ergebung zu zwingen und dadurch den Fall der Stadt selbst herbeizuführen.

Nachdem er so ganz Tuscien dem Kaiser unterworfen hatte, dachte Heinrich daran, nun auch das päpstliche Gebiet der Gewalt Anaklets zu entreißen und die

Zurückführung des von Lothar anerkannten Papstes nach Rom zu ermöglichen. Innocenz war in eigener Person nach Grosseto gekommen, und man hatte hier ohne Zweifel zusammen den Plan der weiteren Unternehmungen berathen. Zunächst wandte sich Heinrich, von dem Papste begleitet, gegen Viterbo, denn man wußte, daß die Bürger dieser Stadt in ihren Neigungen getheilt waren, und hoffte daher auf einen leichten Erfolg. In der That war der gemeine Mann in Viterbo für Innocenz, während der Adel dem Gegenpapste anhieng und von der deutschen Herrschaft nichts wissen wollte. Deshalb hatte diese Partei auch die Zerstörung des dortigen kaiserlichen Marktes durchgesetzt. Als aber das Heer der Deutschen, von dem Herzoge geführt und von dem Papste begleitet, vor Viterbo erschien, gewann die untere Bevölkerung bald die Oberhand in der Stadt. Zwar rüstete man sich anfangs zu energischer Vertheidigung, allein die Vorstellungen des Papstes und Heinrichs Drohungen bewirkten bald die Unterwerfung der Bürger, die für ihre anfängliche Widersetzlichkeit dadurch bestraft wurden, daß ihnen die Zahlung von 3000 Talenten auferlegt wurde. Diese Kriegsbeute sollte den ersten Grund zu einem Zerwürfniß zwischen dem Papst und dem Herzog legen, welches für letzteren später verhängnißvoll geworden ist. Heinrich nahm das Geld nach dem Rechte des Krieges für sich in Anspruch, während der Papst dasselbe als Eigenthum des heiligen Petrus betrachtet wissen wollte. Daß der Herzog seinen Willen schließlich durchsetzte, scheint den Keim zu der Entfremdung gelegt zu haben, der bald die beiden Männer von ein-

ander trennte und einen Jeden von ihnen seinen eigenen Weg gehen ließ.

Zunächst freilich mußte Innocenz seinen Aerger unterdrücken, denn er war noch immer ein Flüchtling, der des Armes der Deutschen und des guten Willens ihres Führer bedurfte, um in die ewige Stadt zurückzukehren. So zog denn das deutsche Heer, in seinem Gefolge der Papst, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, um die Unterwerfung der römischen Landschaft zu vollenden. Die ganze Umgegend von Rom, Alba und die Campagna di Roma, ward gezwungen, Innocenz anzuerkennen und ihm zu huldigen, aber an der ewigen Stadt selbst zogen Papst und Herzog vorbei, da sie sich nicht stark genug zu einem erfolgreichen Angriff fühlten und, um diesen unternehmen zu können, erst die Vereinigung mit dem Kaiser erzielen wollten. So rückten sie weiter nach Süden vor zu dem berühmten Kloster Monte Cassino, von wo aus sich einst das Mönchsthum über das Abendland verbreitet hatte und wo sie einen unerwarteten, hartnäckigen Widerstand fanden. Denn auch auf dem Monte Cassino hatte das Schisma, welches die Kirche spaltete, wie an so vielen anderen Orten eine zwiespältige Abtswahl hervorgerufen. Beide gewählte Aebte hießen Rainald, aber der eine huldigte dem Gegenpapste Anaklet und schloß sich politisch an König Roger von Sicilien an, während der andere Innocenz als rechtmäßigen Papst anerkannte und den Schutz und Beistand des deutschen Kaisers in Anspruch nahm. Als jetzt Herzog Heinrich und Innocenz heranzogen, rüstete sich jener, welcher die größere Anzahl der

Brüder auf seiner Seite gehabt zu haben scheint, im Vertrauen auf die Festigkeit des Klosters zu bewaffnetem Widerstande. Er nahm einen Trupp Krieger in seinen Sold, und diese verwüsteten unter Anführung eines gewissen Gregor die Umgegend, um dem deutschen Heere einen längeren Aufenthalt in derselben unmöglich zu machen. Heinrich sah sich zu einer Belagerung des Klosters genöthigt, aber obschon er das in der Tiefe gelegene San Germano bald in seine Gewalt brachte, trotzte das Kloster selbst doch allen seinen Angriffen. Der Abt wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, Innocenz den geforderten Gehorsam zu leisten, wohl aber erklärte er sich nach längeren Verhandlungen bereit, von Roger abzulassen und dem Kaiser zu huldigen. Heinrich war damit zufrieden. Ohne weiter des Papstes zu achten, bestätigte er den Abt Rainald, nachdem dieser ihm als Stellvertreter des Kaisers den Eid der Treue geleistet hatte, in seiner Würde. Innocenz hat ihm dieses rücksichtslose Verfahren nie vergeben, und wenn Lothar die Absicht gehabt hat, durch die seinem Eidam übertragene Unterwerfung des römischen Gebietes diesen dem Papste zu empfehlen und seine Nachfolge im Reiche anzubahnen, so hat Heinrich diese Absicht durch sein damaliges herrisches Auftreten in unkluger Weise vereitelt.

Von Monte Cassino wandte sich der Herzog mit seinem Heere gegen Capua. Die ganze campanische Ebene einschließlich der Hauptstadt fiel ihm widerstandslos zu, da Adel und Volk hier längst der drückenden Herrschaft der Normannen müde waren. Das Fürstenthum in diesem Lande verlieh Heinrich in Stellvertretung

des Kaisers und mit Einwilligung des Papstes wieder dem früheren Beherrscher Robert, welcher durch Roger aus diesem Besitze verjagt worden war. Doch mußte der neue Herrscher dafür, daß man die Stadt Capua verschonte, die bedeutende Summe von 4000 Talenten bezahlen. Stets seinen Zweck, die Vereinigung mit dem Kaiser nämlich, im Auge, zog Heinrich jetzt östlich nach dem Appennin zu, um zunächst Benevent in seine Gewalt zu bringen. Durch die Eroberung mehrerer befestigter Ortschaften und Burgen, die ihm den Zugang wehrten, bahnte er sich den Weg. Am 21. Mai 1137 kam er mit Innocenz vor der Stadt an, in welcher die Anhänger Anaklets völlig die Oberhand hatten. Als die Unterhandlungen, welche Innocenz durch den Cardinal Gerhard mit den Bewohnern anknüpfen ließ, ohne Erfolg blieben, rüstete sich der Herzog zum Angriff. Aber die Partei Anaklets, unterstützt von der Besatzung, welche Roger in die Stadt geworfen hatte, kam ihm zuvor und unternahm einen Ausfall auf das deutsche Heer. Nicht mit Glück, denn Herzog Heinrich warf die aus der Stadt Hervorstürmenden siegreich zurück, tödtete Viele von ihnen und machte eine große Anzahl zu Gefangenen. Am folgenden Tage kam ein Theil der Einwohner, der schon längst sich nach einer Aussöhnung mit Innocenz gesehnt hatte, in das deutsche Lager heraus, unterwarf sich und erlangte ohne Mühe die Freigebung der Gefangenen, welche Innocenz Treue schwören mußten. Denn Benevent war ein unmittelbares Besitzthum des päpstlichen Stuhles. Das erbitterte die deutschen Krieger, da sie auf diese Weise um das gehoffte Lösegeld gebracht wurden. Auf-

gereizt von einem Beneventanischen Verbannten Namens Jaquinto, drangen sie unversehens in die Stadt und begannen sie zu plündern. Aber Herzog Heinrich wehrte auf die Bitten des Papstes dem wüsten Treiben, konnte jedoch nicht verhindern, daß Jaquinto sich den Eingang in die Stadt erzwang und den hier von Anaklet eingesetzten Cardinal Crescentius gefangen nahm. Selbst in dem Straßenkampfe tödtlich verwundet, sandte er ihn hinaus in das Lager zu Innocenz, dessen Partei in der Stadt durch diese Ereignisse entschieden das Uebergewicht erhielt. In der nächsten Nacht entflohen die Anhänger des Gegenpapstes aus Benevent, und die Stadt ergab sich dem rechtmäßigen Papste auf Gnade und Ungnade. Innocenz schickte den Cardinal Gerhard in die Stadt, um die Bürger in Eid und Pflicht zu nehmen. Er selbst betrat dieselbe nicht sondern eilte mit dem Herzoge Heinrich über Troja, welches keinen Widerstand wagte, nach Bari zum Kaiser, der sie hocherfreut empfieng und dann mit dem Papste zusammen das Pfingstfest feierte.

Lothar hatte sich, während sein Eidam Tuscien eroberte, das römische Gebiet unterwarf und sich dann siegreich den Weg nach Apulien bahnte, von Cassano aus zunächst gegen Ravenna gewandt, dessen Herzog ihm bereits in jenem Orte gehuldigt hatte. Er fand daher in Ravenna einen freundlichen Empfang. Die dortige Geistlichkeit, den Erzbischof an ihrer Spitze, holte ihn in feierlichem Zuge ein, und die Bürgerschaft ließ es nicht an Beweisen ihrer Unterwürfigkeit fehlen. Von da setzte er seinen Weg südwärts längs der Meeresküste fort. Die Stadt Lutiza, welche sich keinem der früheren Kaiser gebeugt

hatte, erlag einem schnellen energischen Angriff, ebenso wurden Fano und Sinigaglia erobert, und nun lagerte sich der Kaiser vor dem feindlich gesinnten, stark befestigten Ancona. Fast hätte das deutsche Heer hier eine Niederlage zu beklagen gehabt. Denn als sich die ersten Haufen desselben, geführt von dem Erzbischof Konrad von Magdeburg und dem gleichnamigen Markgrafen von Meißen, der Stadt näherten, unternahmen die Einwohner mit überlegenen Streitkräften einen Ausfall, griffen den Vortrab des deutschen Heeres an und brachten diesen in große Bedrängniß. Aber standhaft und heldenmüthig kämpften die so Angegriffenen, und es gelang ihnen ihre Stellung so lange zu behaupten, bis Lothar selbst mit der Hauptmacht herankam und nun die Feinde unter blutigem Gemetzel in die Stadt zurückwarf. Hierauf begann die Belagerung derselben. Der Kaiser umschloß sie auf der Landseite, während sich eine italienische Flotte, zu welcher namentlich die Venetianer ihre Schiffe gestellt zu haben scheinen, vor den Hafen legte und so den Kreis um dieselbe vollständig machte. Diese Anstalten brachten die Stadt bald zur Uebergabe. Sie mußte sich, um die Plünderung abzuwenden, zur Stellung von hundert mit Proviant und anderem Kriegsbedarf beladenen Schiffen verstehen. Dann feierte der Kaiser die Ostern zu Fermo, wo er Mühe hatte, einen zwischen Sachsen und Baiern ausgebrochenen Zwist friedlich beizulegen.

Gleich nach dem Feste brach er wieder auf, dieses Mal gen Westen, überschritt den Appennin und nöthigte Spoleto sich ihm zu ergeben. Von da suchte er die Küste des adriatischen Meeres wieder zu gewinnen,

empfieng am Tronto die Unterwerfung des Pfalzgrafen Wilhelm und seiner beiden Lehnsleute, der Markgrafen Thomas und Mathäus, und bestätigte unweit Pescara am gleichnamigen Flusse den Mönchen des dortigen Klosters ihre Rechte und Freiheiten, welche ihnen von einem gewissen Guido entweder bereits geschmälert waren oder streitig gemacht wurden. Hier bei Pescara erhielt er Nachrichten aus Apulien, welche ihn bewogen, seinen Marsch zu beschleunigen. Er zog daher an Pescara vorbei, ohne die Stadt selbst zu betreten, setzte über den Fluß und erreichte Termoli, wo das Gebiet seines Gegners, des Königs Roger von Sicilien, begann.

Ein seltenes Glück hatte bis jetzt die Unternehmungen des Kaisers begünstigt. Wo er auf seinem Zuge Widerstand erfahren, da hatte er ihn rasch und glücklich überwältigt. Mit jedem Schritte weiter mehrte sich durch freiwilligen Zuzug oder erzwungenen Anschluß der Großen des Landes die Zahl seines Heeres, während die Seestädte des nördlichen und mittleren Italiens, welche ein gleiches Interesse an den Kaiser fesselte, dieses Heer reichlich mit Lebensmitteln und anderen nothwendigen Gegenständen von der Seeseite her versorgten. Mit einer gewaltigen Streitmacht, weit stärker als diejenige, mit welcher er die Alpen überschritten hatte, stand Lothar jetzt an den Grenzen Apuliens, bereit dem Könige Roger, wenn dieser sich ihm entgegenstellen sollte, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Aber Roger wagte es nicht, den Kampf im offenen Felde aufzunehmen. Er war nach Sicilien gegangen und rechnete darauf, daß die zahlreichen Städte und Burgen des Landes, die er mit starken

Besatzungen versehen hatte, sich halten und durch ihren Widerstand das Heer der Deutschen ermüden würden. Allein in den Städten war man längst seiner Gewaltherrschaft, die mit eisernem Druck auf dem Lande lastete, überdrüssig, und meistens giengen diese, sobald sich das deutsche Heer an ihren Thoren zeigte, ohne auch nur den Versuch eines Kampfes zu machen, zu dem Kaiser über. So geschah es gleich mit der Stadt Castelpagano, im Gebiet des vorhin erwähnten Pfalzgrafen Wilhelm, welche auf unzugänglicher Höhe gelegen und zum Ueberfluß stark befestigt, für uneinnehmbar gehalten wurde. Die Bürger, der übermüthigen Besatzung müde, welche Roger in die Burg geworfen hatte, öffneten dem Kaiser die Thore ihrer Stadt und halfen ihm dann, auch die Burg selbst erobern. So blieb das Glück auch ferner dem deutschen Heere ein freundlicher Begleiter. Eine Stadt nach der andern ergab sich ihm, eine Burg auf die andere fiel in seine Gewalt. Ohne Schwertstreich besetzte Konrad von Franken Ragagna, während Lothar selbst den Monte Gargano erstürmte und das in der Nähe gelegene Siponto zur Unterwerfung brachte. Wo man ihm feindlich entgegentrat, verfuhr der sonst milde und menschliche Kaiser mit jener barbarischen Strenge, welche im allgemeinen das Kennzeichen der Zeit war. Den Bewohnern von Cannä, wo einst Hannibal gesiegt hatte, von Barletta und Troja, die ihm Widerstand zu leisten wagten, ließ er Nasen und Ohren abschneiden, Viele von ihnen wurden auch als Gefangene hinweggeführt. Ein allgemeiner Schrecken gieng vor dem deutschen Heere her. Als Lothar gegen Trani heranzog, erhoben sich die Bürger zu seinen Gunsten,

zerstörten die bei dem Orte gelegene Burg und versenkten einen Theil der Flotte, welche ihnen König Roger zum Schutze gegen einen etwaigen Angriff von der Seeseite her gesandt hatte. Mit lautem Frohlocken ward Lothar in der Stadt empfangen, denn sein Erscheinen bedeutete das Ende der unerträglich gewordenen normannischen Tyrannei. Von Trani wandte sich der Kaiser gegen Bari, und noch ehe er im Angesicht der Stadt anlangte, erschienen, wie bereits erzählt worden ist, Herzog Heinrich und Papst Innocenz beim Heere. Glücklich war somit die Wiedervereinigung der beiden großen Heerestheile erfolgt, nachdem ein jeder derselben die ihm zugefallene Aufgabe in einer Weise gelöst hatte, die nichts zu wünschen übrig ließ. Ganz Mittelitalien mit einziger Ausnahme von Rom war erobert und in dem normannischen Unteritalien hatte man bereits festen Fuß gefaßt. Mit vereinten Kräften gieng man nun daran, auch noch den Rest des unteren Italiens zu unterwerfen: Rom mußte dann den Siegern selbst, wie eine reife Frucht vom Baume, in den Schooß fallen.

Neunter Abschnitt.

Lothars zweite Heerfahrt nach Italien (Fortsetzung). Des Kaisers Ausgang.

Zunächst galt es, das sehr feste, ja für uneinnehmbar gehaltene Bari dem Einflusse des Königs Roger zu entreißen. Die Bürger waren auch hier geneigt, dem deutschen Kaiser entgegenzukommen, denn schwer lastete das Joch des normannischen Königs auf ihrem Nacken. Aber über der Stadt erhob sich auf steilem Felsen eine Burg, welche die letztere völlig beherrschte und welche Roger mit einer starken, größtentheils aus Sarazenen bestehenden Besatzung versehen hatte. Denn auf diesen sarazenischen Theil seines Heeres glaubte er sich unbedingt verlassen zu können. Die Einwohner von Bari hatten, noch ehe der Kaiser vor ihrer Stadt ankam, bereits die Belagerung der Burg begonnen. Jetzt zog das gesammte deutsche Heer, auch Herzog Heinrich von Baiern, heran, um das Felsennest endlich zu Falle zu bringen. Allein Roger hatte sich in seinen sarazenischen Miethstruppen nicht geirrt. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit vertheidigten sie das

ihnen anvertraute Gut vier Wochen hindurch, obschon die Deutschen alle ihre plumpen Belagerungskünste gegen die gewaltigen Mauern und Wälle der Burg in Anwendung brachten. Mancher von ihnen fand hier fern von der Heimath einen frühzeitigen Tod, wie ein Graf Siegfried, dessen nähere Verhältnisse unbekannt sind. Endlich waren die Mauern der Burg so unterwühlt, daß sie nicht länger gehalten werden konnte. Sie ward mit Sturm erobert und der Zerstörung preisgegeben. Die tapferen Vertheidiger fanden dabei fast bis auf den letzten Mann ihren Tod. Wer nicht in den Flammen umkam oder bei der Vertheidigung erschlagen wurde, ward in das nahe Meer gestürzt oder von den unbarmherzigen Siegern über den rauchenden Trümmern der Veste aufgehängt. Nur geringe Ueberreste traf das Loos der Gefangenschaft.

Dem Falle von Bari folgte die freiwillige Unterwerfung der Meeresküste bis hinab nach Tarent und der ganzen calabrischen Halbinsel, so daß dem Könige Roger auf dem Festlande nur noch die Besitzungen an der Westküste von Unteritalien verblieben. In dieser bedrängten Lage suchte er mit dem Kaiser Verhandlungen anzuknüpfen. Er schickte Gesandte nach Bari und bot Lothar außer reichen Geldgeschenken den Lehnseid für Apulien an, wenn der Kaiser einen seiner Söhne mit diesem Lande belehnen wollte. Aber Lothar, statt auf dieses Ansinnen einzugehen, berief vielmehr die Großen Apuliens auf den 29. Juni nach Melfi, um hier einen anderen Herzog des Landes zu erwählen. Als er sich dann selbst auf den Weg nach Melfi machte, traf er bei den Einwohnern der Stadt auf unerwarteten Widerstand. In einem Gefechte,

welches sich unter ihren Mauern entspann, erlitten die Melfitaner bedeutende Verluste, und als sich nun das deutsche Heer anschickte, die Stadt zu bestürmen, entsank jenen plötzlich der Muth. Schon am folgenden Tage übergaben sie die Stadt dem Kaiser, der hier längere Zeit verweilte, ohne doch die Herzogswahl von Apulien zu Stande bringen zu können.

Lothar hatte sich im Verlaufe der Zeit überzeugen können und diese Ueberzeugung mußte durch seine damaligen vergeblichen Bemühungen, die Neuwahl eines Herrschers im Lande herbeizuführen, nur verstärkt werden, daß die völlige Bezwingung seines Gegners und die Befreiung der Italiener von der Furcht vor ihm nur möglich sei, wenn er Roger in der eigentlichen Wurzel und Heimath seiner Macht, in Sicilien selbst, angreife. Er beschloß daher, nach völliger Unterwerfung Calabriens über die Meerenge von Messina zu setzen und jenseits derselben der Herrschaft Rogers für immer ein Ende zu machen. Allein hier zum ersten Male mußte er einen Widerstand im deutschen Heere erfahren. Die lange Abwesenheit von der fernen Heimath, die Sehnsucht nach Weib und Kind, auf der anderen Seite die Ungewißheit der Unternehmung, der man entgegengieng, endlich — so berichtet wenigstens die Sage — das von Roger reichlich gespendete Gold hatten im Heere eine Stimmung hervorgerufen, die ihre Spitze zwar nicht gegen die Person des Kaisers, um so drohender und feindlicher aber gegen den Papst, die Cardinäle und den Erzbischof von Trier kehrte, die man nicht ohne Grund als diejenigen ansah, welche den Kaiser zu immer weiter aus-

sehenden Unternehmungen trieben und damit die Rückkehr in die Heimath verhinderten. In der That konnte Innocenz nur nach völliger Vernichtung Rogers hoffen, sich im ruhigen Besitze seiner Würde und namentlich der damit verbundenen Landschaften zu behaupten, und wie er in dieser Hinsicht dachte, so dachte seine Partei in Deutschland und Italien. Der Unwille der nach Hause verlangenden deutschen Krieger gegen den Papst war daher sehr erklärlich. Als Lothar das Heer, um es den üblen Einwirkungen der Sommerhitze zu entziehen, weiter aufwärts in das Gebirge führte, und man darin eine abermalige zwecklose Verzögerung der Heimkehr zu erkennen meinte, erhob sich im Lager ein meuterischer Auflauf, den der Kaiser nur durch thatkräftigstes Einschreiten zu stillen vermochte. Man drohete dem Papste, den Cardinälen, dem Trierer Erzbischofe mit dem Tode und schon schickte man sich an diese Drohung auszuführen, als Lothar mit verhängtem Zügel unter die Meuterer sprengte und sie zur Besinnung brachte. Die Anstifter traf die ganze Strenge des kaiserlichen Zornes, aber dieser Vorfall scheint doch Lothar bestimmt zu haben, seine Pläne bezüglich eines Angriffs auf Sicilien fallen zu lassen. Nach einem abermaligen kurzen Vordringen gegen Süden, das ihn bis nach Potenza führte, entschloß er sich zur Umkehr; zögernd genug, denn noch längere Zeit lagerte er mit dem Heere am Lago Pesole in der Nähe von Potenza.

Hier empfieng Lothar eine Gesandtschaft des griechischen Kaisers, welche gekommen war, um ihm kostbare Geschenke zu überreichen und ihn wegen seiner Erfolge

gegen Roger zu beglückwünschen. Auch kamen hier die Angelegenheiten des Klosters Monte Cassino zur Erörterung und zu endlicher Entscheidung. Wir haben bereits gesehen, wie Herzog Heinrich dort den Anhänger des Gegenpapstes Anaklet als Abt bestätigt hatte, aber Innocenz hatte auch an alle von Monte Cassino abhängigen Klöster das Verbot ergehen lassen, diesem Abte Rainald Gehorsam zu leisten. Damit war er offenbar in seinem Rechte, aber daß er von jenem außer der Preisgebung Anaklets auch für sich den Treueid und wegen der früheren Anerkennung des Gegenpapstes die Unterwerfung unter jede ihm aufzuerlegende Strafe forderte, verstieß gegen die alten verbrieften Freiheiten des Klosters, dessen Schutzvögte von jeher die Kaiser gewesen waren, noch mehr aber gegen die Ordensregel der Benediktiner, welche den Mönchen jede Art von Eid untersagte. Lothar hatte daher den Abt aufgefordert, zu ihm zu kommen und die alten Freiheitsbriefe seines Klosters mitzubringen, um daraus die Rechte desselben den Ansprüchen des Papstes gegenüber zu erweisen. Zu Anfang des Juli fand sich der Abt im Lager des Kaisers am Lago Pesole ein. Innocenz, der noch immer bei dem deutschen Heere weilte, wollte nicht einmal gestatten, daß Rainald im Lager selbst erschiene, denn er befand sich noch immer im Banne der Kirche. Aber Lothar ließ ihm ein Zelt neben dem seinigen herrichten und achtete nicht weiter auf die Klagen und Beschwerden des Papstes. Um so eifriger betrieb er die Untersuchung in Bezug auf die streitigen Rechte des Klosters. Neun Tage lang, vom 9. bis 18. Juli, ward dieser Rechts-

ſtreit in Gegenwart des Kaiſers verhandelt, von beiden Seiten mit dem ganzen Aufwand von kirchlicher Rechtsgelehrſamkeit, deren die Zeit fähig war. Die Sache des Kloſters führte deſſen Diakon Peter mit vieler Geſchicklichkeit, während der Cardinal Gerhard die Anſprüche des Papſtes zu begründen ſuchte. Lange ſträubte ſich Innocenz, von ſeinen Forderungen auch nur ein Geringes abzulaſſen, als aber die Gegenpartei die alten kaiſerlichen Pergamente vorlegte, aus denen bündig und klar das Recht der kaiſerlichen Schutzvogtei hervorgieng, Lothar ſich auch in keiner Weiſe geneigt zeigte, dieſem kaiſerlichen Rechte das Geringſte zu vergeben, gab Innocenz endlich nach. Er verzichtete auf den geforderten Treueid und erließ dem Abte und ſeinen Mönchen die ihnen zugedachte Strafe. Darauf entſagten ſie dem Gegenpapſte und erkannten Innocenz feierlich als rechtmäßiges Haupt der Kirche an. Dieſer ſprach ſie vom Banne frei und verzieh ihnen ihren früheren Ungehorſam, als ſie jetzt gnadeflehend mit nackten Füßen vor ihm erſchienen.

Inzwiſchen hatten des Kaiſers Bundesgenoſſen, die Seeſtädte, auch angefangen, die noch in Rogers Gewalt befindlichen feſten Punkte an der Küſte des tyrrheniſchen Meeres zu unterwerfen, und Lothar ſäumte nicht, dieſe Unternehmungen nach Kräften zu unterſtützen. Zuerſt erſchien eine Piſaniſche Flotte von 100 Galeeren vor dem von Roger beſetzten Neapel und zwang die Stadt ſich zu ergeben. Daſſelbe Geſchick bereiteten die Piſaner den Städten Revello und Scala. Dann ſegelten ſie nach Salerno, welches, auf hohem, weit in das Meer hinein-

ragenden Vorgebirge gelegen und von einer auserlesenen Schaar von 400 Rittern vertheidigt, eine schwierige Eroberung zu werden versprach. Während die Pisaner sich mit den Schiffen vereinigten, welche Genua und Amalfi gestellt hatten, und diese mächtige Flotte nun die Stadt von der Meeresseite einschloß, lagerte sich Fürst Robert von Capua mit Neapolitanischen Hülfstruppen rings um die Mauern derselben. Um die Bestürmung, welche am 18. Juli begann, zu beschleunigen, sandte Lothar seinen Eidam Heinrich von Baiern und den Markgrafen Albrecht von Brandenburg aus dem Lager am Lago Pesole mit bedeutenden Streitkräften den Belagerern zu Hülfe. Auf dem Wege nach Salerno sahen sich diese durch einen Engpaß aufgehalten, welchen die feindlichen Bogenschützen besetzt hatten und mit Erfolg gegen die allem Anschein nach nur aus schwerer Reiterei bestehende Heeresabtheilung der Deutschen vertheidigten. Erst mit Hülfe von 500 Bogenschützen, welche auf ihre Bitte die Pisaner von der nahen Flotte aus zu Hülfe schickten, gelang es den beiden deutschen Fürsten das Hinderniß zu überwinden. So kamen sie glücklich vor Salerno an und verstärkten das Belagerungsheer. Allein trotz dieser großen Zurüstungen vertheidigten die Einwohner ihre Stadt lange mit Glück gegen die Angriffe, ja thaten durch wiederholte Ausfälle und Streifereien den Belagerern nicht unbedeutenden Schaden. Erst als der Kaiser selbst aus seinem Lager aufbrach und über Avellino und San Severino drohend heranzog, entsank den Vertheidigern der Muth. Sie traten mit Lothar in Unterhandlungen, derer Ergebniß die Uebergabe der Stadt

an die Deutschen war. Durch Erlegung einer großen Geldsumme ward die angedrohete Plünderung abgekauft, und der normannischen Besatzung bewilligte der Kaiser, froh die Stadt endlich in seinem Besitze zu sehen, freien Abzug. Die Pisaner, welche sich bereits auf die zu machende Beute gefreuet hatten, waren über diese Milde des Kaisers höchlich erzürnt, sie steckten ihre mit vieler Mühe errichteten Kriegsmaschinen in Brand und schickten sich an, nach Hause zurückzukehren. Nur mit Mühe gelang es dem Papste, sie durch eindringliche Bitten von diesem Entschlusse zurückzubringen.

In Salerno spitzte sich der Gegensatz, welcher bereits seit längerer Zeit zwischen dem Papste auf der einen und Lothar und seinem Eidam auf der anderen Seite hervorgetreten war, zu einem öffentlichen Zerwürfniß zu. Ein solches Zerwürfniß konnte auf die Länge der Zeit unmöglich ausbleiben, denn sowohl Innocenz wie Lothar betrachteten das soeben der Herrschaft der Normannen entrissene Unteritalien als ihr Eigenthum. Auch darüber, wer künftig der Herr des eroberten Salerno sein sollte, entspann sich zwischen ihnen nun ein Streit, der indeß in der allgemeinen Frage nach dem rechtmäßigen Besitzer des ganzen apulischen Landes aufgieng. Diese Frage kam jetzt bei Gelegenheit der Wahl eines neuen Herzogs für das Land zur Entscheidung. Es ist bereits früher von den Bemühungen des Kaisers berichtet worden, dem Lande einen neuen Herzog zu geben. Damals in Melfi waren diese Bemühungen gescheitert, jetzt aber nahm Lothar sie mit verdoppeltem Eifer wieder auf. Ueber die Person des Mannes, dem man die Obhut und Regierung

des Landes anvertrauen wollte, waren Papst und Kaiser bald einverstanden, ihre Wahl fiel auf den Grafen Rainulf, welcher an der Belagerung Salernos hervorragenden und rühmlichen Antheil genommen hatte. Allein über die Hauptfrage, aus wessen Hand Rainulf das Land zu Lehen zu empfangen habe, geriethen beide Häupter der Christenheit in einen heftigen Streit, der endlich, weil die Urkunden, welche darüber entscheiden mußten, nicht zur Hand waren, seine vorläufige Ausgleichung dadurch erhielt, daß man für dieses Mal das Land als ein gemeinsames Lehen anzusehen beschloß. So beliehen denn Kaiser und Papst den Grafen Rainulf gemeinschaftlich mit der herzoglichen Fahne von Apulien.

Diese Belehnung und der ihr vorhergehende Ausgleich der zwischen Innocenz und Lothar entstandenen Mishelligkeit fanden in Avellino statt, wohin sich beide nach der Eroberung von Salerno über San Severino begeben hatten. Von dort giengen sie nach Benevent und schlugen, ohne die Stadt selbst zu besuchen, vor den Thoren derselben bei der Kirche des heiligen Stephanus ein Lager auf, um hier vor dem Abzuge Lothars nach Norden die Angelegenheiten Apuliens mit dem neuen Herzoge zu ordnen. Weder der Papst noch der Kaiser konnten sich verhehlen, daß Rainulfs Herrschaft, sobald Lothar Unteritalien verlassen haben würde, den unermüdlichen Angriffen des Königs Roger ausgesetzt sein würde und daher auf sehr schwachen Füßen stehe. Sie riethen dem neuen Herzoge, in dem deutschen Heere Werbungen anzustellen und sich aus den Geworbenen einen treuen ergebenen Kern seiner Mannschaft zu bilden. Wirklich

gelang es ihm, 800 deutsche Krieger für sich zu gewinnen und sie zum Ausharren in Italien zu bewegen. Der Papst weihete dann noch seinen treuen Anhänger, den Cardinal Gregor, zum Erzbischofe von Benevent, und Lothar empfieng von den Großen des Landes das eidliche Versprechen, in Zukunft Benevent mit ihren Brandschatzungen verschonen und den Handel der Stadt nicht beeinträchtigen zu wollen. Dann zogen Papst und Kaiser nach Capua und von da nach San Germano, wo sie bereits am 13. September ankamen. Hier trafen sie Abgesandte des römischen Adels, welche gekommen waren, dem Kaiser den goldenen Patrizierreif anzubieten. Am 14. September, dem Tage der Kreuzeserhöhung, schmückte er sich mit diesem Abzeichen alter längst vergangener Herrlichkeit.

In Monte Cassino, dem berühmten, hoch über dem Orte gelegenen Kloster, waltete damals Abt Rainald, der nach seiner Unterwerfung unter Innocenz aus dem Lager am Lago Pesole dorthin zurückgekehrt, aber trotz seiner früheren Versprechungen bereits wieder mit dem Könige Roger in enge Beziehungen getreten war. Als er jetzt von dem Herannahen des Kaisers und Papstes Kunde erhielt, nahm er jenen Söldnerführer Gregor, der schon einmal das Kloster gegen Herzog Heinrich vertheidigt hatte, in Sold und verrieth dadurch unzweideutig den Wechsel seiner Gesinnung. Lothar sandte sogleich eine Abtheilung seines Heeres auf den Berg, ließ das Kloster besetzen und den Abt in Verwahrsam bringen. Am 14. September gieng er selbst von San Germano auf die Höhe, wo das Kloster lag, während Innocenz

in San Germano zurückblieb. Dem Verlangen des Papstes, den verrätherischen Abt ohne weiteres seiner Würden zu entsetzen, gab der Kaiser nicht Folge. Sein Gerechtigkeitssinn verlangte eine vorhergegangene Untersuchung. Diese fand dann am 15. und 16. September in des Kaisers Gegenwart statt und wurde die folgenden Tage über im Beisein des päpstlichen Gesandten fortgesetzt. Sie ergab die Schuld des angeklagten Abtes, der nun feierlichst seiner Würde entsetzt wurde.

Hatte die Art und Weise, wie Lothar diese Angelegenheit behandelte, den Papst schon nicht eben angenehm berührt, so trat der längst im Stillen die beiden Männer trennende Gegensatz jetzt offen zu Tage, als es sich darum handelte, an der Stelle des beseitigten einen neuen Abt für das Kloster zu ernennen. Innocenz beanspruchte darüber die alleinige Entscheidung, aber Lothar bewies ihm auch dieses Mal mit leichter Mühe aus den alten Freibriefen des Klosters, daß die Wahl den Mönchen, die Einsetzung dem Kaiser und nur die Weihe dem Papste von Rechts wegen zustehe. Innocenz gab endlich nach, als aber die Brüder ihre Stimmen auf den Abt Wibald von Stablo, einen Deutschen, vereinigten, welcher dem Kaiser treu ergeben war und ihm wie früher in Deutschland, so jetzt in Italien große Dienste geleistet hatte, widersprach er von neuem, fügte sich indeß doch zuletzt, und der deutsche Prälat ward trotz seines eigenen Sträubens gewählt und von dem Kaiser mit der Abtei belehnt.

Lothar bestätigte dann auch seinerseits die Rechte und Freiheiten des Klosters, welchem gegenüber er eine

große Verehrung an den Tag legte. Er nannte es in dem von ihm ertheilten Freibriefe die Kammer des Reiches und das Haupt des großen Mönchthums, welches nach Rom die erste Stelle in der Christenheit einnehme, und setzte das Bußgeld für etwaige Verletzung seiner Rechte auf nicht weniger als 15,000 Pfund reinen Goldes fest. Wie er, so dachte seine fromme Gemahlin, welche ihn auf dem ganzen italischen Zuge begleitet hatte und jetzt auch mit ihm in den ehrwürdigen Räumen des Klosters weilte. Beide versäumten während ihres achttägigen Aufenthaltes keine Gelegenheit, ihre Frömmigkeit und ihre hohe Verehrung für das Kloster zu bethätigen. Reiche Geschenke, die sie demselben spendeten, noch mehr die Andacht, mit welcher sie dem Gottesdienste beiwohnten, legten von dieser ihrer Gesinnung Zeugniß ab. Dreimal täglich hörten sie die Messe, dann wuschen sie in frommer Demuth den armen Wittwen und Waisen die Füße, trockneten sie mit ihrem Haupthaar und speisten sie reichlich. Der Kaiser hörte dann die vorgebrachten Klagen anderer Kirchen an und half ihnen nach Möglichkeit ab. Oft wandelte er wie ein Abt oder Dechant durch die Zellen der Mönche, denn er wollte sich mit eigenen Augen überzeugen, wie die Jünger des heiligen Benedikt lebten. „Nie" — so berichtet ein italienischer Zeitgenosse über ihn — „trennte er sich von den Geistlichen in seiner Umgebung, denn er ehrte die Priester wie Väter, die Geistlichen wie Herren, die Armen wie Väter, die Wittwen wie Mütter. Daher war er den Blinden ein Stab, den Hungrigen ein Labsal, die Hoffnung der Unglücklichen, der Trost der Betrübten."

Am 21. September verließ der Kaiser Monte Cassino, traf in San Germano wieder mit dem Papste zusammen und gieng mit ihm über Aquino nach Präneste. Eine in der Nähe der letzteren Stadt gelegene Raubburg, welche die Pilger auf ihrem Wege nach Rom zu brandschatzen pflegte, ward dem Erdboden gleich gemacht. Ende Septembers lagerte er ganz nahe bei Rom, zu Tibur. Noch immer behauptete sich Anaklet in der Stadt, aber sein Ansehen war sehr gesunken und sein Anhang in Folge dessen sehr zusammengeschmolzen. Ein Beweis davon war, daß der Graf Ptolomäus von Tusculum, einer der römischen Consuln, zu dem Kaiser heraus nach Tibur kam, ihm den Lehnseid leistete und seinen Sohn als Geißel seiner Treue stellte, wogegen ihm Lothar für sich und seine männlichen Nachkommen den Besitz seiner Güter bestätigte. Vielleicht hielt es dieser deshalb auch nicht für nöthig, Rom selbst zu betreten: möglich auch, daß ihn selbst jetzt die Sehnsucht nach der Heimath ergriffen hatte, oder daß er bereits die Vorboten der Krankheit fühlte, welcher er nur zu bald erliegen sollte. Genug, er blieb von der ewigen Stadt fern und wandte sich, nachdem er kurze Zeit in Tibur verweilt hatte, nach dem Kloster Farfa in den Sabinerbergen, dem er die ihm von Anaklet entzogenen Güter zurückgab. Eine reiche und mächtige Stadt in der Nähe, welche sich weigerte, ihm die Huldigung zu leisten, ward erstürmt und den Flammen übergeben. Dann trennten sich Kaiser und Papst, um sich nie wiederzusehen. Innocenz gieng nach Rom, während Lothar seinen Weg nach Oberitalien fortsetzte. Manchen Widerstand mußte er auf diesem noch

bewältigen. Narni und Amelia mußten ihre Widersetzlichkeit schwer büßen. Ueber Orvieto und Arrezzo, wo der Bischof Adalbert von Basel starb, dann weiter durch das Mugellothal, wo das Heer durch Räubergesindel vielfach belästigt wurde, erreichte er Bologna. Hier entließ er bereits einen Theil seines Heeres in die Heimath. Mit anderen eilte damals auch Albrecht von Brandenburg, auf die Kunde von einem Einfalle der Wenden in sein Land, nach Deutschland zurück.

Längst fühlte sich der Kaiser krank, und dieses Gefühl trieb ihn ohne Zweifel, die Heimkehr zu beschleunigen. Schon in Aquino hatte er zu Wibald, als er von diesem nach dem Mahle Abschied nahm, gesagt: „Ich fürchte, wir haben heute zum letzten Male mit einander gegessen." Sein Unwohlsein steigerten noch die schlimmen Nachrichten, die er aus Unteritalien erhielt. Kaum hatte er das Land verlassen, als alle seine mühseligen Eroberungen in kurzer Zeit wieder verloren giengen. König Roger setzte von Sicilien nach dem Festlande über. Rasch und fast ohne Vertheidigung fielen alle festen Plätze wieder in seine Gewalt. Salerno empfieng ihn mit Jubel, Capua ward verbrannt, Nocera und Avellino wagten keinen Widerstand. Der Herzog von Neapel gieng zu ihm über, in der Mitte Octobers stand er schon drohend an der Grenze des Kirchenstaates bei Benevent. Wibald selbst fühlte sich in Monte Cassino nicht sicher, er entwich aus dem Kloster, nachdem er den Mönchen die Neuwahl eines Abtes freigestellt hatte. Ueber das grausame Schalten des Königs von Sicilien im Lande schrieb er an Lothar: „Meine Feder vermag nicht zu schildern, was ich und

die Kirche von Monte Cassino wegen unserer Treue gegen den päpstlichen Stuhl und das römische Reich von den gottlosen Normannen, Longobarden und Sarazenen erdulden. Unaussprechliches Elend haben sie über unser Kloster gebracht, und während König Roger und die Seinen frohlocken, schmilzt das Häuflein der frommen Gemeinde zusammen. Wer dem Feuer und dem Schwerte glücklich entgeht, wird gefangen, geplündert, fortgeschleppt, in die Sklaverei verkauft und in die Verbannung geschickt. Städte und Burgen, Kirchen und Klöster stehen verödet und gehen ihrem gänzlichen Verfalle entgegen. Niemand hört, niemand antwortet, niemand hilft uns."

Wie schmerzlich muß es dem frommen Kaiser gewesen sein, auf solche bewegliche Bitten keine andere Antwort zu haben als den in aller Eile fortgesetzten Marsch nach Norden! Aber er fühlte sich bereits so matt, daß er in Verona die Leitung der Reichsgeschäfte seiner Gemahlin, der treuen und bewährten Richinza, überlassen mußte. In Trident kam die Krankheit zum Ausbruch. Seine Umgebung rieth, hier zu verweilen und nicht den Zug über die schon winterlich verschneieten Berge zu wagen. Aber Lothar wollte von keinem Bleiben hören: auf deutscher Erde wenigstens wollte er den letzten Seufzer verhauchen. Ende Novembers, als schon längst die Winterstürme die Höhen der Alpen umbrausten, überschritt er das Gebirge. Im baierischen Hochlande, zwischen Inn und Lech, unweit des Ortes, wo sich jetzt das malerische Hohenschwangau erhebt, liegt das Dorf Breitenwang. Bis hierher kam der Kaiser, aber weiter vermochte er die Reise nicht fortzusetzen. Man brachte ihn in eine

elende Bauernhütte. Sterbend ließ er seinen geliebten Eidam kommen, übergab ihm die Reichsinsignien und belehnte ihn, den mächtigen Herzog von Baiern, noch mit dem Herzogthume Sachsen. Damit bezeichnete er Heinrich unzweideutig als den von ihm gewünschten Nachfolger im Reiche. Dann wandte er seinen Sinn von diesen irdischen Dingen hinweg und bedachte das Heil seiner Seele. Von den anwesenden Bischöfen empfieng er das Abendmahl und die letzte Oelung, bald darauf gab er den Geist auf. Sein Sterbetag steht nicht ganz fest: wahrscheinlich ist er in der Nacht vom 3. auf den 4. December verschieden. Das Haus, welches von der Ueberlieferung als dasjenige bezeichnet wird, in welchem er sein bewegtes und ruhmreiches Leben geschlossen, ist in unseren Tagen durch die Pietät eines deutschen Fürsten mit einer gußeisernen Gedenktafel versehen worden, welche dem Wanderer verkündet, daß hier in ärmlicher Hütte, fern von dem Glanze des Hofes, in der wilden Natur der Alpenwelt einst ein deutscher Kaiser den Pilgerstab niedergelegt hat.

Das Grab ward ihm bereitet in der nordischen Heimath, in jener stattlichen Kirche, die er selbst in dieser Absicht gebauet und reichlich mit Gütern begabt hatte. Sie führt mit dem Orte, welcher allmählich unter ihren schützenden Mauern entstanden ist, zum Gedächtniß daran noch heute den Namen Königslutter. Nach dem Berichte des Bischofs Otto von Freisingen legte man bleierne Tafeln in das Grab, auf welchen die Thaten des gestorbenen Kaisers verzeichnet waren. Als im Jahre 1618 das Grab geöffnet wurde, fand man außer einem Schwerte,

einem Reichsapfel und mehreren kirchlichen Gefäßen in der That eine Bleitafel mit einer lateinischen Inschrift, die indeß nur die folgenden kurzen Worte enthielt: „Lothar, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, regierte zwölf Jahre, drei Monate und zwölf Tage; ein Mann in unwandelbarer Treue Christo ergeben, wahrheitsliebend, beharrlich, friedfertig, ein Krieger ohne Furcht und Tadel, starb er am 3. December auf der Rückkehr aus Apulien, wo er die Sarazenen besiegt und aus dem Lande getrieben hatte.“ Das Grab wird noch heute gezeigt, aber die Steinplatte, die es überdeckt, ist nur eine neuere Nachbildung der alten, welche im Jahre 1708 durch den Einsturz der Kirchendecke zertrümmert wurde.

Konrad III.

Erster Abschnitt.

Konrads Wahl und der Streit mit dem Welfischen Hause.

Wieder war der königliche Stuhl Ottos des Großen erledigt, ohne daß noch bei Lebzeiten des verstorbenen Kaisers eine Bestimmung über den Nachfolger getroffen worden wäre. Ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, war Lothar in das Grab gesunken, und obschon es keinem Zweifel unterliegt, daß er seinem Eidam die Krone zugedacht hatte, so fragte es sich doch, ob die Nation, deren Wahlrecht jetzt wieder zur Geltung kam, seinen Wünschen entsprechen würde. Heinrich war der mächtigste Fürst in Deutschland. Nicht mit Unrecht konnte er, wie Otto von Freisingen berichtet, von sich rühmen, daß seine Herrschaft von Meer zu Meer, von den baltischen Gestaden bis zu den Küsten des fernen Siciliens reiche. Zu den großen Eigengütern, welche ihm und seinem Geschlechte in Nord- und Süddeutschland gehörten, gesellte sich noch in Italien der Besitz der Mathildeschen Güter und der Markgrafschaft Tuscien, in Deutsch-

land der beiden großen Herzogthümer Baiern und Sachsen. Durch die Verleihung des letzteren hatte Lothar, auch abgesehen von der Niederlegung der Reichskleinodien in Heinrichs Hand, seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß ihm jener in der Herrschaft folgen möge, denn die Vereinigung der beiden großen Stammesherzogthümer in einer Hand konnte nur den Sinn haben, daß ihr Inhaber auch die Königskrone sich aufs Haupt setzen sollte.

Aber Heinrich hatte viele Feinde und Neider. Es ist erzählt worden, wie er sich während der italienischen Heerfahrt den Papst Innocenz II. entfremdet hatte: damit verlor er bei seiner Bewerbung um die Krone die Unterstützung der kirchlichen Partei. Aber auch manchen der deutschen Fürsten hatte sein hochfahrendes Wesen verletzt, die Sicherheit, mit welcher er auf die Herrschaft zu rechnen schien, beleidigt. Die ungewöhnliche Machtfülle, welche er in seiner Hand vereinigte, mochte die auf ihre Unabhängigkeit stolzen Vertreter des deutschen Fürstenthums mit schweren Sorgen für ihre Selbständigkeit erfüllen. Manche von ihnen waren endlich aus Privatgründen seine persönlichen Gegner.

Zu den letzteren gehörte der Mann, der den ersten Anstoß zu einer gegen Heinrich gerichteten Bewegung und damit zu einer der verhängnißvollsten Wendungen in der deutschen Geschichte gab. Markgraf Albrecht von Brandenburg, durch seine Mutter gleich Heinrich aus Billungischem Geschlechte stammend, fühlte sich durch die Verleihung des Herzogthums Sachsen an den Welfen um so mehr gekränkt, als er auch, wie es scheint, bei der

Theilung des Billungischen Familienerbes gegen diesen den Kürzeren gezogen hatte. Er beschloß jetzt alles daran zu setzen, um Heinrichs Wahl zum Könige zu vereiteln. Die Kaiserin Richinza hatte, um die Fürsten Sachsens, bei denen sie in hohen Ehren stand, für die Wahl ihres Schwiegersohnes zu gewinnen, auf den 2. Februar 1138 eine Versammlung derselben nach Quedlinburg berufen, aber Albrecht verhinderte diese Zusammenkunft, indem er den Theilnehmern daran die Wege verlegte und von seinen in der Nähe gelegenen Besitzungen aus die Zugänge zu der Stadt sperrte. Ja er griff offen zu den Waffen und schädigte die Güter der verwittweten Kaiserin durch Raub und Brand.

Während diese für Heinrich nicht günstigen Anzeichen in Norddeutschland zu Tage traten, hatten auch einige süddeutsche Fürsten noch entschiedener in derselben Richtung gehandelt. Der ehrgeizige, schlaue und einflußreiche Erzbischof Albero von Trier, ein geborener Franzose und kaum der deutschen Sprache mächtig, berief, da der erzbischöfliche Stuhl von Mainz seit Adalberts Tode noch immer unbesetzt war, einige süddeutsche Prälaten und die Staufischen Brüder zu einer Versammlung nach Lützel-Coblenz, einem jetzt untergegangenen, Coblenz gegenüber am linken Moselufer gelegenen Orte — es war im März, zwei Monate vor dem ausgeschriebenen Wahltage — und hier erwählte man am 7. März, ohne auf die übrigen, namentlich die sächsischen Fürsten Rücksicht zu nehmen, den Herzog Konrad von Franken zum Könige. Der päpstliche Legat Dietwin, welcher der Versammlung beiwohnte, gab im Namen des Papstes und

der Italiener seine Einwilligung und Zustimmung zu dieser Wahl.

Unzweifelhaft verstieß die Wahl Konrads in der überstürzenden Weise, in welcher sie vorgenommen worden war, gegen alles Recht und Herkommen, und es war vorauszusehen, daß Heinrich von Baiern sich ihr nicht gutwillig fügen würde. Dennoch drang die Anerkennung des neuen Königs binnen kurzer Zeit in den meisten Theilen des Reiches durch. Nur die Sachsen hielten sich, von einigen Bischöfen abgesehen, noch fern, als Konrad zu Ostern in Cöln seinen ersten Reichstag hielt, von dem wir wissen. Ein großer Gewinn für die Staufische Partei war außerdem die Erhebung des ihr völlig ergebenen Adalbert von Saarbrücken zum Erzbischofe von Mainz. So durfte Konrad jetzt, ohne eine Weigerung befürchten zu müssen, an alle Fürsten des Reiches die Aufforderung ergehen lassen, ihm auf dem zu Pfingsten nach Bamberg ausgeschriebenen Tage zu huldigen, an Heinrich den Stolzen insbesondere, die Reichsinsignien auszuliefern.

Heinrich war, wie man sich denken kann, über diese Vorgänge im höchsten Grade erbittert und durchaus nicht gewillt, seinen Hoffnungen auf die Krone so leichten Kaufes zu entsagen. Noch fühlte er sich als den mächtigen Fürsten, der über die Streitkräfte und Hülfsmittel zweier Herzogthümer gebot. Auf die Treue seiner baierischen Vasallen glaubte er rechnen zu können, während in dem eben erst erworbenen Sachsen seine Schwiegermutter, die einflußreiche Kaiserin Richinza, seine Sache mit allen Kräften unterstützte. Er und sein Anhang

erklärten daher Konrads Königthum für erschlichen und folglich für ungültig: nicht eine Wahl habe stattgefunden, sondern ein Diebstahl, ein Raub an der Würde der Krone. Dennoch ward der Bamberger Reichstag über alle Erwartung stark besucht, ja mit mehreren sächsischen Bischöfen und Fürsten erschien dort selbst die Kaiserin Richinza, um sich dem neuen Könige zu unterwerfen. Heinrich indeß hielt sich ferne und fand sich erst, nachdem Konrad die ihm gehörige Stadt Nürnberg erobert hatte, auf dem späteren Tage zu Regensburg ein. Aber auch hier konnte er sich nicht zu einer unbedingten Unterwerfung entschließen. Vielmehr verhandelte er durch Mittelspersonen mit dem Könige und ließ sich endlich, als diese ihm die Bestätigung in seinen beiden Herzogthümern von Konrads Seite in Aussicht stellten, dazu bewegen, die Reichskleinodien auszuliefern. Nun aber erhielt er von Konrad den Bescheid, daß die Angelegenheit seiner Belehnung mit Baiern und Sachsen auf einem späteren Reichstage zu Augsburg verhandelt werden solle.

Zu spät erkannte der stolze Herzog, daß man ihn in kläglicher Weise getäuscht und hintergangen habe, und mit dieser Einsicht kam ihm auch der Wille zum entschlossensten Widerstande. Wohl kam er nach Augsburg, aber nicht um sich dem Verlangen seines Gegners zu fügen, sondern zum Kampfe bereit, an der Spitze seiner Reisigen, mit denen er sich auf der rechten, baierischen Seite des Lech lagerte. Konrad, welcher die Stadt selbst besetzt hielt, ließ ihm jetzt die einer Kriegserklärung gleich zu achtende Botschaft zugehen, es vertrage sich nicht mit dem Herkommen des Reiches und der Würde der Krone,

daß ein und derselbe Mann zwei große Herzogthümer zugleich verwalte: er müsse von ihm den Verzicht auf das eine oder andere derselben verlangen. Höhnisch wies Heinrich dieses Ansinnen zurück. Er war entschlossen, lieber das Glück der Waffen zu erproben. Drei Tage lang verhandelte man trotzdem mit einander, aber ohne den geringsten Erfolg. Am Abende des dritten Tages verließ Konrad, welcher einen Ueberfall des Herzogs besorgen mochte, in aller Stille und ohne von den versammelten Fürsten Abschied zu nehmen, die Stadt und eilte nach Würzburg, wo er Heinrich ächtete und das Herzogthum Sachsen an den Markgrafen Albrecht, den mächtigsten der sächsischen Fürsten nach dem Herzoge, verlieh.

So entbrannte von neuem ein erbarmungsloser Bürgerkrieg, der bald fast alle Provinzen des Reiches in seinen Strudel hineinzog. Die Sachsen, welche noch eben dem Willen des neuen Königs sich gefügt hatten, empfanden es auf das übelste, daß Konrad durch die einseitige, ohne ihren Rath vollzogene Verleihung des sächsischen Herzogthums die alten Rechte des Landes bei Seite setzte. Es regte sich bei ihnen jener trotzige, halsstarrige Sinn, welcher seit Karls des Großen Tagen so oft und schwer den deutschen Königen zu schaffen gemacht hatte. Die ohne die Beobachtung der üblichen Rechtsformen über ihren Herzog verhängte Acht erschien ihnen wie ein Schimpf, der dem ganzen kriegerischen Stamme widerfahren war. Mit bitteren Klagen über des Königs Treulosigkeit erfüllte die greise Kaiserin Richinza das Land, und diese Klagen verfehlten ihre Wirkung nicht, denn sie

sowohl wie des Herzogs Gemahlin, die jugendliche Gertrud, erfreueten sich unter ihren Stammesgenossen einer seltenen Beliebtheit. Eben noch auch von den Fürsten Norddeutschlands als König anerkannt, sah Konrad plötzlich das ganze sächsische Volk sich wie Einen Mann gegen seine Anordnungen erheben. Markgraf Konrad von Meißen, Graf Rudolf von Stade, der sächsische Pfalzgraf Friedrich, der aus Nordheimischem Geschlechte entsprossene Graf Siegfried von Bomeneburg, sie alle sammelten ihre Streitkräfte, um für Heinrichs des Stolzen Recht auf das Herzogthum einzutreten, zunächst freilich mit nur geringem Erfolge. Denn dem Markgrafen Albrecht gelang, sie bei einem Orte Namens Mimirberg zu überfallen und ihnen eine vollständige Niederlage beizubringen. Er sprengte die Heerhaufen seiner Widersacher auseinander und machte eine Menge Gefangener, die er auf seine festen Häuser in Verwahrsam brachte. Durch diesen glücklichen Streich ermuthigt, wandte er sich sodann gegen Heinrichs aus der Billungischen Erbschaft stammende Güter im östlichen Sachsen, eroberte wie im Fluge das feste, auf steilem Kalkfelsen gelegene Lüneburg und besetzte die wichtigen Handelsstädte Bardowiek und Bremen. Von da gieng sein siegreicher Zug nach dem westfälischen Lande, von welchem er gleichfalls einen nicht unbedeutenden Theil in seine Gewalt brachte. Jetzt fiel ihm auch Nordalbingien zu. Der Heinrich treu ergebene Graf Adolf von Holstein ward von seinem eigenen Volke vertrieben. Albrecht verlieh die Grafschaft in Holstein an Heinrich von Badewide, einen seiner eifrigsten Anhänger, und setzte ihn auf dem Schlosse Segeberg in Wagrien ein,

welches einst Lothar zur Bändigung der wendischen Bevölkerung im Lande erbauet hatte. Der neue Graf in Holstein fand sogleich Veranlassung, seine Tüchtigkeit in der Vertheidigung des Landes zu erproben. Die Abodriten, gelockt von der günstigen Gelegenheit, da in Sachsen alles in Verwirrung war, fielen unter ihrem Fürsten Pribizlaw in Wagrien ein, lagerten sich vor Segeberg und verbrannten die dortige deutsche Ansiedelung sowie das von Lothar gegründete Kloster Neumünster. Weit und breit ward das Land von ihnen verwüstet und ausgeraubt. Auch die christlichen Pflanzungen in Lübeck erfuhren durch den Wendenfürsten Race, einen Nachkommen Crukos, dasselbe Schicksal. Schon stand zu befürchten, daß die wilden Schaaren der Wenden sich auch über das eigentliche Holstein ergießen würden, als Graf Heinrich ein Heer sammelte, die Wenden in einem Treffen besiegte und nun für die Drangsale und Verwüstungen, welche die deutschen Landschaften erlitten hatten, im Gebiete der Feinde mit Feuer und Schwert eine reichliche Vergeltung übte.

So hatte Albrecht der Bär in Sachsen überall die Oberhand gewonnen, während der von ihm in Holstein eingesetzte Graf mit kräftiger That das Land gegen feindliche Einfälle schützte. Nur an einem Punkte hatte der von Konrad ernannte Herzog einen namhaften Verlust erlitten. Die Veste Bernburg an der Saale, von wo seine entschlossene Mutter, die Gräfin Eilika unabläßig Streifzüge in die benachbarten Besitzungen von Heinrichs Anhängern unternahm, war von diesen erobert und den Flammen preisgegeben worden. Um Weihnachten kam

dann Konrad selbst nach Sachsen. In der alten Pfalz seiner salischen Vorfahren zu Goslar hielt er in der Hoffnung, die sächsischen Fürsten durch persönliche Einwirkung für seinen Schützling zu gewinnen, einen Reichstag. Um allen Formen des Rechtes zu genügen, belehnte er hier, auf sächsischer Erde, den Markgrafen noch einmal mit dem Herzogthume in Sachsen. Diese Bemühungen, mit den Sachsen einen Ausgleich herbeizuführen, erwiesen sich jedoch als fruchtlos, und Konrad gieng deshalb zu Anfang Februar nach Quedlinburg, um hier mit den Anhängern des Welfen, zu denen namentlich der Erzbischof Konrad von Magdeburg gehörte, weiter zu verhandeln. Schon lagerte er vor den Thoren der Stadt, als ein unerwartetes Ereigniß die Lage der Dinge mit einem Schlage veränderte.

Herzog Heinrich, an der wirksamen Vertheidigung Baierns und seiner übrigen süddeutschen Besitzungen gegen seine zahlreichen Feinde in diesen Gegenden verzweifelnd, erschien, von nur vier treuen Gefährten begleitet, plötzlich in Sachsen. Seine Ankunft genügte, die Bemühungen des Königs um eine Aussöhnung mit den Sachsen völlig zu vereiteln. Von allen Seiten strömten die Anhänger seines Hauses herbei, um sich unter seine Fahnen zu stellen. Die Fürsten, welche dem Könige gegenüber noch eben geschwankt hatten, wandten sich jetzt mit verdoppeltem Eifer dem Welfen wieder zu, und Konrad hielt seine eigene Sicherheit in dem feindseligen Lande dergestalt bedrohet, daß er, Albrecht den Bären seinem Schicksale preisgebend, wie ein Flüchtling seinen Gegnern den Rücken wandte.

Jetzt brach über den im Stiche gelassenen Markgrafen die ganze Wuth der grimmigen Feindschaft, welche die Welfische Partei gegen ihn beseelte, herein. Vergebens war seine Berufung auf seine Erbansprüche und die königliche Belehnung: Heinrich wies auf seine mindestens gleichen Erbansprüche und seine ältere Belehnung mit dem Herzogthume hin. Von allen Seiten angefallen, mußte Albrecht bald den Wechsel des Glückes erfahren. Seine Eroberungen giengen eben so schnell, wie er sie gemacht hatte, wieder verloren, zuerst Lüneburg, welches Heinrich im Bunde mit Rudolf von Stade zurückeroberte. Die Burgen von Albrechts spärlichen Freunden in Sachsen wurden gebrochen, und bald wälzte sich der Krieg mit seinem verheerenden Gefolge gegen seine eigenen Besitzungen heran. Es blieb dem hartbedrängten Manne nichts übrig, als dem vernichtenden Sturme zu weichen. Er floh aus dem Lande und gieng, um Konrads Unterstützung anzuflehen, an den Hof des Königs. Auch in das nordalbingische Land kehrte nun der frühere Graf Adolf zurück. Ohne Schwertstreich besetzte er die Ortschaften desselben, und Heinrich von Badewide verließ flüchtigen Fußes das Land, nachdem er Segeberg und die Burg bei Hamburg, welche zu halten er verzweifelte, niedergebrannt hatte.

Konrads junges Königthum schien durch diesen jähen Umschwung der Verhältnisse in bedenklicher Weise bedrohet. Wollte er die eben erlangte Krone nicht kläglich wieder einbüßen, so mußte er alles daransetzen, um endlich der sächsischen Empörung Herr zu werden. Er rüstete daher mit aller Macht zu einem Feldzuge nach Sachsen.

Bevor er diesen aber antrat, verlieh er Baiern, Heinrichs anderes Herzogthum, seinem Halbbruder, dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, indem er auch hier gegen den Herzog den mächtigsten seiner früheren Vasallen in Bewegung setzte. Dann brach er gegen Ende Juli an der Spitze eines zahlreichen Heeres, in welchem sich auch die neu ernannten Herzöge von Sachsen und Baiern befanden, nach Norden auf. Aber er gelangte nur bis nach Thüringen, denn schon an der Werra, bei Kreuzburg, trat ihm Heinrich, zum Kampfe gerüstet, entgegen. Dennoch sollte es nicht zu einer blutigen Entscheidung kommen. Die Vermittelung der Bischöfe in beiden Heeren führte einen vorläufigen Ausgleich herbei. Ein Waffenstillstand ward bis auf Pfingsten des folgenden Jahres verabredet: über die Rechtmäßigkeit von Heinrichs Ansprüchen auf Sachsen sollte im Anfang des Februar ein Fürstentag zu Worms entscheiden, von seinem baierischen Herzogthume war weiter nicht die Rede. So schied man von einander, ohne die eigentlichen Streitfragen gelöst zu haben.

Und sogleich dachte Heinrich der Stolze, den der geschlossene Waffenstillstand nicht allein im thatsächlichen Besitze des sächsischen Herzogthums sondern auch von seines Gegners Ländern beließ, daran, auch seine Rechte in Baiern wieder zur Geltung zu bringen, wo sich sein Bruder Welf nur mühselig gegen Leopold von Oesterreich behauptete. Zu einem Kriegszuge nach dem Süden traf er alle ihm nöthig scheinenden Vorbereitungen. Zu Quedlinburg wollte er noch einmal mit seinen sächsischen Freunden zusammenkommen, um ihnen für die Zeit seiner

Abwesenheit seine Weisungen zu ertheilen. Diese Versammlung fand wirklich statt, aber den weitgreifenden Plänen des Herzogs trat der unerbittliche Tod entgegen. Am 20. October 1139 erlag er zu Quedlinburg einem hitzigen Fieber, welches seine jugendliche Lebenskraft rasch verzehrte. Er war erst 37 Jahre alt, als er zu Königslutter an der Seite Lothars bestattet wurde. In Sachsen, wo man diesen jähen Todesfall auf das schmerzlichste empfand, verbreitete sich das Gerücht, er sei von seinen Gegnern durch ein schleichendes Gift aus dem Wege geräumt worden.

Noch einmal sollten die Dinge durch diesen unerwarteten Zwischenfall eine andere Wendung erhalten. Albrecht der Bär, thatkräftig und kriegerisch wie er war, hielt jetzt seine Zeit für gekommen, nicht nur das Verlorene wiederzugewinnen sondern sich auch in dem ihm verliehenen Amte festzusetzen. Er erschien in Sachsen. Zwölf Tage nach Heinrichs Ableben war er in Bremen, wo am Tage aller Heiligen ein großer Markt gehalten zu werden pflegte. Hier wollte er sich der herzuströmenden Menge als Herrn des Landes zeigen und durch Abhaltung des gebräuchlichen Botdinges thatsächlich vom Herzogthume Besitz ergreifen. Aber diese Kühnheit bekam ihm schlecht. Als sich die Kunde von seiner Anwesenheit in Bremen verbreitete, eilten die Anhänger des Welfischen Hauses herbei und reizten das Volk gegen ihn auf, so daß er nur mit Mühe durch die Hülfe einiger Freunde das Leben rettete. Bald pflanzte sich diese dem Markgrafen feindliche Gesinnung weiter fort. Ueberall erhoben sich die Fürsten und das Volk für den unmündigen,

damals kaum zehnjährigen Sohn Heinrichs des Stolzen, der, wie sein Vater Heinrich geheißen, später als Heinrich der Löwe berühmt geworden ist. Ihn hatte sein Vater sterbend dem Schutze der Freunde empfohlen, und seine Großmutter wie seine Mutter unterließen nichts, um ihm die Herrschaft in Sachsen zu erhalten. Aufs neue erhub die Furie des Krieges ihr Haupt, und wieder waren es die Besitzungen des Markgrafen, welche der Sturm mit vernichtender Gewalt traf. Das feste Gröningen an der Bode ward nach siebentägiger Belagerung durch den sächsischen Pfalzgrafen Friedrich gebrochen, Burg Witekke bei Halberstadt an der Holtemme zerstört, Jabilince, ein markgräfliches Lehen der edelen Herren von Mehringen, durch den Magdeburger Erzbischof erobert und verwüstet. Dann kam die Reihe an die eigentlichen Stammlande des Ballenstedter Hauses. Burg Anhalt im Selkethale, die Wiege des Geschlechtes, vermochte ihre feste Lage auf hohem Berge, inmitten des Harzes, nicht vor der Zerstörung zu bewahren. Zugleich eroberte Graf Rudolf von Stade die Burgen und Städte der Mark, so daß dem Markgrafen von allen seinen Besitzungen kaum eine übrigblieb. Albrecht floh zum zweiten Male in die Verbannung. Durch Thüringen, über Erfurt, eilte er nach Worms, wo Konrad damals sich aufhielt.

Aber in seiner Hoffnung auf ein thatkräftiges Einschreiten des Königs zu seinen Gunsten sah er sich getäuscht, obschon die Sachsen dadurch, daß sie auf die wiederholten Vorladungen desselben nicht hörten, offen das königliche Ansehen verhöhnten. Konrad sah sich zunächst genöthigt, den Welfischen Anhang in Süddeutschland zu

bekämpfen, wo Welf VI. am 13. August den Herzog Leopold, als er zwei Welfisch gesinnte Brüder, die Grafen von Phalei, in dieser ihrer Burg belagerte, aus dem Felde geschlagen hatte. Konrad wandte sich auf die Nachricht von der Niederlage seines Halbbruders gegen das stark befestigte Weinsberg. Ueber einen Monat schon war die Stadt arg bedrängt, als Welf einen Versuch machte, sie zu entsetzen. Dieses Mal aber war ihm das Glück nicht günstig. Sein Angriff mislang. Viele der Seinigen fielen im Kampfe, andere ertranken im Neckar, er selbst entkam nur durch schleunige Flucht. Bald darauf ergab sich die Stadt, nachdem sie auf das äußerste gebracht worden war, dem Könige. Die deutsche Volkssage hat sich später dieser Ereignisse bemächtigt und jene sinnige Erzählung gedichtet, welche die Treue der deutschen Frauen ebenso berühmt gemacht hat wie diejenige des Königs gegen sein einmal gegebenes Wort. Noch heute schauen die malerischen Trümmer der Weinsberger Burg, welche von der List, mit der die Frauen den König getäuscht haben sollen, den Namen Weibertreu erhielt, in das liebliche Thal des Neckar hinab.

So ward in Süddeutschland mit wechselndem Erfolge gekämpft, aber im ganzen neigte sich hier die Schale zu Gunsten des Königs, der zu derselben Zeit auch sein Ansehen in Lothringen durch die Vergabung des Herzogthums an Gottfried von Löwen befestigte, welcher ihm durch verwandtschaftliche Bande nahestand. Gottfried wußte sich mit Glück gegen die Angriffe seines Nebenbuhlers, Heinrich von Limburg, zu behaupten, und Konrad gewann an ihm in diesen westlichen Theilen des

Reiches eine mächtige Stütze. Die Hauptsache blieb freilich die Beruhigung Sachsens, und hier war auf eine günstige Wendung nicht leicht zu hoffen, so lange der König und Albrecht der Bär ihre Ansprüche festhielten. Es war daher von großer Bedeutung, daß eben damals die Schärfe der sich bekämpfenden Gegensätze durch mehrere Todesfälle, die sich rasch auf einander folgten, wesentlich gemildert wurde. Zunächst starb am 10. Juni 1141 die Kaiserin Richinza, welche dem sächsischen Aufstande Mittelpunkt und Halt gewesen war. Wie ihr Tod beruhigend auf die Gemüther wirkte, so nicht minder derjenige von Albrechts energischer Mutter, welcher ein halbes Jahr darauf (16. Jan. 1142) erfolgte. Beide hatten mit jener Leidenschaftlichkeit, die Frauen eigen ist und von der schon die Heldensage unseres Volkes zu erzählen weiß, den Haß der Parteien geschürt. Ein dritter Todesfall war vielleicht noch bestimmender für den Gang der Ereignisse, insofern er einen wesentlichen Einfluß geäußert zu haben scheint auf die Ansichten und Maßnahmen des Königs selbst. Am 13. Februar 1140 war Pfalzgraf Wilhelm bei Rhein, ein Vetter Albrechts des Bären, kinderlos gestorben. Sein Erbe wurde der Markgraf, wenigstens in Bezug auf die ausgedehnten Besitzungen Wilhelms in Thüringen, jene alten Allodien des Orlamündischen Hauses, welche einst die gemeinsame Stammmutter beider Vettern an das Ballenstedter Haus gebracht hatte. Dieser Zuwachs an Macht und Besitz, welcher zusammen mit dem Herzogthume in Sachsen und mit der wichtigsten der wendischen Marken Albrecht den Bären zu einem fast ebenso übermächtigen Vasallen erhoben haben

würde, wie Heinrich der Stolze gewesen war, mußte die Besorgnisse des Königs erregen. Die Würde und Selbständigkeit der Krone schien gebieterisch zu erheischen, daß die Bildung einer solchen geschlossenen Macht im nördlichen und mittleren Deutschland mit allen Mitteln verhindert würde.

Diese Erwägungen mögen es vorzugsweise gewesen sein, welche Konrad bestimmten, den Sachsen die Hand zur Versöhnung zu bieten und seinen bisherigen Schützling fallen zu lassen. Bei seinen Bemühungen, den Markgrafen zum Verzichte auf das Herzogthum zu bewegen und dadurch eine friedliche Ausgleichung zu ermöglichen, sah er sich auf das eifrigste durch den Erzbischof Markulf von Mainz, den milden und friedfertigen Nachfolger des hadersüchtigen Adalbert, unterstützt. Ungern nur und widerwillig gab Albrecht der Bär den Vorstellungen des Prälaten nach, aber er fügte sich endlich den veränderten Verhältnissen. So konnte zu Anfang Mai 1142 ein großer und allgemeiner Friedenstag nach Frankfurt ausgeschrieben werden, wo endlich nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten eine durch gegenseitiges Nachgeben ermöglichte Aussöhnung zu Stande kam. Albrecht erhielt die Orlamündischen Reichslehen — die Allode des Hauses standen ihm ohnehin durch Erbgang zu — und wahrscheinlich die Zusage, daß ihm sein ältester Sohn in der Mark nachfolgen sollte. Dagegen trat er von seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Sachsen zurück, welches Heinrich dem Löwen gegen einen ausdrücklichen Verzicht seiner Vormünder auf Baiern verblieb. Diese Vereinbarung erhielt dann ihre Besiegelung durch die Vermäh-

lung von Heinrichs Mutter, der noch immer anmuthigen Gertrud, mit des Königs anderem Halbbruder Heinrich, welchem man seiner Lieblingsbetheuerung wegen den Beinamen „Jasomirgott" gegeben hat. Noch zu Frankfurt, gleich nach dem Abschlusse des Vertrages, ward die Vermählung am 10. Mai in prunkvoller Weise und auf des Königs Kosten gefeiert. Freilich widersprach Welf VI. diesem Abkommen und nahm das inzwischen durch Leopolds Tod erledigte Herzogthum Baiern jetzt nach dem Verzichte seines Neffen für sich selbst in Anspruch. Auch in Holstein dauerte der Zwist zwischen Heinrich von Badewide und Adolf von Schaumburg fort. Aber wie Heinrich der Löwe diesen Streit endlich dahin vermittelte, daß er Adolf im Besitze von Wagrien bestätigte, während er seinem Gegner das Ratzeburger Land oder Polabien als erbliche Grafschaft verlieh, so wußte auch Konrad den Ansprüchen und Bestrebungen Welfs die Spitze abzubrechen. Er setzte nämlich Leopolds Bruder, den eben vermählten Heinrich Jasomirgott, zum Herzoge von Baiern ein. So konnte er endlich wohl nach fast fünfjährigem Kampfe seine Krone für gesichert erachten. In diesem Gefühle der Sicherheit durchzog er zu Anfang des Jahres 1143 das noch eben so feindselige Sachsen. Von Goslar über Hildesheim und Braunschweig, das Erbthum Heinrichs des Löwen, wo er hoch geehrt und prächtig bewirthet wurde, gieng er nach Quedlinburg. Hier aber erhielt er die Kunde, daß Welf in Gemeinschaft mit seinem eigenen Neffen Friedrich in Schwaben eingefallen sei und dieses Land in grausamer Weise verheere. Dies bestimmte ihn, nach Süddeutschland

zurückzukehren. Wohl konnte er den Glauben an eine bessere Zukunft und an eine glücklichere Gestaltung der Verhältnisse in die Heimath seines Geschlechtes mitnehmen.

Zweiter Abschnitt.

Deutschlands innere Zustände. Fortschreitende Colonisation der Wendenländer.

Der Friede von Frankfurt gab Konrad zunächst freie Hand, den in Böhmen bedroheten deutschen Einfluß wiederherzustellen. Noch ehe er jene Rundreise durch Sachsen unternahm, gelang ihm dieses ohne Schwertstreich.

Die glückliche und segensreiche Regierung des Herzogs Sobislaw, welcher es sich während seiner fünfzehnjährigen Herrschaft hatte angelegen sein lassen, das gute Verhältniß mit Deutschland ungetrübt aufrechtzuerhalten, neigte sich ihrem Ende zu. Denn der sonst rüstige Fürst begann seit dem Tode des ihm in enger Freundschaft verbunden gewesenen Kaisers Lothar zu kränkeln. Im Vorgefühle seines baldigen Endes suchte er seinem Sohne Wladislaw, der damals kaum zwanzig Jahre zählte, die Herrschaft zu sichern. Er wandte sich in dieser Absicht an den deutschen König, und Konrad belieh auf dem Reichstage zu Bamberg **1138** den jungen Fürsten mit

der herzoglichen Fahne von Böhmen, während die wenige Wochen später zu einem Landtage nach Sadska berufenen böhmischen Großen eidlich versprachen, ihn nach dem Tode seines Vaters als ihren Herzog anerkennen zu wollen. Dennoch erreichte Sobislaw seinen Zweck nicht. Als sich die Kunde verbreitete, daß er auf den Tod erkrankt sei, versammelte sich der böhmische Adel auf dem Wyschehrad, um, uneingedenk seines gegebenen Versprechens, die Nachfolge nochmals zu berathen. Nach langen Verhandlungen überließ man endlich dem Grafen Naczerat, welcher durch seinen Reichthum und seine persönlichen Eigenschaften damals das größte Ansehen im Lande genoß, den künftigen Herzog zu bestimmen, doch sollte derselbe nicht außerhalb der Herrscherfamilie der Primizliden gesucht werden. Als dann Sobislaw am 14. Februar 1140 seinen Leiden wirklich erlag, erhob man nicht seinen Sohn sondern seinen Neffen, der gleich jenem den Namen Wladislaw führte, auf den herzoglichen Stuhl.

Dieser Wladislaw war ein Verwandter des deutschen Königs, denn er hatte sich mit Konrads Halbschwester Gertrud von Oesterreich vermählt, einer rechten Schwester jener beiden Brüder, denen Konrad hinter einander das Herzogthum in Baiern verliehen hatte. Der König machte daher keine Schwierigkeiten, den neuen Herzog in Böhmen anzuerkennen. Als dieser ihn um seine Bestätigung bat, ertheilte er sie ihm unbedenklich zu Bamberg, demselben Orte, wo er vor zwei Jahren seinem Vetter die böhmische Herzogswürde in Aussicht gestellt hatte. Wladislaw aber machte sich bald durch die unerbittliche Strenge, mit welcher er gegen den zügellosen

Adel des Landes auftrat, so bei diesem verhaßt, daß sich eine weitverzweigte Verschwörung gegen ihn zu bilden begann. Es waren großentheils dieselben Männer, welche ihm noch eben zum Herzogthume verholfen hatten, jetzt aber, voll bitteren Grolles, wieder auf seinen Sturz sannen. Die Unzufriedenen, an ihrer Spitze jener Graf Naczerat, setzten sich mit Sobislaws Sohne, der nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen auf die Krone nach Ungarn geflohen war, sowie mit Otto, dem Sohne des bei Kulm gebliebenen gleichnamigen Mährenfürsten, in Verbindung und verabredeten auf den Gütern des Letzteren, die er erst soeben durch Wladislaws Großmuth zurück erhalten hatte, eine Zusammenkunft. Hier ward Wladislaw förmlich abgesetzt und statt seiner sein ehrgeiziger Vetter, Konrad von Znaim, zum Herzoge von Böhmen erhoben. Als dann die Empörer mit einem zahlreichen Heere in Böhmen einfielen, kam es am 25. April 1142 am Berge Wysoka, westlich von Kuttenberg, zu einem hitzigen Treffen, in welchem Wladislaw in Folge der Verrätherei der in seinem Heere dienenden böhmischen Edlen geschlagen wurde. Mit Mühe und nur durch die treue Hingebung seiner nächsten Freunde dem Gemetzel entronnen, warf er sich nach Prag, und nachdem er die Stadt durch neuangelegte Befestigungen gegen einen Angriff der Empörer gesichert zu haben glaubte, überließ er ihre Vertheidigung und die Obhut seiner Gemahlin seinem Bruder Dietpold und eilte in Begleitung des Bischofs Heinrich von Olmütz nach Deutschland, um die Hülfe seines Schwagers, des Königs Konrad, anzuflehen.

Diese Aufforderung gelangte gerade an Konrad, als er den langjährigen Streit mit den Sachsen in Frankfurt beigelegt hatte. Er fühlte jetzt seine Hände frei und ließ sich um so bereitwilliger finden, den flüchtigen Böhmenherzog nach Prag zurückzuführen, als dieser sich verpflichtete, die Kosten, welche der Heereszug veranlassen würde, aus eigenem Säckel zu bestreiten. Gleich nach dem Frankfurter Friedensschlusse kam er mit dem vertriebenen Herzoge in Nürnberg zusammen. Bald darauf überstieg er, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, die Pässe des Böhmerwaldes und richtete seinen Zug grades Weges gegen Prag, das Herz des Landes. Es war die höchste Zeit, daß den Belagerten Hülfe kam, denn der Gegenherzog Konrad und sein Anhang hatten inzwischen der Stadt so heftig zugesetzt, sie so unablässig bestürmt, daß sie sich trotz der tapfersten Gegenwehr unmöglich noch lange halten konnte. Im rechten Augenblicke erschien daher das deutsche Heer im Felde. Einen Moment schwankte Konrad von Znaim, ob er ihm nicht entgegenziehn und eine Schlacht anbieten sollte. Als aber seine Späher ihm die Nachricht brachten, von Pilsen her ziehe ein so unabsehbares Volk heran, daß das Gebirge weithin von dem Glanz der Waffen erfunkele und im Sonnenstrahle wie von Gold übergossen erscheine, hielt er es für gerathen, den Rückzug nach Mähren anzutreten und dem heranrückenden Heere der Deutschen die Straße nach Prag offen zu lassen. Zehn Tage, nachdem er mit Wladislaw in Nürnberg zusammengetroffen war, am 7. Juni, dem ersten Pfingsttage jenes Jahres, zog König Konrad in das von seinen Drängern befreiete Prag ein,

wo er als willkommener Retter aus schwerer Noth mit offenen Armen empfangen wurde. Nach kurzem Verweilen gieng er dann, nachdem Wladislaw sein Versprechen in Bezug auf die Kriegskosten erfüllt hatte, nach Deutschland zurück. Es war ein kurzer, vom Glück über die Maßen begünstigter Feldzug gewesen dieser böhmische Krieg, so recht das Gegenstück zu jener unglücklichen Unternehmung Lothars in dem ersten Jahre seiner Regierung und wohl dazu geeignet, das Ansehen des deutschen Reiches bei den Czechen und ihrem Beherrscher aufs neue zu befestigen.

Während Konrad diesen leichten Sieg in Böhmen erfocht, gestalteten sich nach den schweren Heimsuchungen des Bürgerkrieges die Verhältnisse in Sachsen unter dem Einflusse des wiederhergestellten Friedens in erfreulicher Weise. Die durch den Krieg aus ihren Besitzungen vertriebenen Fürsten, hier Albrecht der Bär, dort Graf Adolf von Holstein, waren aus der Verbannung in ihre Lande zurückgekehrt, aber sie fanden diese großentheils in einem traurigen, trostlosen Zustande. Die Bevölkerung war in Folge der Kriegsstürme außerordentlich zusammengeschmolzen, die Ortschaften lagen wüst und in Trümmern, überall zeigte das Land ein trübes Bild der Entvölkerung und Verödung. Diese Zustände veranlaßten jene sächsischen Fürsten auf Mittel und Wege zu denken, wie für die durch Schwert, Hunger und Seuchen gelichtete Bevölkerung ein schneller, außergewöhnlicher Ersatz gefunden werden möchte. Sie wandten ihre Blicke nach Westen, zu den Ufern des Unterrheins und der Nordsee, wo damals die friesischen und niederländischen Strandbewohner durch Deichbrüche und Ueberschwemmungen schwer zu

leiden hatten. Schon seit dem Beginne des 12. Jahrhunderts hatten einzelne deutsche Prälaten, namentlich die Erzbischöfe von Bremen, den Fleiß und die Geschicklichkeit dieser betriebsamen, durch den Kampf mit dem wilden Elemente gestählten Bevölkerung zur Entwässerung und Urbarmachung der sumpfigen, dem Anbau widerstrebenden Gegenden ihres Sprengels auszubeuten gewußt. Jetzt aber begann, zuerst unter Graf Adolf von Holstein, eine Colonisation des entvölkerten Landes durch diese Niederländer im großen Maßstabe. Gleich nach seiner Rückkehr in seine Grafschaft sandte Adolf Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Utrecht, Westfalen und Friesland, und ließ die dortige besitzlose Bevölkerung zur Einwanderung in das fruchtbare und ergiebige Wagrien einladen, auch seinen Holsaten und Stormarn bot er bessere und ertragreichere Wohnsitze in dem wendischen Lande an. Gelockt von der Aussicht, sich eine weniger kümmerliche Existenz als in ihrer Heimath begründen zu können, kamen jene in großer Anzahl, mit Weib und Kind und fahrender Habe, und siedelten sich da an, wo ihnen der Holsteiner Graf die Wohnstätte anweisen und den Acker zumessen ließ: die Holsaten in den sicheren Orten des Westens bei Segeberg, an der Trave und am Plöner See, die Westfalen im Darguner Bezirke, die Holländer im Eutiner Lande, die Friesen endlich in der Umgegend von Süssel. Flamänder sollen damals nach Kiel gekommen sein, wo noch heute eine Straße von ihnen den Namen trägt. Zum Schutze dieser Ansiedlungen stellte dann Adolf das zerstörte Segeberg wieder her und erbauete auf dem Grund und Boden einer verlassenen Wendenstadt Lübeck, die

spätere Königin der Hansa. Die neu gegründete Stadt lag auf einer von der Trave und Wacknitz umflossenen Insel, wo einst der heidnische Hain Buku seine uralten Stämme erhoben hatte und wo noch damals die Reste von Wällen und Gräben sichtbar waren. Geschützt durch neue Befestigungen und für den Handel auf der Ostsee trefflich gelegen, blühete Lübeck bald fröhlich empor, um später der Mittelpunkt des ganzen deutschen Ostseehandels zu werden. „So begannen," sagt Helmold, der Geschichtsschreiber der Wenden, „die Einöden des Wagrierlandes bewohnt zu werden, und die Zahl seiner Einwohner mehrte sich zusehends."

Diese Maßnahmen des Grafen von Holstein äußerten nun auch auf die weitere Verbreitung des Christenthums unter den Wenden dieser Gegend einen erfreulichen und günstigen Einfluß. Die Ausdauer und Beharrlichkeit Vicelins und seiner Genossen fanden jetzt ihren Lohn. Zwar hatte König Konrad bald nach seiner Wahl dem trefflichen Manne alle ihm und seiner Kirche zu Neumünster von Lothar verliehenen Güter und Vorrechte bestätigt, aber in der wüsten Verwirrung des Krieges hatten die Brüder wenig Gewinn und Genuß davon gehabt. Ihnen kam jetzt der Schutz des Grafen und der gemehrten christlichen Bevölkerung zu Gute. Mit frischem Eifer und bleibendem Erfolge begannen sie von neuem ihre Missionsthätigkeit. Bald bedeckte sich Wagrien mit christlichen Kirchen und Klöstern, von denen letzteren das erste zu Hagerstorf unweit Segeberg an einem stillen, von dem Marktverkehre abgeschiedenen Orte gegründet oder vielmehr erneuert wurde. Vicelin sorgte von Faldera aus

für Priester und die nöthigen kirchlichen Geräthe und war überhaupt unermüdlich in der Pflege der neuen kirchlichen Stiftungen.

In diesen Wegen, welche Graf Adolf von Holstein damals als der erste betrat, um das Wendland endlich der deutsch-christlichen Gesittung zu gewinnen, sind ihm früher oder später fast alle norddeutschen Fürsten und Bischöfe, welche Länder mit slavischer Bevölkerung besaßen, nachgegangen, denn er war in der That der einzige, welcher bleibenden Erfolg verhieß. So Heinrich der Löwe und dessen Vasallen, die Grafen von Ratzeburg und Schwerin, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Bischof Anselm von Havelberg, vor ihnen allen mit regstem Eifer und glücklichstem Erfolge Markgraf Albrecht der Bär. Doch gehören diese Bestrebungen, das weite östliche Deutschland durch niederländische Bauern zu colonisieren, einer etwas späteren Zeit an, als von welcher hier die Rede ist. Dem Grafen von Holstein bleibt der Ruhm, diesen fruchtbaren Gedanken zuerst gefaßt und, soweit an ihm war, verwirklicht zu haben. Noch heute lebt das Andenken an diese Einwanderung und Niederlassung der Holländer, Friesen und Flamänder nicht allein in den Namen mancher Dörfer und Oertlichkeiten des nordöstlichen Deutschland fort, sondern es reden davon auch mit beredter Stimme die zahlreichen, zum Theil sehr prachtvollen Backsteinbauten weltlicher und kirchlicher Kunst, welche in jenen ebenen, steinarmen Gegenden namentlich die größeren Städte schmücken. Denn den Niederländern war die Kunst des Backsteinbaues eigenthümlich und sie brachten dieselbe aus ihrer alten Heimath mit in das

Land, wo sie sich ansiedelten und einen neuen Heerd begründeten.

Weniger günstig für solche und ähnliche Bestrebungen lagen die Dinge in Baiern, obschon es gleichfalls auf ein eroberndes Vordringen nach Osten, den Ungarn gegenüber, hingewiesen war. Aber hier dauerte das Zerwürfniß mit dem Welfischen Hause fort und hemmte jede Zusammenfassung nationaler Kräfte, die sich vielmehr in einem aufreibenden und unfruchtbaren inneren Kampfe erschöpften. Noch immer beharrte Welf VI. in seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Baiern und zwar um so bestimmter und eifriger, als die Herzogin Gertrud, Heinrichs des Löwen Mutter, durch deren Vermählung mit Heinrich Jasomirgott die Aussöhnung von Frankfurt vorzugsweise zu Stande gekommen war, noch nicht ein Jahr darauf (18. April 1143) zu Kloster Neuburg an der Donau einem frühzeitigen Tode erlag. Jetzt brauchte Welfs starrer und trotziger Sinn um so weniger Rücksicht zu nehmen. Genossen seiner Bestrebungen fand er in Schwaben und Baiern, ja wir haben bereits gesehen, daß er zeitweilig selbst den Beistand von Konrads jungem Neffen Friedrich von Staufen gewann. Verwüstend brach er jetzt in Baiern ein und durchzog namentlich die Striche desselben am rechten Ufer des Lech, der bekanntlich seit unvordenklicher Zeit die Stämme der Schwaben und Baiern von einander scheidet. Heinrich Jasomirgott vergalt diesen Raubzug auf der Stelle damit, daß er in ähnlicher Weise das südwestliche, der Welfischen Sache sich zuneigende Baiern heimsuchte. Er rückte bis vor Freisingen, wo sein Bruder, der gelehrte und fromme

Otto, Bischof war. Die Stadt mußte die Welfische Gesinnung einiger ihrer Bürger hart büßen. Trotz der Bitten und Vorstellungen ihres Bischofs wurde sie ihrer Mauern beraubt und den Kirchen eine hohe Steuer auferlegt. Jetzt zog auch Welf mit seinen inzwischen gesammelten Schaaren heran, und es schien, als sollte es zwischen beiden Gegnern zu einer offenen Feldschlacht kommen. Allein die Nachricht, daß König Konrad in Gewaltmärschen herbeieile, um sich mit Heinrich zu vereinigen, bestimmte Welf zu schleuniger Umkehr. Statt ihn indeß weiter zu verfolgen und durch einen Angriff auf die Welfischen Hausgüter in Schwaben eine Entscheidung herbeizuführen, wandte sich der König in Gemeinschaft mit seinem Stiefbruder gegen Welfs Anhänger in Baiern, von denen keiner so mächtig und gefürchtet war wie der unruhige Graf Konrad von Dachau. Seine Burg, über dem gleichnamigen Flecken auf steiler Höhe gelegen, an deren Fuße sich die Ammer dahinwindet, schien aller Angriffe spotten zu können: wie eine Königin überragte sie weithin die baierische Hochebene bis dahin, wo sich im Süden die ersten Höhen der Alpenkette erheben. Auch vermochten die Belagerer nicht, die Burg durch Sturm in ihre Gewalt zu bringen, aber sie schnitten ihr die Lebensmittel und besonders das Wasser ab. Da ergab sich das für unüberwindlich gehaltene Dachau, nachdem sich sein Herr durch die Flucht gerettet hatte, den Belagerern, die es dem Erdboden gleich machten. Zu einer weiteren Unternehmung des Königs gegen Welfs Anhang oder gegen diesen selbst kam es nicht, doch hatte sein Erscheinen in Baiern wenigstens die Wirkung, daß

sich der junge Friedrich von Schwaben, welcher bisher die Partei seines mütterlichen Oheims Welf gehalten hatte, von diesem ab- und dem Könige, seinem Oheime väterlicher Seits, zuwandte.

Während diese Kämpfe mit dem trotzigen Welf Süddeutschland nicht zur Ruhe kommen ließen, regte sich bereits auch wieder in Sachsen der Uebermuth des Welfischen Hauses. Der heranwachsende Heinrich der Löwe zeigte schon jetzt, wessen sich der König in Zukunft von ihm werde zu versehen haben. Am 15. März 1144 war Rudolf von Stade von den ditmarsischen Bauern, die er durch seine Härte zur Verzweiflung gebracht hatte, in einem Aufstande erschlagen worden. Mit ihm erlosch die Hoffnung auf die Fortdauer des alten hochberühmten Geschlechtes, dem er angehörte. Denn von allen männlichen Sprossen desselben war nur noch Hartwig, Rudolfs Bruder, übrig, und dieser hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Er war damals Stiftsherr des Domstiftes von Magdeburg und bekleidete zugleich das Amt eines Dompropstes zu Bremen. Von den Besitzungen des Stadischen Hauses war die Stammgrafschaft Stade, nachdem sich längere Zeit jener unfreie Mann Namens Friedrich im Besitze derselben behauptet hatte, zuletzt als Lehen des Erzstiftes Bremen in des erschlagenen Rudolf Hand gewesen. Sie fiel daher jetzt an die Bremer Kirche zurück. Da aber Hartwig diese von seinen Ahnen mit Ausnahme jener kurzen Zeit, wo sie Friedrich inne hatte, stets verwaltete Grafschaft seinerseits zu erlangen wünschte, so erbot er sich, falls das Erzstift ihn damit beleihen wollte, diesem die Hausgüter, welche von seinem Bruder

auf ihn, den letzten des Geschlechtes, durch Erbgang übergiengen, zu Lehen aufzutragen, mit einziger Ausnahme dessen, was er zur Begründung des Klosters Jerichow bestimmte. Es bestanden diese Allode, welche nach seinem Hinscheiden der Bremer Kirche als Eigenthum zufallen sollten, abgesehen von einigen anderen Gütern, namentlich in den Grafschaften Ditmarschen und Norderland. Gegen dieses Uebereinkommen erhob sich jedoch die Stimme des jungen Welfen Heinrich. Gegen die Verwandlung der Stadischen Familiengüter in Bremisches Lehen hatte er zwar nichts einzuwenden, aber er machte für sich Ansprüche auf die Grafschaft Stade, indem er behauptete, daß der Erzbischof Adalbero seiner Mutter früher versprochen habe, im Falle von Rudolfs Tode ihm, dem Herzoge Heinrich, diese Grafschaft zu Lehen zu reichen.

Außer einigen anderen Geschäften war es vorzugsweise der Wunsch, diese Streitsache persönlich zu untersuchen und wowöglich in Güte zu schlichten, welcher den König zu Ende des Jahres **1144** nach Sachsen führte. Nach Magdeburg, wo er das Weihnachtsfest zu feiern gedachte, hatte er die mit einander hadernden Parteien beschieden. Er mußte hier freilich die wenig freundliche Gesinnung des Magdeburger Clerus erfahren, der es unterließ, ihm die gebräuchlichen Ehren zu erweisen, weil Konrad in Begleitung des mit dem Kirchenbanne belegten Grafen Hermann von Stahleck in die Stadt gekommen war. Dennoch fiel des Königs Schiedsspruch in der Stader Sache ganz zu Gunsten des Magdeburger Stiftsherrn aus. Hartwig ward in dem Besitze der Grafschaft

seiner Vorfahren bestätigt, und da er als Geistlicher in weltlichen Angelegenheiten nicht wohl zu Gericht sitzen konnte, so ward ihm sein Schwestermann, der sächsische Pfalzgraf Friedrich, als Stellvertreter in diesen Geschäften beigegeben. Aber die wiederholten Klagen und Beschwerden Heinrichs des Löwen hatten doch so viel Erfolg, daß Konrad eine nochmalige Untersuchung der beiderseitigen Rechtstitel anordnete und die Entscheidung darüber einem Schiedsgerichte übertrug, welches hauptsächlich aus dem Bischof Dietmar von Verden, dem Markgrafen Albrecht, dem von Konrad in seine Güter wiedereingesetzten Hermann von Winzenburg und aus dessen Bruder Heinrich von Assel sich zusammensetzen sollte. Zu Rammelsloh, einem im Lüneburgischen gelegenen Kloster, erschienen vor diesen Männern zur anberaumten Zeit — es war gleich nach Beginn des Jahres **1145** — von der einen Seite Herzog Heinrich mit seinen Vasallen, von der anderen Erzbischof Adalbero, Hartwig von Stade und Pfalzgraf Friedrich. Anfangs besprach man die Sache mit Ruhe und in aller Form, bald aber erhitzten sich die Gemüther und es kam zu gegenseitigen heftigen Beschuldigungen. Da griffen plötzlich die Begleiter des Herzogs zu den Waffen, bemächtigten sich des Erzbischofs und führten ihn gefangen nach Heinrichs Veste Lüneburg. Hartwig, von der Wuth der herzoglichen Dienstleute mit dem Tode bedrohet, ward dem Grafen Heinrich von Lüchow zur Haft übergeben, dieser lieferte ihn jedoch seinerseits dem Markgrafen Albrecht aus, der ihn sogleich in Freiheit setzte. Wahrscheinlich mußte der Erzbischof seine Freigebung durch einen Verzicht auf die bestrittene

Grafschaft erkaufen, nach anderen Nachrichten ist er dagegen standhaft geblieben und endlich doch der Haft entlassen worden. Es war ein schlimmes Zeichen für das Ansehen, welches Konrad in Sachsen genoß, daß solche Gewaltthat überhaupt geschehen konnte, noch schlimmer aber war es, daß der König auch nicht einmal die Hand regte, um den begangenen Frevel zu strafen.

Kaum mehr als jene offene Empörung Welfs in Baiern und diese rücksichtslose Verachtung des königlichen Ansehens in Sachsen waren die Zustände in Lothringen dazu angethan, den König und seine Freunde mit Befriedigung zu erfüllen. Zwar hatte der Streit zwischen Heinrich von Limburg und Gottfried von Löwen sein Ende erreicht, und auch eine andere Fehde, welche sich über den Besitz von Bouillon zwischen dem Bisthum Lüttich und Rainald von Bar entsponnen hatte, war im September 1141 durch einen Sieg der Lütticher in offener Feldschlacht zu Gunsten des Bisthums entschieden worden. Desto schlimmer und trostloser waren die Zustände im Erzstifte Trier. Konrad hatte im Jahre 1139 die reiche Abtei St. Maximin, welche bis dahin eine der sogenannten Königsabteien gewesen war, d. h. unmittelbar unter dem Schutze des Königs und der Aufsicht des Papstes gestanden hatte, dem Erzbischofe Albero von Trier verliehen, um diesen für die großen Dienste zu belohnen, die er ihm bei seiner Wahl geleistet hatte. Allein die Mönche waren mit diesem Wechsel keineswegs zufrieden, theils weil sie darin eine Herabsetzung ihres Klosters erblickten, theils weil sie die Aufsicht des strengen Albero

fürchteten. Graf Heinrich von Namur, welcher die Vogtei des Klosters verwaltete, theilte ganz diese Gesinnung und ließ sich durch große Geldsummen, welche ihm das Kloster zahlte, sogar bestimmen, der Trierschen Herrschaft mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Als damals gerade der Abt zu St. Maximin starb, erwählten die Brüder, ihren alten kaiserlichen und päpstlichen Privilegien gemäß und mit Hintansetzung der jüngst erworbenen Rechte des Erzbischofs, den Lütticher Mönch Siger zu ihrem Abte und wußten dieser Wahl durch reichliche Geldspenden die Anerkennung des päpstlichen Stuhles zu verschaffen, obwohl Innocenz II. früher in die Schenkung der Abtei an die Trierer Kirche gewilligt hatte. Dagegen erhoben sich nun aber zahlreiche Stimmen. Nicht nur daß Albero sich bitter über die Nichtachtung seiner Rechte beschwerte, auch der einflußreiche Abt Bernhard von Clairvaux richtete mehrere Schreiben an den Papst, in welchen er diesen aufforderte, die für Trier ungünstige Entscheidung zurückzunehmen. Innocenz ließ sich nach einigem Widerstreben dazu herbei. In einer vom 20. December 1140 datirten Bulle erkannte er die Rechtmäßigkeit der päpstlichen Schenkung an.

So hatte Albero seine Ansprüche durchgesetzt, und es würde ihm ohne Zweifel gelungen sein, seine Gegner in dieser Sache völlig lahm zu legen, wenn er sich nicht bald darauf in seinem Jähzorn hätte verleiten lassen, sich von neuem mit dem römischen Stuhle zu überwerfen. In Coblenz hatte man den Grafen Ludwig von Isenburg zum Propst der dortigen Kirche erhoben und für ihn

die päpstliche Bestätigung erwirkt. Diese Wahl war durchaus nicht in Alberos Sinne, und als ihm auf einer Synode, die er eben abhielt, die päpstliche Bestätigungsurkunde überreicht wurde, vergaß er sich in seinem Unmuthe und seiner Heftigkeit so weit, daß er sie vor der zahlreichen Versammlung zornig zu Boden warf. Eine deshalb an den Papst gerichtete Anklage bewirkte seine Vorladung nach Rom, und als er hier zu der festgesetzten Zeit nicht erschien, ward er durch päpstlichen Befehl von den Verrichtungen seines kirchlichen Amtes entbunden. Dieses Zerwürfniß mit der päpstlichen Curie, obgleich Albero dasselbe bald durch eine Reise nach Rom auszugleichen wußte, gab doch den zahlreichen Feinden des Erzbischofs frischen Muth zu erneuter feindseliger Haltung ihm gegenüber. Heinrich von Namur namentlich ergriff von neuem die Waffen und verheerte in grausamer Weise die Besitzungen des Erzstiftes. Lange sah Albero diesem Treiben geduldig und ohne sich zu regen zu. Endlich griff auch er zum Schwert, zog vor die Burg Roulemont und begann sie zu belagern. Währenddem unternahm Graf Heinrich einen Einfall in das Erzstift, der ihn bis unter die Mauern von Trier führte, wo er die Marienkirche in Flammen aufgehen ließ. Albero eilte auf die Kunde davon schnell herbei, und es gelang ihm, dem vor ihm zurückweichenden Grafen eine vollständige Niederlage beizubringen. Darauf legte er sich von neuem vor Roulemont, eroberte die Burg, ebenso Manderscheit, Gerlanda, Epternach und andere Besitzungen Heinrichs. Ueber dreißig feste Häuser desselben fielen nach und nach in seine Gewalt. Dennoch

setzte der Graf noch mehrere Jahre lang den Kampf unverdrossen und ungebeugten Muthes fort. Erst als am Ende des Jahres 1146 Konrad zu einem Kreuzzuge sich entschloß und nun mit allem Ernst daran dachte, Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit zu beruhigen und die mannigfachen Fehden zu schlichten, welche noch fortdauerten, verstand sich Heinrich namentlich auf die dringenden Vorstellungen und Ermahnungen des heiligen Bernhard dazu, die Waffen ruhen zu lassen und den Erzbischof Albero nicht weiter in dem Besitze der Abtei St. Maximin zu hindern.

Diese mannigfachen Fehden und inneren Unruhen waren an sich schon verderblich genug und wohl geeignet, bei der Bevölkerung ein Gefühl der Unsicherheit hervorzurufen oder zu erhalten, bedenklicher aber noch war es, daß fast nirgend ein kräftiges und entschiedenes Eingreifen der königlichen Gewalt zur Beseitigung dieser anarchischen Zustände hervortritt. Es ist wahr, abgesehen von Welfs Widersetzlichkeit war eine offene Empörung gegen das Königthum nicht vorgekommen, allein es stand auch nirgend in besonderer Achtung, und die Vorgänge in Sachsen beweisen, wie wenig man sich um die Anordnungen und Befehle des Königs kümmerte. Dies mußte um so schwerer empfunden werden, als es gerade Lothars eifrigstes Bemühen gewesen war, Recht und Gesetz aufrecht zu erhalten, den Landfrieden zu schützen und die Verächter desselben mit unerbittlicher Strenge zu bestrafen. Mancher mochte deshalb die Kraft und Sicherheit des verstorbenen Kaisers zurückwünschen und zwar mit um so berechtigterem Verlangen, als jene

unerquicklichen Zustände im Innern naturgemäß eine ungünstige Rückwirkung äußern mußten auf die von dem Reiche lehnsabhängigen Nebenländer sowohl wie auf das ferner stehende Ausland.

Dritter Abschnitt.

Die lehnsabhängigen Nebenländer und Italien.

Wenn schon die in dem vorhergehenden Abschnitte dargelegten Verhältnisse erkennen lassen, daß Konrad nur mit Mühe und nicht überall mit nachhaltigem Erfolge die Würde der Krone gegenüber den unruhigen und widerspänstigen Gewalten des Reiches selbst aufrecht zu erhalten vermochte, so läßt sich annehmen, daß ihm dieses noch weit weniger gegenüber den nichtdeutschen, mit dem Reiche nur lose verbundenen Vasallenstaaten gelungen sein wird, die stets bereit waren, sobald sie es mit Aussicht auf Erfolg thun zu können glaubten, die lockeren Bande zu lösen, welche sie mit Deutschland verknüpften. Selbst den kräftigsten und im Inneren mit starker Hand herrschenden Königen war es nicht immer leicht geworden, die deutsche Oberherrlichkeit über jene nach Selbständigkeit ringenden Völker und Staaten zu behaupten. Einem Manne, der wie Konrad schon im Innern nach allen Seiten hin die größten Schwierigkeiten für seine Stellung fand, mußte die Aufrechterhaltung der Abhängigkeit dieser

Nebenländer fast unmöglich werden. Was ihm dabei am meisten hindernd in den Weg trat, war das — milde gesagt — gespannte Verhältniß mit dem Welfischen Hause. Zu mächtig und selbstbewußt stand dasselbe noch in Nord- und Süddeutschland da, als daß es nicht jede Abwesenheit des Königs, jeden Unfall, der ihn in seinen Unternehmungen betraf, hätte benutzen sollen, um das, was es widerwillig aufgegeben hatte, zurückzuerobern. Demgemäß bietet Konrads Regierung in Bezug auf den deutschen Einfluß in diesen Nebenländern so recht das Gegenbild von derjenigen seines Vorgängers dar. In Burgund, Dänemark, Polen und Ungarn hat er entweder die Dinge gehen lassen müssen, wie sie giengen, oder seine Versuche, in diesen Ländern einzuschreiten, sind kläglich gescheitert, auf Italien hat er sich fast jeder Einwirkung wie geflissentlich enthalten und nur gegen Ende seiner Regierung einen unfruchtbaren Versuch gemacht, durch ein abenteuerliches Bündniß mit dem Kaiser in Byzanz dem Uebergewichte der Normannen in diesem Lande entgegenzutreten.

Das Arelatische oder burgundische Reich, welches seit Konrads II. Tagen wenigstens dem Namen nach mit Deutschland vereinigt war, zerfiel damals wesentlich in zwei Herrschaften, die Provence und das burgundische Alpenland oder Hochburgund. In jenen südlichen Theilen haderten die Familien der beiden Erbtöchter des Grafen Gerbert, der um **1100** gestorben war, um den Besitz des Landes. Die Belehnung, welche Konrad dem Raimund von Baux, einem der Schwiegersöhne des genannten Gerbert, im August des Jahres **1145** zu

Würzburg ertheilte, und die moralische Unterstützung, die er ihm allein zu gewähren im Stande war, vermochten der Sache desselben nicht aufzuhelfen. Sein Gegner, Markgraf Raimund Berengar von Barcelona, behauptete sich im Besitz der Provence und kümmerte sich um Deutschland und dessen Herrscher herzlich wenig. In ähnlicher Weise waltete in Hochburgund Graf Rainald, nachdem er die Ansprüche Konrads von Zähringen glücklich zurückgewiesen hatte, so gut wie völlig unabhängig. Von einem Einflusse des deutschen Königs auf dieses Land ist ebenso wenig etwas bekannt geworden, wie von einer Einwirkung desselben auf Dänemark, wo nach dem Tode Erichs Lamm (1146) ein heftiger Thronstreit zwischen Suen, dem Sohne jenes Erich Emund, und Kanut, dem Sohne seines Gegners Magnus, entbrannte. Konrad scheint eine Beeinflussung dieser dänischen Wirren auch nicht einmal versucht zu haben, vielmehr fiel die Vertretung deutscher Interessen und die Geltendmachung deutschen Einflusses hier dem jungen Herzoge Heinrich und dessen Vasallen, dem Grafen Adolf von Holstein, zu.

Anders verhielt es sich mit Polen. Hier mischte sich der deutsche König allerdings, aber in höchst unglücklicher Weise in die inneren Angelegenheiten des Landes, weniger aus allgemeinen politischen Beweggründen, als aus Rücksicht auf Familienbande, die ihn mit einem der polnischen Herzöge verknüpften. Herzog Boleslaw III., welchen Lothar, wie früher erzählt worden ist, zur Anerkennung der deutschen Lehnshoheit genöthigt hatte, traf kurz vor seinem Tode († 28. October 1138) die Verfügung, daß das Land zwar unter seine vier Söhne

getheilt werden, dem ältesten von ihnen jedoch, dem Herzoge Wladislaw, als Großherzog über seine jüngeren Brüder eine Art Oberherrschaft zustehen und diese stets auf das älteste Familienglied übergehen sollte. Seine Absicht war offenbar, durch diese Einrichtung den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, welche jene Zertheilung des Landes insbesondere den fremden Völkern gegenüber leicht nach sich ziehen konnte. Gegenüber dem Auslande, dies war der Sinn von Boleslaws Testamente, sollten die Brüder und das Land sich stets als eins fühlen und handeln. Leider sollte die Zukunft lehren, daß Boleslaw sich in der Hoffnung, durch diese Einrichtung die Unabhängigkeit Polens nach Außen hin zu sichern, schwer getäuscht habe. Sie erwies sich, wie alle halben Maßregeln, als durchaus verderblich. Denn wie die jüngeren Brüder nur mit Unwillen und Neid den Vorzug des älteren ertrugen, so strebte dieser seinerseits bald danach, den ihm zugestandenen Vorzug in eine wirkliche Herrschaft über jene zu verwandeln. Aufgereizt von seiner ehrgeizigen Gemahlin Agnes, einer Tochter des Markgrafen Leopold des Frommen von Oesterreich und, wie die Böhmenherzogin Gertrud, einer Halbschwester des deutschen Königs, unternahm Wladislaw den Versuch, seine Brüder ihres Erbes zu berauben und sich zum alleinigen Herrn von ganz Polen zu machen, ein Versuch, der, obschon durch russische Hülfe unterstützt, in kläglicher Weise mislang. An den Ufern der Pilica erlag der Großherzog den vereinigten Streitkräften seiner Brüder. Als Flüchtling verließ er das Land, nach dessen Alleinherrschaft er mit so unzureichenden Mitteln und so wenig Glück gestrebt hatte.

Wie vor kurzem Wladislaw von Böhmen, so suchte jetzt auch der polnische Wladislaw bei seinem Schwager, dem deutschen Könige, Zuflucht, Schutz und Hülfe. Konrad, der sich eben damals an der deutsch-polnischen Grenze aufhielt, nahm sogleich Partei für den Flüchtling und belehnte ihn zu Kayna, einer königlichen Pfalz in der Nähe von Altenburg, wo er im März und April des Jahres **1146** weilte, mit der Herrschaft über das ungetheilte Polen. Mit dieser königlichen Bestätigung seiner Ansprüche kehrte dann Wladislaw nach Polen zurück, fand aber einen entschlossenen Widerstand, nicht nur bei seinen Brüdern, sondern auch bei der polnischen Geistlichkeit. Als er mit Hülfe seiner heidnischen Verbündeten Posen belagerte, schleuderte der Erzbischof von Gnesen den Bann gegen ihn, und bald darauf ward er durch einen Ueberfall seiner Brüder zu abermaliger Flucht genöthigt. Er rettete sich anfangs nach Krakau und gieng von da durch Ungarn und Böhmen — denn der gerade Weg war ihm abgeschnitten — zum zweiten Male nach Deutschland, wohin ihm seine Gemahlin, die Urheberin seines Misgeschickes, mit ihren Kindern folgte. In Polen aber sagte man sich jetzt ganz von ihm los und erhob seinen ältesten Bruder, Boleslaw IV., zur großherzoglichen Würde. Zu Nürnberg weilte Konrad, als sein Schwager bei ihm erschien. Er nahm denselben freundlich auf und versuchte zunächst, die Polen durch Unterhandlungen zu einer Aussöhnung mit ihm zu bewegen. Aber obschon er nur die Wiederherstellung des alten Verhältnisses verlangte, wie es vor dem Ausbruche des ganzen Haders bestanden hatte, so blieben seine Bemü-

hungen doch ohne allen Erfolg. Wollte er dem Schwager daher zur Wiedererlangung des Verlorenen behülflich sein, so blieb nach dem Scheitern dieser Verhandlungen nichts übrig als die Gewalt der Waffen. Konrad entschloß sich in der Hoffnung auf einen ebenso leichten und müheloſen Sieg, wie er ihn einst in Böhmen errungen hatte, zu einem Feldzuge nach Polen. Im August 1146 kam er nach Sachsen und bot die norddeutschen Fürsten zu der beabsichtigten Heerfahrt auf. An der Spitze eines zahlreichen Heeres, zu welchem namentlich die sächsischen Markgrafen ihre Reisigen gestellt hatten und zu welchem dann auch Wladislaw von Böhmen stieß, brach er noch in demselben Jahre in Polen ein.

Die Polen jedoch hatten sehr verständige Anstalten zum Schutze ihres Landes getroffen. Alle Zugänge, welche von Westen her über die Oder führten, waren befestigt und stark besetzt, so daß sich das deutsche Heer schon an der Grenze in seinem Vordringen gehemmt sah. Es war vergebens, daß Konrad den Herzog Boleslaw auffordern ließ, er möge entweder der angemaßten Herrschaft entsagen oder sich ihm zu ehrlichem und offenem Kampfe stellen. Der Pole war sich des Vortheils, in welchem er sich befand, zu sehr bewußt, als daß er ihn so leichtsinnig aus der Hand gegeben haben sollte. Vielmehr hielt er mit der Antwort zurück, während seine leichte Reiterei dem deutschen Heere die Zufuhr abzuschneiden suchte. So gerieth dieses bald in eine übele Lage. Von Tag zu Tag wuchs die Noth und der Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln, und Konrad hielt es unter diesen Umständen für gerathen, die abgebrochenen Unter-

handlungen mit dem Feinde wiederanzuknüpfen. Die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Konrad von Meißen bewogen den Polenherzog, nachdem man ihm durch Stellung von Geißeln die geforderte Sicherheit gewährt hatte, in das deutsche Lager zu kommen. Unter ihrer Vermittlung kam dann ein Vertrag zu Stande, wonach Konrad gegen eine große Summe Geldes, zu deren Zahlung sich Boleslaw verpflichtete, seine Forderung bezüglich der Wiederherstellung seines Schwagers aufgab. Der Polenfürst versprach außerdem, sich auf einem Hoftage in Deutschland vor dem Könige zu stellen und sich der hier gefällten Entscheidung zu fügen. Aber es war das ein Versprechen, an dessen Erfüllung zu denken er weit entfernt war, obschon er als Bürgen dafür seinen jüngsten Bruder Kasimir in die Hand des Königs gab. Die ganze Unternehmung des letzteren gegen Polen mußte als gescheitert bezeichnet werden, und niemand fühlte das lebhafter als Konrad selbst. Als er zu Ende des Septembers nach Deutschland zurückgekehrt war, wies er dem Herzoge Wladislaw zu Altenburg seinen Wohnsitz an. Hier hat dieser die ganze Zeit von Konrads Regierung über als ein Flüchtling und Verbannter gewohnt, und erst die siegreichen Waffen Friedrichs I. haben zehn Jahre später den Herzog Boleslaw zur Erfüllung der von ihm gemachten Zusagen gezwungen.

Nicht glücklicher als hier gegen Polen war Konrad in seiner Politik gegen Ungarn. König Bela II., welcher seine Krone wesentlich der Hülfe und Gunst Lothars zu verdanken hatte, war während seiner Regierung eifrig bemühet, die guten Beziehungen zu Deutschland aufrecht

zu erhalten und zu befestigen. Auch nach Lothars Tode blieb er diesen seinen Gesinnungen treu und knüpfte mit dessen Nachfolger sogar eine Familienverbindung, welche das freundschaftliche Verhältniß beider Länder zu einander noch enger zu machen geeignet schien. Er verlobte am 11. Juni 1139 seine junge Tochter Sophie mit Heinrich, dem erst zwei Jahre alten Sohne des deutschen Königs. In dem Kloster Admont sollte die jugendliche Fürstin ihre Erziehung und zwar ganz nach deutscher Sitte erhalten, um später mit dem muthmaßlichen Thronfolger des deutschen Königs vermählt zu werden. Zwei Jahre später (13. Februar 1141) starb König Bela, und ihm folgte in der Regierung sein noch unmündiger Sohn Geisa II., welcher, wie es scheint, das Verhältniß zu Deutschland ganz im Sinne seines verstorbenen Vaters auffaßte. Um so thörichter war es, daß Konrad sich durch den Einfluß des Herzogs Wladislaw von Böhmen bestimmen ließ, jenem Boris, dem Sohne des Königs Coloman, der bereits schon einmal nach der ungarischen Krone gestrebt hatte, bei einem neuen Versuche dieser Art seinen Beistand zu verheißen und die Hülfe auch anderer deutscher Fürsten in Aussicht zu stellen. Er löste damit unbedachtsamer Weise die Bande der Freundschaft und Dankbarkeit, welche die letzten ungarischen Könige an Deutschland gekettet hatten.

Im Vertrauen auf den Rückhalt der Deutschen unternahm Boris einen Einfall in das ungarische Land. Offen freilich ward er bei diesem Unternehmen weder von dem Könige, der damals gegen die Polen zu Felde lag, noch auch von dem Herzoge Heinrich von Baiern unter-

stützt, welcher durch eine Fehde mit dem Bischofe von Regensburg und dem Markgrafen Ottokar von Steier vollauf beschäftigt war. Aber er warb unter den österreichischen Dienstleuten Heinrichs Genossen zu der beabsichtigten Unternehmung und bemächtigte sich mit ihrer Hülfe durch nächtlichen Ueberfall der ungarischen Grenzveste Presburg. Die Ungarn, vor allen ihr junger König, hielten sich überzeugt, daß dieser Ueberfall, wenn nicht geradezu durch den deutschen König und den Baiernherzog veranlaßt, so doch in der Stille von ihnen begünstigt und gefördert worden sei. Geisa eilte sogleich herbei, belagerte Presburg, eroberte es zurück und rüstete nun zu einem Kriege mit Heinrich Jasomirgott von Baiern. Bald standen sich die beiden Heere, zum Kampfe gerüstet, gegenüber. Von Wieselburg her zog die ungarische Streitmacht gegen die Fischach heran, wo sich Herzog Heinrich gelagert hatte. Am 11. September führte König Geisa das Heer dem deutschen Lager entgegen: er hatte sich vorher als Zeichen, daß er sich von diesem Tage an als mündig betrachte, nach ungarischer Sitte mit dem Schwerte umgürtet. Der ringsum aufsteigende Rauch verkündete schon von Fern das Nahen der Ungarn und die Wuth, mit welcher sie gegen die deutschen Grenzorte verfuhren. Herzog Heinrich aber, in der Meinung, das Heer der Ungarn habe den Rückzug angetreten und jene Rauchsäulen rührten von dem Lager derselben her, das sie den Flammen preisgegeben, machte sich auf, die seiner Ansicht nach weichenden Feinde zu verfolgen. So stieß er unvermuthet auf die namentlich aus den Szeklern bestehende Vorhut des ungarischen Heeres. Vor dem mächtigen Anprall

der deutschen Geharnischten stob diese leichte Truppe auseinander, aber zugleich sahen sich jene durch die Hauptmacht der Ungarn unter Geisa selbst und seinem Oheime Belus von zwei Seiten mit unerwarteter Wuth angefallen. Der dichte Staub, welchen die Hufe der Rosse und die Füße der Kämpfenden aufwirbelten, verhinderte jeden Ueberblick des Kampfes, und so kam es, daß die Nachhut der Deutschen nicht zur günstigen Zeit in das Gefecht eingriff. Bald war der Herzog von allen Seiten umringt. Mit genauer Noth und durch den Staub begünstigt, schlug er sich durch die feindlichen Reiter und erreichte glücklich Wien, aber der größte Theil des österreichisch-baierischen Heeres — man sagt 7000 Mann — bedeckte die blutgetränkte Wahlstatt. Seit Menschengedenken hatte kein deutsches Heer von fremden Truppen eine solche Niederlage erlitten. Die Ungarn aber zogen sich nach grausamer Verwüstung des Landes zu beiden Seiten der Donau, zufrieden mit dem erfochtenen Siege, wieder über die Leitha zurück.

Völlig von Konrad unbehelligt und sich selbst überlassen blieb Italien. Er ist seit Otto dem Großen der erste deutsche König gewesen, der sich nicht in Rom das kaiserliche Diadem geholt hat. Wohl hatte er dort in vergangener Zeit, als er Lothar die Herrschaft zu entreißen suchte, schlimme Erfahrungen gemacht, allein für die ganze Stellung Deutschlands und bei der eigenthümlichen Verschmelzung des Reiches mit der Kirche mußte doch diese Preisgebung des italienischen Landes auch auf die deutschen Verhältnisse in nachtheiliger Weise zurückwirken. Lothars Eroberungen in Unteritalien waren, wie

bereits angedeutet worden ist, gleich nach seiner Rückkehr von dort an König Roger wieder verloren gegangen. Zwar setzte diesem Herzog Rainulf, von den zurückgebliebenen Deutschen unterstützt, einen kräftigen Widerstand entgegen, erfocht am 29. October 1137 bei Rapiano einen glänzenden Sieg und trieb Roger nach Sicilien zurück. Als aber Rainulf schon am 29. April 1139 starb, überschwemmte Roger abermals von Sicilien aus Unteritalien mit seinen Kriegsschaaren, unterwarf Apulien und Campanien, vertrieb den Fürsten Robert von Capua und übte nach wie vor den verderblichsten Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche aus, indem er Anaklet unterstützte und ermuthigte und so der Kirchenspaltung stets neue Nahrung zuführte. Vergebens bemühete sich der heilige Bernhard, den rechtmäßigen Papst mit dem Könige von Sicilien auszusöhnen. Seine sonst nie ihres Zweckes verfehlende Beredtsamkeit scheiterte an diesem hartnäckigen Sünder, so daß selbst, als Anaklet am 24. Januar 1138 aus dem Leben schied, auf König Rogers Betrieb ein neuer Gegenpapst in der Person Victors IV. erhoben wurde. Und als dieser schon Ende Mai 1138 aus freien Stücken wieder zurücktrat, dauerte doch der erbitterte Zwist zwischen dem Papste und dem Könige Roger fort. Innocenz schleuderte endlich auf einer großen Kirchenversammlung, die er im Lateran zu Rom abhielt, von neuem den Bann gegen den ketzerischen Normannenfürsten und griff, da seine Hülferufe bei König Konrad in Deutschland kein Gehör fanden, zu seiner Bekämpfung selbst zum Schwerte. An der Spitze eines eiligst zusammengerafften Heeres zog er nach San Ger-

mano und begann die Belagerung der Burg Galuzzo. Als aber Roger schnell zum Entsatze derselben herbeieilte, liefen die päpstlichen Truppen feige und ohne einen Kampf zu wagen, auseinander, und der Papst selbst gerieth am 21. Juli in die Gefangenschaft der Normannen. Die Folge davon war, daß Innocenz sich zu der Anerkennung Rogers als Königs von Sicilien bequemte und den verhaßten Fürsten mit Apulien und Campanien belehnte. Um diesen Preis erhielt er die Freiheit zurück.

Inzwischen hatte bereits in Rom selbst eine gegen die weltliche Gewalt des Papstes gerichtete Bewegung begonnen, welche bald einen drohenden und gefährlichen Umfang annehmen sollte. Bürgerschaft und Volk verbanden sich zu einer eigenthümlichen, höchst denkwürdigen Erhebung, welche zunächst durch die Kirchenspaltung und die damit zusammenhangende schlechte Finanzwirthschaft, sowie durch das üppige Leben und weltliche Treiben der Geistlichkeit hervorgerufen wurde, in ihrem weiteren Verlaufe aber eine durchgreifende Umgestaltung in der ganzen politischen Stellung des Papstthums durchzusetzen trachtete. Die Römische Bevölkerung erhob sich gegen die päpstliche Stadtregierung, besetzte das Capitol, den Mittelpunkt der Stadt, beseitigte die bisher von dem höheren Adel geleitete päpstliche Verwaltung und errichtete ein Gemeinwesen, dessen Namen und Formen man den verschollenen, obschon nie ganz vergessenen Erinnerungen des Alterthums entlehnte. Der Widerstand des Adels, welcher dieser Volksbewegung gegenüber auf seine alten Parteiungen verzichtete, ward glücklich überwunden, und der Einspruch sowie die Drohungen des Papstes blieben

unbeachtet. Die letzten Lebenskräfte desselben wurden durch diese Empörung und durch eine Fehde mit den Bewohnern von Tivoli verzehrt. Nach einem vielbewegten, ruhelosen Pontificate starb Innocenz am 22. September 1143. Drei Päpste folgten rasch auf einander, während die Umwälzung in Rom ihren weiteren Verlauf nahm: Cölestin II., Lucius II. und Eugen III. Der mittlere von ihnen suchte sich durch eine Annäherung an Roger von Sicilien eine Stütze gegen die republikanische Bewegung in Rom zu schaffen, aber er beschleunigte dadurch nur ihren Verlauf. Man wählte jetzt einen Senat und stellte an dessen Spitze im Jahre 1144 einen Patricius in der Person des Giordano Pierleone, eines Bruders des Gegenpapstes Anaklet. Vom Papste verlangte man, daß er diesem die Herrschaft und Verwaltung in und außerhalb der Stadt übertrage, und beschränkte seinen Unterhalt, wie es einst in den ältesten Zeiten der Kirche gewesen war, auf den Zehnten und die freiwilligen Gaben der Gläubigen. Vergebens wandte sich Lucius um Schutz und Hülfe an den deutschen König. Konrad dachte nicht daran, einen Zug zu Gunsten des bedroheten Papstthums nach Italien zu unternehmen. Als aber dann der heilige Vater selbst zu den Waffen griff, gieng es ihm noch unglücklicher als seinem Vorgänger Innocenz II. Ein Sturm, den er gegen das Capitol unternahm, ward von dem Patricius zurückgeschlagen, und er selbst bei dieser Gelegenheit durch einen Steinwurf dergestalt verletzt, daß er bald darauf, am 25. Febr. 1145, im Kloster des h. Gregor am Monte Cälio, wohin man ihn gebracht hatte, den Geist aufgab. Unter großer

Aufregung fand die Neuwahl statt. Sie fiel auf den Cisterzienser Bernhard von Pisa, welcher als Papst den Namen Eugen III. annahm. Um dem Volke gegenüber zu keinen Zugeständnissen gezwungen zu werden, entwich Eugen gleich nach seiner Wahl bei Nacht und Nebel aus Rom, empfieng die Weihe im Kloster Farfa und eilte dann nach Viterbo, wo die Päpste oft in drangvollen Zeiten eine Zuflucht gefunden haben.

Gerade in dieser Zeit kam der Mann nach Rom, welcher durch seine bedeutende Persönlichkeit auf die weitere Gestaltung der Römischen Verhältnisse den entscheidendsten Einfluß gewinnen sollte. Arnold von Brescia, zu Anfang des Jahrhunderts in der Stadt geboren, nach welcher man ihn genannt hat, hatte seine Bildung in Norditalien, später in Frankreich erhalten, wo er ein eifriger Schüler und Anhänger Abälards wurde, und war dann zugleich mit diesem seinem Lehrer auf jener Lateranischen Kirchensynode i. J. 1139 als Ketzer verurtheilt und gebannt worden. Hellen, durchdringenden Geistes und hinreißender Beredtsamkeit, dabei von strenger Lebensrichtung und schonungsloser Folgerichtigkeit des Denkens, war er ganz der Mann dazu, die hochgehenden Wogen der Römischen Demokratie zu beherrschen und zu leiten. Mit dem ganzen Feuereifer seiner Seele ergriff er den Gedanken einer Wiederherstellung und Neubelebung der alten Römischen Republik. Seinen beredten Worten gelang es, den niederen Adel und das Volk von Rom zu früher nie gesehener Eintracht zu vereinigen und die Bewegung, welche in Folge eines durch den heiligen Bernhard von Clairvaux vermittelten Vergleiches mit Eugen ins Stocken

gerathen war, wieder in Fluß zu bringen. Die Würde eines päpstlichen Statthalters wurde jetzt ganz abgeschafft, aus der Jugend der Stadt eine schlagfertige Mannschaft gebildet, die Burgen des widerstrebenden hohen Adels in der Stadt gebrochen und die Basilika des heiligen Petrus in ein Castell umgewandelt. Von den Forderungen des ruhelosen Volkes gedrängt, verließ Eugen zum zweiten Male die Stadt, gieng zuerst nach Viterbo, dann aber im Frühling des Jahres **1147** nach Frankreich und Deutschland, um Konrad durch persönliche Bitten zu bewegen, zu seinen Gunsten in Rom einzuschreiten. Aber auch die Römer schickten eine Gesandtschaft an den deutschen König. Sie luden ihn ein, gleich den Kaisern im Alterthum in ihrer Stadt seinen bleibenden Sitz zu nehmen und das Reich, wie einst die Claudier und Flavier, mit Hülfe des Senates und des Römischen Volkes zu beherrschen. Die Ernennung des Papstes sollte von nun an allein in seiner Hand liegen, den Anmaßungen, welche sich die Statthalter Petri seit Gregors VII. Tagen erlaubt hätten, dadurch für immer ein Ende gemacht werden.

Es ist bezeichnend, daß Konrad es nicht einmal der Mühe werth hielt, auf diese Anträge eine Antwort zu ertheilen. An eine Heerfahrt nach Italien zum Zweck der Wiederherstellung des von den Römern beseitigten weltlichen Papstthums konnte er aber zu jener Zeit schon deshalb nicht denken, da er sich soeben mit dem Kreuze bezeichnet und bereits die Rüstungen zu einem Zuge nach dem Morgenlande begonnen hatte. So beharrte er den italienischen Ereignissen gegenüber in gewohnter Theilnahmlosigkeit. Und doch wäre sein Einschreiten in der

Lombardei und in Tuscien fast noch mehr geboten gewesen als in Rom und Unteritalien. Denn in jenen Ländern herrschte seit Lothars Tode die schrankenloseste und wildeste Anarchie. Die alte Eifersucht und der eingewurzelte Haß, welche von jeher die lombardischen und tuscischen Städte von einander getrennt haben, entluden sich in einer Reihe von grausamen, mit blutiger Erbitterung geführten Fehden. So lag Venedig mit Ravenna, Verona mit Padua, Vicenza mit Treviso, Florenz und Pisa mit Siena und Lucca im Kampfe. Eine selbst in jenen Zeiten der Verwirrung ungekannte Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums war die Folge von diesen heillosen Zuständen. Raubgesindel aller Art durchzog ungehindert und ungestraft das Land, so daß selbst die im Jahre 1139 von dem Lateranischen Concil heimkehrenden Bischöfe und Aebte in der Lombardei geplündert und mishandelt wurden. Der aufblühende Handel der Städte lag schwer darnieder und das flache, schon damals reich angebauete Land ward auf längere Zeit wieder in der begonnenen Culturentwickelung gehemmt.

Allen diesen vielfachen Verwickelungen in Ober-, Mittel- und Unteritalien gegenüber that der deutsche König weiter nichts als daß er das bereits von Lothar geschlossene Bündniß mit dem Byzantinischen Hofe gegen Roger erneuerte. Und auch diese Maßregel gegen den immer weiter um sich greifenden Normannenfürsten gieng mehr von Konstantinopel als von Deutschland aus. Der griechische Kaiser Johannes schickte bald nach Konrads Regierungsantritt eine Gesandtschaft nach Deutschland und ließ die Erneuerung des Bündnisses in Anregung

bringen. Konrad seinerseits übertrug anfangs die bezüglichen Verhandlungen dem Dogen Petrus Polanus von Venedig. Später, i. J. 1142, gieng eine Gesandtschaft, an deren Spitze des Königs Kaplan Albert und der von Roger vertriebene Fürst Robert von Capua standen, von Deutschland nach Konstantinopel. Auch deutsche Kriegsleute traten damals zu wiederholten Malen in den Dienst des griechischen Kaisers, wogegen dieser den in seiner Hauptstadt ansässigen Deutschen zur Erbauung einer lateinischen Kirche einen geeigneten Platz anwies und für den an einigen Unterthanen Konrads in Rußland begangenen Mord und Raub diesem Genugthuung zu verschaffen versprach. Ja man verabredete sogar eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen den beiden Herrscherhäusern: Bertha von Sulzbach, die Schwester von Konrads Gemahlin Gertrud, wurde dem Lieblingssohne und muthmaßlichen Nachfolger des griechischen Kaisers, Manuel, verlobt. Aber so innig dieser Verkehr sich gestalten mochte, zu einer kräftigen Unternehmung gegen Roger kam es weder von der einen noch von der anderen Seite. Konrad ließ es nicht an Versprechungen und, wenn ihm dieses paßte, auch nicht an Prahlereien fehlen, aber als Johannes im April 1143 in Folge einer Verwundung, die er sich selbst auf der Jagd beigebracht hatte, gestorben war, beklagte sich sein Nachfolger, der junge Manuel, nicht mit Unrecht bitter über die Unthätigkeit und Lässigkeit des deutschen Königs. Konrad nahm das sehr übel auf, und wieder gieng eine deutsche Botschaft mit erneuten Versprechungen gegen Ende des Jahres 1145 unter eben jenem Fürsten Robert und dem Bischofe Embricho

von Würzburg nach Griechenland. Im Januar 1146 erfolgte nun wirklich die Vermählung Berthas, welche den griechischen Namen Irene annahm, mit dem Kaiser Manuel, aber trotz dieser Verbindung blieb es in Bezug auf einen Kriegszug nach Italien von Seiten Konrads bei wiederholten Verheißungen. Kaum war seit jener Vermählungsfeier ein Jahr verflossen, als sich der König durch die beredten Worte des heiligen Bernhard nicht zu einer Heerfahrt über die Alpen, wohl aber zu einem weit abenteuerlicheren Zuge nach Konstantinopel selbst und in das ferne Morgenland bestimmen ließ.

Vierter Abschnitt.

Die Kreuzzugsrüstungen und die sächsische Heerfahrt in das Wendenland.

Der erste Kreuzzug hatte in Syrien vier christliche Herrschaften errichtet, von denen das Königreich Jerusalem die bedeutendste war, während das Fürstenthum Antiochien und die Grafschaften Tripolis und Edessa in dem Verhältniß einer losen Lehnsabhängigkeit zu jenem standen. Die Zersplitterung der seldschuckischen Macht in viele kleine Emirate oder Herrschaften hatte nicht nur die Entstehung dieser christlichen Staaten erleichtert, sondern war auch später der beste Bundesgenosse derselben in dem fortgesetzten Kampfe gegen die Mohammedanische Bevölkerung Vorderasiens gewesen. Dies änderte sich indessen, als im Jahre **1127** der tapfere, kriegslustige und unternehmende Imad Eddin Zenki die Würde eines Statthalters von Mossul erlangte, die kleinen Emirate, welche rings um die Stadt herumlagen, seiner Herrschaft unterwarf und nun eine Reihe von klug berechneten und großentheils glücklich ausgeführten Unternehmungen gegen

die Christen begann. So lange König Fulko von Jerusalem lebte, setzten die letzteren diesen Angriffen wenigstens einen einträchtigen Widerstand entgegen, und mehr als einmal mußte der rastlose und unermüdliche Zenki vor ihren vereinigten Bannern zurückweichen. Als aber Fulko im Jahre **1143** durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde sein Leben verlor, löste sich namentlich in Folge der ehrgeizigen Umtriebe seiner Wittwe Melisende, welche in Jerusalem für ihren unmündigen Sohn Balduin III. die Zügel der Regierung ergriff, diese Einigkeit auf, und an ihre Stelle trat gegenseitige Theilnahmlosigkeit, ja gehässige Zwietracht. Während Fürst Raimund von Poitou, welcher in dem entzückend gelegenen Antiochien einen der glänzendsten Höfe jener Zeit hielt, durch den Byzantinischen Kaiser Johannes und nach dessen Tode durch den Kaiser Manuel schwer bedrängt wurde und vergebens in seiner Noth nach Jerusalem um Beistand und Hülfe ausschauete, gelang es Zenki Edessa, das am weitesten nach Osten vorgeschobene Bollwerk der Christen, wo der tapfere aber leichtsinnige und genußsüchtige Joscelin herrschte, im December **1144** durch einen plötzlichen Angriff zu erobern.

Der Verlust dieser Stadt, der christlichen Vormauer an den Ufern des Euphrat, war ein schwerer Schlag für die ganze christliche Bevölkerung von Vorderasien. Das Schicksal Edessas konnte demnächst auch Antiochien bereitet werden, und dann war der völlige Untergang der christlichen Staaten in Syrien nur noch eine Frage der Zeit. Bald mußte, so schien es, die letzte Stunde für dieselben schlagen. Niemand erkannte das klarer als Raimund

von Antiochien, der sich keinen Augenblick darüber täuschte, daß die Streitkräfte seiner Glaubensgenossen ohne eine außergewöhnliche und großartige Hülfe des Abendlandes der reißend schnell wachsenden Macht des Statthalters von Mossul nicht mehr gewachsen waren. Seine Boten giengen daher nach Europa, in das kriegerische und abenteuerlustige Land, welchem sein Geschlecht entstammte, um die Ritterschaft von Frankreich, Burgund und Guienne zu einer kräftigen Hülfeleistung zu bewegen und sie zu stattlicher Heerfahrt nach dem Morgenlande einzuladen. Zu derselben Zeit (1145) erschien auch eine feierliche Gesandtschaft der Armenier vor Papst Eugen III., versprach die Unterwerfung ihrer Landsleute unter die Römische Kirche und erbat Beistand gegen die auch sie bedrohende Uebermacht der Seldschucken.

Eine überaus günstige Stimmung kam im Abendlande diesen Hülfegesuchen entgegen. Die Kunde von dem Falle Edessas, welche die Westländer durchflog, hatte hier eine große Aufregung hervorgerufen, denn es war der erste namhafte Verlust, welchen die Christenheit seit der Eroberung des heiligen Landes im Osten erlitten hatte. Wichtiger als diese allgemeinen Empfindungen des Schreckens und der Sorge war es, daß ein Mann, dessen Bereitwilligkeit vorzugsweise über den Erfolg jener Bitten um Beistand entscheiden mußte, sich in einem Gemüthszustande befand, wie er dem Gedanken eines Kreuzzuges nicht günstiger sein konnte. Der junge König Ludwig VII. von Frankreich war über die Besetzung des Erzbisthums Bourges in einen Streit mit der Kirche gerathen und hatte dieser drei Jahre lang mit dem

Schwerte in der Faust getrotzt. Als er aber in der Fehde, die sich darüber mit dem Grafen Thibaut von Champagne entspann, die Stadt Vitry erstürmte und bei dieser Gelegenheit in der von seinen Kriegern angezündeten Kirche über tausend Männer und Frauen einen kläglichen Tod fanden, ergriff heftige Reue seine Seele und in dieser Zerknirschung hatte er innerlich gelobt, durch einen Kriegszug in das heilige Land die schwere Sündenschuld zu sühnen. Nun erließ auch Eugen III., vom heiligen Bernhard dazu veranlaßt, eine beredte Kreuzbulle, in welcher der König und die Fürsten von Frankreich aufgefordert wurden, zu den Waffen zu greifen und gegen die Ungläubigen ins Feld zu ziehen. Endlich aber — und das sicherte erst völlig das Zustandekommen des Unternehmens — ließ sich der heilige Bernhard, der größte Redner und einflußreichste Mann seiner Zeit, dazu bereit finden, das Kreuz in den französischen Landschaften zu predigen. Auf einer großen Versammlung aller Stände zu Vezelay um Ostern des Jahres 1146 nahm der König öffentlich und, von den begeisternden Worten Bernhards hingerissen, eine große Zahl vornehmer Männer und geringer Leute das Kreuz.

Allein Bernhard, dessen Eifer und Feuer mit dem Erfolge wuchs, begnügte sich nicht damit, Frankreich in eine fieberhafte Aufregung versetzt und Hoch und Niedrig zu der Unternehmung eines heiligen Krieges fortgerissen zu haben. Er richtete seine Blicke bereits auf Deutschland, und indem er die lothringischen Gegenden das Kreuz predigend durchzog, suchte er zunächst hier neue Theilnehmer für den beabsichtigten Zug zu gewinnen. Ein

glänzender Erfolg entsprach seinen Bemühungen, und bald steigerte die Kunde davon die Aufregung, die bereits in den Rheinlanden herrschte, zu rasender Schwärmerei, die sich zunächst, wie einst beim Beginn des ersten Kreuzzuges, in blutigen und grausamen Verfolgungen der Juden Luft machte. Von Cöln, wo sie zuerst zum Ausbruch kam, verbreitete sich diese unmenschliche Judenhetze den Rhein aufwärts bis nach Straßburg, griff dann hinüber nach Franken und Baiern und setzte sich durch Kärnthen bis nach Böhmen und Polen hinein fort. Weder der König noch die Fürsten vermochten diesen Gräueln zu steuern, obschon namentlich von den letzteren die Bischöfe nach Kräften dagegen einschritten und der Erzbischof Arnold von Cöln so weit gieng, den armen verfolgten Juden die im Siebengebirge gelegene Wolkenburg, eine der stärksten erzstiftischen Vesten, als Zufluchtsstätte einzuräumen. Nur die mächtige Persönlichkeit Bernhards verstand die Stürme, welche sie unabsichtlich hervorgerufen hatte, auch wieder zu bannen. Er kam selbst nach Deutschland, und seinen beredten Worten wie seinem entschiedenen Auftreten gelang es, die Bewegung zu bemeistern. Bei dieser Gelegenheit traf er mit dem Könige Konrad in Frankfurt zusammen und versuchte bereits hier, diesen für den Kreuzzug zu gewinnen. Aber Konrad, obschon er dem Abte alle Ehre erzeigte und ihn sogar eines Tages vor dem wüthenden Gedränge der Neugierigen dadurch schützte, daß er ihn auf seinen königlichen Armen aus der Kirche trug, wies doch verständiger Weise diese Zumuthungen zurück.

In der That war die Lage des Reiches nicht darnach angethan, daß Konrad mit leichtem Herzen dasselbe verlassen und sich in eine so unsichere und weitaussehende Unternehmung hätte stürzen können. Während die alten Fehden, in Baiern zwischen Heinrich Jasomirgott und der Regensburger Kirche, in Lothringen zwischen dem Erzstifte Trier und dem Grafen Heinrich, ihren Fortgang hatten, erhob sich in Schwaben ein neuer Zwist zwischen dem jungen Herzoge Friedrich und dem Herzoge Konrad von Zähringen, mit dessen Tochter Clementia sich damals Heinrich der Löwe vermählte. Das Bedrohlichste und Beunruhigendste aber war, daß dieser letztere, jetzt zu mündigen Jahren gekommen, laut die zweite Hälfte der väterlichen Hinterlassenschaft, das Herzogthum Baiern, zurückforderte, indem er sich darauf berief, daß er als unter fremder Vormundschaft und Pflege stehend darauf habe gar nicht verzichten können. Schon nannte er sich auf Siegeln und in Urkunden einen Herzog von Baiern und Sachsen, und es ist bezeichnend, daß er jenes Land als das von seinen Vorfahren zuerst erworbene von den beiden großen Reichsfahnlehen voranstellte. So drohete der kaum geschlichtete Streit mit den Welfen von neuem auszubrechen und größere Verhältnisse anzunehmen als je zuvor. Es war daher von Seiten Konrads nur die Erfüllung einer unabweisbaren Pflicht gegen das Reich, wenn er die Aufforderung des Abtes von Clairvaux in schonender aber bestimmter Weise ablehnte. Bernhard, weltklug wie er bei all seiner Frömmigkeit und seinem schwärmerischen Eifer war, hielt es für gerathen, einstweilen zu schweigen und eine günstigere Gelegenheit zur

Verwirklichung seines Wunsches zu erwarten. Er folgte dem Rufe des Bischofs von Constanz in dessen Diöcese, um hier das Kreuz zu predigen. Wie überall, wo er auftrat, versetzte er auch in diesen Gegenden die Bevölkerung in einen Taumel von Begeisterung. Dann traf er zu Weihnachten 1146 mit dem deutschen Könige wieder in Speier zusammen, wohin dieser einen großen allgemeinen Reichstag ausgeschrieben hatte. Vorher schon hatte der kluge Abt auf die Stimmung der hier in Speier Versammelten durch ein Sendschreiben vorbereitend eingewirkt, welches, mit allem Schwung und allem Bilderreichthum, dessen er fähig war, verfaßt, auf die Gemüther der Reichsfürsten den mächtigsten Eindruck ausübte. Als Konrad dann mit vielen Vornehmen und Geringen am 27. December im Dome die Messe hörte, richtete Bernhard während der Feierlichkeit und im Angesicht der versammelten Menge plötzlich Worte so erschütternder Beredtsamkeit an den König, daß dieser mit Thränen in den Augen sich bereit erklärte, dem Rufe des Himmels zu folgen. Unter dem Zujauchzen der Menge ließ er sich sogleich von dem Abte mit dem Kreuze bezeichnen und die Fahne vom Altare reichen. Durch sein Beispiel und die Worte Bernhards hingerissen, nahm eine große Anzahl deutscher Fürsten entweder schon damals mit ihm das Kreuz oder bald darauf, unter ihnen die Bischöfe von Regensburg und Freisingen, der unruhige Welf VI., die Herzöge von Böhmen und Lothringen, Markgraf Ottokar von Steier und, obschon sein Vater eben damals der Auflösung entgegengieng, der junge Herzog Friedrich von Schwaben. Nur die sächsischen Fürsten hielten sich in

nüchterner Erwägung der Dinge von dem Zuge fern: von ihnen ließen sich nur Bischof Udo von Zeitz und Graf Bernhard von Plötzkau mit dem Kreuze bezeichnen.

Die nächste Sorge des Königs, nachdem er den verhängnißvollen Entschluß gefaßt hatte, den Bernhard selbst das Wunder der Wunder nannte, bestand darin, Deutschland für die Dauer seiner bevorstehenden Abwesenheit zu beruhigen und die Fehden beizulegen, welche noch immer die Kraft der Nation lähmten. Es gelang ihm dieses nach einigen Anstrengungen und mit der Unterstützung Bernhards auf den beiden großen Reichstagen, welche er im Februar und März 1147 zu Regensburg und Frankfurt hielt. Die Fehde zwischen Konrad von Zähringen und Friedrich von Schwaben war bereits vorher durch die Waffen zu Gunsten des letzteren entschieden worden, den lothringischen Streit vermittelte namentlich Bernhards Einfluß zu einem dauernden Frieden, Welf VI. war nicht zu fürchten, da er selbst das Kreuz genommen hatte, und auch der Hader des Baiernherzogs mit dem Bischofe von Regensburg fand in der Theilnahme beider am Kreuzzuge, zu welcher sie sich in Regensburg entschlossen, seine vorläufige Erledigung. Den Verwickelungen, welche durch die von Heinrich dem Löwen erhobenen Ansprüche auf Baiern zu entstehen droheten, wurde zu Frankfurt für die nächste Zeit dadurch vorgebeugt, daß Heinrich versprach diese Angelegenheit während des Königs Abwesenheit ruhen zu lassen und ihre Entscheidung erst nach dessen Rückkehr zu verlangen. So konnte in Frankfurt ein allgemeiner Landfrieden verkündet werden. Bei der gehobenen Stimmung, welche auch hierdurch befördert

wurde, gelang es dem Könige zugleich, die Fürsten zu bewegen, daß sie seinen damals erst zehnjährigen Sohn Heinrich zum Römischen Könige, d. h. zu seinem Nachfolger im Reiche erwählten. Am 30. März ließ ihn der Vater zu Aachen feierlich salben und krönen.

Auf jenem Frankfurter Reichstage hatten sich mit ihrem jungen Herzoge auch viele Fürsten und Edele aus Sachsen eingefunden, aber vergebens waren die Versuche, auch sie zu einer Theilnahme an dem Kreuzzuge zu bewegen. Sie wiesen darauf hin, daß es an den Grenzen ihres Landes noch genug Ungläubige gebe, die zu bekehren seien, und daß die Ausrottung des wendischen Heidenthumes ihnen näher liege als der Kampf gegen die türkischen Stämme in dem fernen Asien. Sogleich bemächtigte sich Bernhard von Clairvaux dieses Gedankens. Indem er mit strafenden Worten auf die frühere Versäumniß der Norddeutschen in dieser Richtung hinwies, forderte er unter Zustimmung des Königs zu einer Kreuzfahrt gegen die Wenden auf: wer sich diesem Zuge anschließe, dem stellte er dieselbe Sündenvergebung in Aussicht, welche die Kirche den Kreuzfahrern nach Edessa und Jerusalem verheißen hatte. Die Sachsen sahen sich beim Worte genommen, und so bezeichneten sich denn fast alle sächsischen Fürsten mit dem wendischen Kreuze, welches gegenüber dem einfachen Zeichen der Pilger, die nach dem heiligen Lande zogen, eine den Erdkreis bezeichnende Kugel mit darauf stehendem Kreuze darstellte, das Symbol der mit der frommen Unternehmung zugleich beabsichtigten Erweiterung des Reiches. Auch manche von den süddeutschen Fürsten, wie Herzog Konrad von

Zähringen, schlossen sich, vielleicht aus Scheu vor dem gefahrvolleren und beschwerlicheren Wege nach Syrien, dieser Heerfahrt an. Papst Eugen III., der damals eben nach Frankreich kam, erließ am 11. April aus der Nähe von Troyes ein Schreiben, in welchem er die Unternehmung billigte, aber streng untersagte, den Heiden gegen Zahlung von Geld oder Geldeswerth die weitere Ausübung ihres Götzendienstes zu gestatten. In ähnlicher Weise ließ sich der heilige Bernhard vernehmen, er verbot aber außerdem den Sachsen wie den Böhmen und Mähren jeden Prunk in bunten und seidenen Kleidern, jeden auffallenden Schmuck an den Waffen und dem Zaumzeuge: nur an den Schilden und Sätteln erlaubte er Gold- und Silberbeschlag anzubringen, nicht als prahlenden Putz, sondern damit sie, in den Strahlen der Sonne funkelnd, den Schrecken und das Entsetzen der Feinde vermehrten.

Zu der nämlichen Zeit (Anfang Juni), da das große Kreuzheer unter des Königs persönlicher Führung bereits die Grenze Ungarns überschritt, begannen die Heerhaufen der Sachsen zu dem Feldzuge in das Wendenland sich erst langsam zu sammeln. Es waren zwei gewaltige Streitmassen, welche, eine jede von der anderen getrennt und unter besonderer Führung, in den ersten Tagen des August an der Elbe bereit standen, in das Wendenland einzubrechen. An der Spitze des nördlichen Heeres, welches besonders gegen die Abodriten zu fechten bestimmt war und bei Artlenburg den Fluß überschritt, befanden sich die Herzöge Heinrich der Löwe und Konrad von Zähringen, der Erzbischof Adalbero von Bremen und

der Bischof Dietmar von Verden, und ihm hatte sich auch nebst vielen Grafen und Edelen des nördlichen Sachsens der Bremer Dompropst, Hartwig von Stade, angeschlossen. Die Führung des anderen Heeres, welches weiter südlich bei Magdeburg über die Elbe gieng, um das Land der Liutizier zu überschwemmen, hatten die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Konrad von Meißen übernommen. In diesem Heere befanden sich außer den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen und Hermann von Stahleck die meisten sächsischen Bischöfe, der Erzbischof Friedrich von Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Merseburg, Münster, Brandenburg und Havelberg, sowie der Bischof Heinrich von Olmütz. Dazu kamen noch die Hülfstruppen, welche die Herzöge Otto, Swatopluk und Wratislaw von Mähren, sowie einer der polnischen Herzöge herbeiführten. Auch der Abt Wibald von Stablo und Corvey schloß sich dem Zuge an, um bei dieser Gelegenheit alte Ansprüche seiner Abtei auf die Insel Rügen zu erneuern. Die Zahl dieser Heere wird wohl von den gleichzeitigen Schriftstellern übertrieben: die des ersteren wird auf 40,000, die des zweiten auf 60,000 Krieger angegeben. Immerhin müssen es sehr ansehnliche Streitkräfte gewesen sein, welche damals sich anschickten, das Volk der Wenden für immer zu unterjochen.

Diesen waren die großen Rüstungen, welche sich im Sachsenlande vollzogen, kein Geheimniß geblieben. Denn während Bernhards Sendschreiben als Zweck des beabsichtigten Zuges bezeichnete, das gesammte Volk der Wenden, wenn es fortfahre hartnäckig der Taufe zu

widerstreben, vom Erdboden zu vertilgen, sprach man in Sachsen selbst laut und offen davon, daß jetzt die Zeit gekommen sei, die unzähligen Mordthaten zu rächen, welche seit langer Zeit an den christlichen Anbauern im Wendenlande verübt worden wären. Solchen Drohungen gegenüber rüsteten sich auch die Wenden zu entschlossenem Widerstande, vor allen die Abodriten und liutizischen Stämme, welche das heranziehende Unwetter zunächst zu bestehen hatten. Jene rief der Abodritenfürst Niklot zu den Waffen, zugleich befestigte er als Zufluchtsstätte für den Fall der Noth das am Nordostrande des Schweriner Sees gelegene Dobin. Da er aber früher mit dem Grafen Adolf von Holstein ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, so schickte er Boten an diesen, um ihn an jenes Bündniß zu mahnen, und ließ ihn zugleich um eine persönliche Zusammenkunft ersuchen. Das lehnte Adolf ab, weil er fürchtete, die übrigen sächsischen Fürsten und namentlich seinen Lehnsherrn, den Herzog Heinrich, dadurch zu erzürnen. Da machte ihm der Abodrite bittere Vorwürfe. „Ich hatte beschlossen," ließ er ihm sagen, „dein Auge und dein Ohr zu sein im Lande der Slaven, damit dir von meinen Landsleuten keine Belästigung widerfahre. Warum verleugnest du jetzt deinen Freund in der Noth, da sich doch in dieser erst die Treue der Freundschaft bewährt? Bisher habe ich die Hand der Slaven zurückgehalten, wenn sie dich kränken wollten: jetzt aber ziehe ich meine Hand von dir ab und überlasse einen Mann, der seine Freunde in Gefahr und Unglück preisgiebt, seinem eigenen Schicksale." Graf Adolf wies dagegen auf den Zwang der Verhält-

nisse hin und bat, bei einem etwaigen Angriffe der Wenden ihm wenigstens eine vorhergehende Warnung zukommen zu lassen. Das sagte Niklot zu, und im Vertrauen auf das Wort des Wendenfürsten forderte Adolf die deutschen Ansiedler zwar auf, ihr Vieh und ihre sonstige Habe vor Raub und Diebstahl Einzelner zu hüten, der drohenden Kriegsgefahr gegenüber hieß er sie jedoch auf seine Wachsamkeit vertrauen.

Als nun Niklot erkannte, daß die Ausführung des beschlossenen Kreuzzuges gegen sein Volk unwiderruflich sei, hielt er es für klug und mannhaft zugleich, dem drohenden Angriffe der Sachsen zuvorzukommen. Am 25. Juni erschien er mit einer in aller Stille ausgerüsteten Flotte in der Mündung der Trave. Damit man ihn nicht des Wortbruches und der Treulosigkeit beschuldigen könne, schickte er am Abend einen Boten nach Segeberg zum Grafen Adolf und ließ diesen seiner Zusage gemäß warnen. Allein Adolf war gerade abwesend und außerdem die Zeit viel zu kurz, als daß man noch zur Abwehr der Feinde ein Heer hätte zusammen bringen können. So fand die abodritische Flotte, als sie in die Trave einlief und sich am folgenden Morgen im Angesicht des eben erst gegründeten Lübeck vor Anker legte, so gut wie gar keinen Widerstand. In den Häusern der Stadt lag alles im tiefen Schlafe und nur die Besatzung der Burg war wachsam. Vergebens aber sandte sie Boten in die Stadt und auf den Markt, um den Bewohnern die drohende Gefahr anzuzeigen. Erst als die Wenden die reich befrachteten Kauffahrer, welche auf der Rhede lagen, in Brand steckten, kam Leben in die schlaftrunkene

Bevölkerung. Allein jetzt war es zu spät. Dreihundert Männer wurden von den Wenden erschlagen, darunter auch der Priester Rudolf, welcher, als er in die Burg fliehen wollte, von den Barbaren aufgefangen und in grausamster Weise zerfleischt wurde. Die Burg selbst hielt eine zweitägige Bestürmung standhaft aus, ohne erobert zu werden. Aber über die jungen Ansiedelungen der Niederländer auf dem flachen Lande ergieng eine schwere Heimsuchung. Zwei berittene Wendenhaufen durchstreiften das wagrische Land nach allen Richtungen und hausten überall in kaum je vorher gesehener Weise mit Brand und Mord. Nur die Besitzungen der Holsten ließen sie unangefochten, desto schlimmer ergieng es den Dörfern und Weilern der verhaßten niederländischen Colonisten. Ihre Häuser sanken in Asche, ihre Aecker wurden grausam verwüstet, die streitbaren Männer erschlagen, die Frauen und Kinder in das Elend der Knechtschaft geschleppt. Daher gieng das Gerede, die Holsten hätten aus Haß und Misgunst gegen die fremden Ansiedler die Wenden selbst in das Land gerufen. Auch die unter den Mauern der Veste Segeberg entstandene Ortschaft verfiel der Vernichtung, während Eutin durch seine feste Lage gerettet wurde. Zuletzt überfielen die abodritischen Reiter noch die friesische Colonie im Lande Süssel. Hier aber fanden sie einen muthigen und entschlossenen Widerstand. Von den 400 Männern, welche die Ansiedelung zählte, war gerade der größere Theil in die Heimath gegangen, um hier ihre Angelegenheiten zu ordnen und völlig ins Reine zu bringen. Nur der vierte Theil war in Süssel zurückgeblieben, aber diese wackeren Männer vertheidigten

sich unter dem Schutze einer Burg so standhaft gegen die 3000 Wenden, daß diese endlich vom Kampfe abließen. Als sie erfuhren, Graf Adolf eile mit einem schnell zusammengerafften Heere herbei, traten die Wenden den Rückzug an, brachten die unermeßliche Beute auf ihre Schiffe und segelten unangefochten davon.

Die Kunde von diesen Ereignissen beschleunigte die Rüstungen der Kreuzfahrer, die jetzt von doppeltem Verlangen brannten, die Wenden zu züchtigen und diesen räuberischen Einfall mit ähnlichem Rauben im Wendenlande zu rächen. Zu Anfang August setzten sich die beiden großen Heere in Bewegung und drangen in das feindliche Land ein. Das nördliche derselben nahm seinen Weg gegen Dobin, jene von Niklot stark befestigte Burg bei Schwerin. Ungehindert durchzog es das Land, denn die Wenden wichen jedem Kampfe aus und flüchteten sich in die endlosen Wälder und zahlreichen Sümpfe, welche das Land bedeckten und wohin ihnen die Deutschen nicht folgen konnten. So kam man vor Dobin an und begann die Veste zu belagern. Jetzt erschienen auch die Dänen, um an dem Siege und der Beute theilzunehmen. Die Könige Suen und Kanut hatten ihren Streit um die Krone vertagt, eine mächtige Flotte gerüstet und sich eines Hafens an der wendischen Küste bemächtigt. Hier setzten sie ihre Heerhaufen an das Land und vereinigten sie mit dem sächsischen Belagerungsheere vor Dobin.

Ebenso ungehindert und ohne irgendwo Widerstand zu finden, drang das andere Heer der deutschen Kreuzfahrer in das liutizische Land ein, überall die Schrecken und Gräuel eines unbarmherzigen Krieges verbreitend.

Die Ortschaften, auf welche es traf, sanken in Asche, die Ernte des Jahres verfiel der Vernichtung, weithin ward das Land, sofern es angebauet war, in eine Einöde verwandelt. Bei der Stadt Malchin, zwischen dem Malchiner- und Cummerower See, angekommen, theilte sich das große Heer, nachdem es die Stadt und den dortigen weit berühmten, an Götzenbildern reichen Tempel den Flammen preisgegeben hatte, in zwei Abtheilungen. Die größere von ihnen, bei welcher sich außer den weltlichen Fürsten auch der Abt Wibald von Corvey befand, rückte vor das stark befestigte, an dem Einfluß der Tollense in die Peene gelegene Demmin, während die übrigen Prälaten mit dem kleineren Heerestheile zur Belagerung Stettins aufbrachen.

Der mit so großem Kraftaufwande unternommene Kreuzzug gegen die Wenden gipfelte also schließlich in der Belagerung von drei wendischen Städten oder Burgen. Allein selbst mit diesen Unternehmungen sollte nicht viel erreicht werden. Die Einwohner von Stettin knüpften alsbald mit den Belagerern Unterhandlungen an und sandten ihren Bischof Adalbert in das feindliche Lager, um den deutschen Bischöfen vorzustellen, daß sie ja längst dank den Bemühungen Ottos von Bamberg für das Evangelium gewonnen wären: um sie aber in demselben zu befestigen, bedürfe es eher der Predigt als der Waffen. Die deutschen Prälaten konnten sich der Richtigkeit dieser Darlegung nicht verschließen. Sie schlossen daher mit dem Herzoge Rotibor von Pommern Frieden und rüsteten sich zur Heimkehr, indessen erreichten sie den sächsischen Boden nicht, ohne von den jetzt aus ihren Verstecken

hervorbrechenden Wenden namhafte Verluste erlitten zu haben. Noch schlimmer wie hier gieng es vor Dobin. Die Wenden unternahmen einen glücklichen Ausfall gegen das Lager der Dänen und brachten diesen unter den Augen der Deutschen, welche der dazwischenliegende See an einem helfenden Eingreifen in das Gefecht hinderte, eine schwere Niederlage bei. Und als sie nun, erbittert über den Unfall, mit um so größerem Nachdruck die Belagerung fortsetzten, überfielen die Ranen von der Insel Rügen her ihre schwach bemannte Flotte und nahmen eine große Anzahl der dänischen Schiffe fort. Auf die Nachricht davon eilten die Dänen von Dobin an das Meer, besetzten die noch übrigen Schiffe und nöthigten die Ranen zu eiliger Flucht. Allein ihre Streitlust war durch diesen doppelten Unfall so abgekühlt worden, daß sie ihre Schiffe bestiegen und unbekümmert um ihre Landsleute, welche in die Gefangenschaft der Wenden gerathen waren, nach Hause segelten. Nach ihrem Abzuge ward die Belagerung Dobins zwar noch eine Zeit lang von den Deutschen fortgesetzt, aber hier wie vor Demmin trat bald Uneinigkeit und Zwietracht unter den Fürsten in so hohem Grade hervor, daß die Belagerung keine Fortschritte mehr machen konnte. Besonders waren es die Dienstleute der beiden mächtigsten weltlichen Fürsten, Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären, welche von jedem weiteren Kampfe abmahnten, indem sie hervorhoben, daß durch die Verwüstungen des Wendenlandes und den Krieg gegen dessen Bevölkerung der eigene Vortheil ihrer Lehnsherren, denen ja dieses Land gehöre, schwer geschädigt werde. Gegen solche und ähnliche Reden

vermochte die kriegseifrige Partei der Bischöfe und Geistlichen nichts auszurichten. Die Belagerung stockte daher und es kam zu keiner entscheidenden Unternehmung. Die Krieger waren kaum noch zu einem Angriffe zu bewegen, und schon schloß man zur Erleichterung der Belagerten wiederholte Waffenstillstände. Als diese sich nun vollends bereit erklärten, das Christenthum anzunehmen und die dänischen Gefangenen ohne Lösegeld freizugeben, ließen sich die Deutschen herbei, mit ihnen einen Frieden zu schließen, bei dessen Ausführung sie von den schlauen Wenden gar noch überlistet und betrogen wurden. Denn diese ließen sich zwar dem Scheine nach taufen, blieben aber im Inneren ihrem Götzendienste treu, und von den Gefangenen gaben sie nur die Altersschwachen heraus, die Rüstigen aber und zur Arbeit Tauglichen behielten sie zurück.

So war die große, mit so gewaltigen Mitteln ins Werk gesetzte Unternehmung, welche die Stämme des wendischen Volkes dem Christenthume für immer hatte gewinnen und der deutschen Herrschaft unterwerfen sollen, vollständig gescheitert, ja sie hatte nur dazu gedient, das gemishandelte Volk mit frischem Haß und lebhafterem Grimm gegen seine Dränger zu erfüllen. Der Gedanke, der sie hervorgerufen hatte, war eben ein durchaus verkehrter, und die Ausführung demgemäß eine schwächliche und klägliche. Nicht durch die erbarmungslose Verwüstung ihres Landes und das zwecklose Morden konnte der Trotz des wendischen Volkes gründlich gebrochen werden, sondern nur durch solche verständige Maßregeln, wie sie Adolf von Holstein in Wagrien begonnen hatte. Nicht

das Schwert des Ritters sondern der Pflug des Landmanns hatte die Kraft, das Wendenland endlich vollständig zu germanisiren. Spät erkannten das die Fürsten, welche an der Spitze des wendischen Kreuzzuges standen, aber sie erkannten es doch und, vielleicht durch den Ausgang des unglücklichen Unternehmens belehrt, haben sie von nun an andere Wege eingeschlagen, um ihren Zweck zu erreichen.

Zunächst sehen wir wieder den Grafen von Holstein in unermüdlicher Thätigkeit, seine hart mitgenommenen Schöpfungen aufs neue emporzurichten und das verwüstete Wagrien mit neuen Ansiedlungen niederländischer Bauern zu füllen. Er ward dabei auf das eifrigste von dem trefflichen Vicelin unterstützt. Mit dem Wendenfürsten Niklot schloß er neue Verträge, kaufte viele der in wendische Gefangenschaft Gerathenen los, stand den Heimgesuchten mit Rath und That zur Seite, linderte nach Kräften ihre Noth und ermunterte sie zu neuer angestrengter Thätigkeit. Freilich sah er sich bald in einen neuen Krieg mit dem dänischen Könige Suen verwickelt, der alsbald nach seiner Rückkehr aus dem Wendenfeldzuge den alten Hader mit seinem Nebenbuhler Knut wiederaufnahm. Aber obschon Suen an einigen flüchtig gewordenen Ditmarschen und unzufriedenen Holsteinern willkommene Bundesgenossen gewann, so gelang es nach mancherlei Wechselfällen des Glücks doch dem Grafen Adolf ihn so vollständig zu besiegen, daß er auf jede weitere Einmischung in die holsteinischen Verhältnisse verzichten mußte.

Fünfter Abschnitt.

Konrads Kreuzzug.

Nicht minder erfolglos als der Feldzug gegen die Wenden, aber in ihrem Ausgange noch weit unheilvoller und verderblicher sollte die große Heerfahrt in das Morgenland werden, deren Leitung der deutsche König selbst in die Hand genommen hatte.

Nach den Verabredungen, welche mit den Franzosen getroffen worden waren, brach das deutsche Kreuzheer zuerst auf und zog jenen vorauf durch Ungarn und Griechenland nach Konstantinopel. Das Osterfest 1147 feierte Konrad zu Bamberg, dann gieng er über Nürnberg nach Regensburg und von dort zu Schiffe die Donau hinab nach Ardacker in der baierischen Ostmark, dem jetzigen Oesterreich, wo er sein Lager aufschlug, um die von allen Seiten herbeiströmenden Heerhaufen der Kreuzfahrer zu erwarten. Fast täglich trafen hier neue Schaaren ein, so daß bald allein über 70,000 geharnischte Ritter beisammen waren, das schönste und glänzendste Heer, welches Germanien seit langer Zeit in fremde Lande aus-

gesandt hatte. Das Pfingstfest begieng Konrad noch auf deutschem Boden an den Ufern der Fischach. Bald darauf aber setzte er über die Leitha, den Grenzfluß zwischen Ungarn und Deutschland, und drang mit seinem Heere theils zu Lande, theils zu Schiffe auf der Donau in Ungarn ein. Bei dem feindlichen Verhältnisse, in welchem König Geisa seit jenem Versuche seines Nebenbuhlers Boris gegen Presburg zu dem deutschen Reiche stand, hätte der Gedanke nahe gelegen, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um jenen ganz vom Throne zu verdrängen, allein Konrad zog es im Hinblick auf die eigentlichen Ziele des Zuges vor, sich in friedlicher Weise mit dem Ungarnkönige zu verständigen. König Geisa bequemte sich zur Zahlung bedeutender Geldsummen und erkaufte damit die Schonung seines Landes und die Sicherheit seines Thrones. Langsam aber unaufhaltsam gieng der Zug des Kreuzheeres weiter. Während die Donauschiffe mit den auf ihnen befindlichen Pilgern bis nach Branitza fuhren, wo sie von diesen verlassen wurden, zog die Hauptmasse des Heeres auf dem südlichen Ufer des Flusses dahin, erlitt beim Uebergange über die reißende Drau nicht unerhebliche Verluste, setzte über die Sau und Morawa und vereinigte sich bei Branitza mit den zu Schiffe gekommenen Abtheilungen des Heeres. Vereint gieng dann der Weg das Thal der Morawa aufwärts, bis man die Grenze des griechischen Gebietes erreichte.

Wir kennen die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen der junge griechische Kaiser Manuel zu dem deutschen Könige stand. Konrad schien daher während

seines Durchzuges durch das Byzantinische Reich auf das Entgegenkommen und die freundliche Gesinnung der Griechen zählen zu können. In der That waren Manuel und Konrad nicht allein natürliche Bundesgenossen gegenüber den ehrgeizigen Bestrebungen des Königs Roger von Sicilien, sondern es lag für beide auch nahe, der seldschuckischen Macht in Kleinasien gegenüber gemeinsame Wege zu gehen. Zudem schien Manuels Persönlichkeit ganz dazu geeignet, die Zuneigung der Kreuzfahrer zu gewinnen. Ritterlich und tapfer bis zur Verwegenheit, liebte auch er die Aufregung des persönlichen Kampfes und den Reiz des Abenteuers. Bei den Kämpfen mit den Ungläubigen, die er vor der Ankunft des Kreuzheeres in Kleinasien zu bestehen gehabt, hatte man ihn mehr als einmal zu Ehren seiner Gemahlin mit dem einen oder anderen feindlichen Anführer eine Lanze brechen sehen. Aber er hielt unerschütterlich an den Anschauungen seines Großvaters und Vaters fest, daß nämlich die von den Kreuzfahrern zu machenden Eroberungen, soweit sie ehemals griechische Landschaften betrafen, ihm und seinem Reiche zuständen, und zugleich erfüllte ihn ein damals von Roger unternommener Angriff auf die Küsten und Inseln seines Reiches mit Besorgniß und Mistrauen gegen die Kreuzfahrer, denn nur durch den Heereszug der Deutschen nach Osten hatte Roger zu dieser Unternehmung freie Hand erhalten. Dennoch that er anfangs alles, was in seiner Macht stand, um den Zug derselben zu erleichtern. Als das Kreuzheer die griechische Grenze überschritt, sandte er ihm zwei Boten entgegen, um das Verhältniß zwischen den deutschen Heerführern und der

kaiserlichen Regierung zu ordnen. Wahrscheinlich forderten diese Gesandten damals auch von dem deutschen Könige das Versprechen, die künftigen Eroberungen in den ehemals griechischen Landschaften dem Kaiser herausgeben zu wollen. Was Konrad darauf erwiderte, ist nicht bekannt, wohl aber versicherte er, keine feindlichen Absichten gegen das griechische Reich zu hegen, und erhielt dagegen die Erlaubniß, die Verpflegung seines Heeres gegen baare Zahlung in den griechischen Ortschaften zu betreiben.

Das deutsche Heer nahm seinen Weg über Nissa und Sardika, das jetzige Sophia, nach Philippopel, anfangs in gutem Einvernehmen mit der griechischen Bevölkerung. Denn die Beamten des Kaisers hatten dafür gesorgt, daß in den größeren Ortschaften Lebensmittel in hinreichender Menge aufgehäuft worden waren. Aber schon hinter Sardika, als die Pilger den Paß der alten Porta Trajana überschritten hatten und nun in das reich angebauete Thal der Maritza hinabstiegen, begann das zuchtlose Plündern und Rauben, welches von nun an ihren Weg bezeichnete. Konrad war nicht im Stande, diesem wüsten Treiben zu steuern. Das Vieh ward vor seinen Augen von den Weiden getrieben, die ihr Eigenthum vertheidigenden Griechen erschlagen, die offenen Orte in Schutt und Asche verwandelt. In Philippopel selbst entstand über einen Gaukler, einen sogenannten Schlangenbeschwörer, dessen Künste den frommen Wallbrüdern als Teufelswerk erschienen, während sie von den anwesenden Griechen höchlich bewundert wurden, ein wilder Aufruhr. Es kam zu einem blutigen Handgemenge,

und in ihrer Wuth verbrannten die Deutschen die große Vorstadt der Lateiner und verwüsteten weithin die Umgegend.

Nach solchen Vorgängen schien es auch dem Kaiser Manuel gerathen, sich vorzusehen und auf alle Fälle kriegerische Vorkehrungen zum Schutze seiner Unterthanen zu treffen. Er sammelte in aller Eile ein kleines Heer, übergab den Befehl darüber einem tapferen türkischen Ueberläufer Namens Prosuch und befahl diesem, dem Kreuzheere stets in angemessener Entfernung zu folgen und die Plünderer und Räuber ohne weiteres als Feinde zu behandeln, ein Auftrag, den Prosuch mit Umsicht und Entschlossenheit erfüllte. Zugleich sandte Manuel dem Könige Konrad einen hohen Beamten seines Hofes, Andronikus Opus, nach Adrianopel entgegen, um jenen zu bewegen, nicht über Konstantinopel und weiterhin den Bosporus seinen Weg zu nehmen sondern weiter südwärts nach Sestus zu ziehen und dann am Hellespont nach Asien überzusetzen. Konrad und die übrigen deutschen Fürsten lehnten das ab, denn sie wollten die Straße nicht verlassen, auf welcher einst das erste Kreuzheer, Gottfried von Bouillon und seine Genossen, nach dem heiligen Grabe gezogen waren. Der unangenehme Eindruck dieser abweisenden Antwort ward noch erhöhet und zu gegenseitiger Erbitterung gesteigert durch die Vorgänge, welche inzwischen bei Adrianopel stattgefunden hatten. Hier war bei dem Weiterzuge der Kreuzfahrer in einem Kloster ein vornehmer Deutscher zurückgeblieben, weil er, von schwerer Krankheit befallen, dem Heere nicht mehr folgen konnte. Einige griechische Söldner, welche dies in Erfah-

rung brachten, zündeten, lüstern nach den Schätzen des Ritters, die Herberge an, um sich in der entstehenden Verwirrung die Habe des letzteren anzueignen. Aber das Feuer verzehrte nicht nur das Gebäude, in welchem der Kranke lag, sondern dieser kam auch selbst elendiglich in den Flammen um. Als die Kunde von dieser Frevelthat das deutsche Heer erreichte, kehrte Herzog Friedrich von Schwaben, der mit dem Könige bereits zwei Tagemärsche weiter gezogen war, noch einmal um und rächte den Tod des befreundeten Pilgers dadurch, daß er das ganze Kloster in Asche legte. Dem rasch herbeieilenden Prosuch gelang es jedoch, ihn durch ein glückliches Treffen zu schleunigem Rückzuge auf die Hauptmasse des Heeres zu nöthigen.

Jetzt entschloß sich Manuel in richtiger Erkenntniß der täglich drohender werdenden Lage zu ernstlichen und umfassenden Rüstungen. Er verstärkte die Besatzung der Hauptstadt, sammelte unter den Mauern derselben ein feldmäßig ausgerüstetes Heer und sandte dem Prosuch bedeutende Verstärkungen zu. Inzwischen gelangte das Kreuzheer über Longi bis in die Nähe Konstantinopels und lagerte sich am 7. September unweit von Chörobacchi, in einer fruchtbaren, reich bewässerten Ebene. Kaum aber hatten sie ihre Zelte aufgerichtet und nach dem beschwerlichen Marsche die ermüdeten Glieder zu nächtlicher Ruhe ausgestreckt, als ein schreckliches Unwetter losbrach, wie es nur in diesen südlichen Gegenden vorzukommen pflegt. Von heftigem Sturmwinde begleitet, entlud sich ein furchtbarer Wolkenbruch und füllte binnen kurzer Zeit die Bäche der Niederung, so daß diese ihre

Gewässer weithin über die Wiesen ergossen und bald alles vor sich niederreißend in das Lager der Deutschen drangen. Nichts vermochte der vereinigten Gewalt des Sturmes und Wassers zu widerstehen. Zelte, Pferde, Waffen, Menschen, alles wurde mit rasender Gewalt niedergeworfen, emporgehoben, dem nahen Meere zugeführt und zum Theil in die Tiefe geschleudert. Es war eine Verwirrung ohne Gleichen, Geschrei, Flucht oder Tod überall. Mit Mühe gelang es den meisten, das nackte Leben zu retten und sich in das Lager der Herzöge Welf und Friedrich von Schwaben zu flüchten, welches auf einem benachbarten Hügel aufgeschlagen und so vor den verheerenden Fluthen gesichert war. Kaiser Manuel ließ sich durch diesen Unfall der Kreuzfahrer zu einem nochmaligen Versuche bewegen, die alten freundschaftlichen Beziehungen zu dem deutschen Könige wiederherzustellen, indem er den letzteren zu einer Unterredung nach Konstantinopel einlud. Aber Konrad erwiderte schroff und hochmüthig, er sei dazu bereit, wenn ihm der Kaiser bis vor die Thore der Stadt entgegenkomme, und stellte noch andere, kaum weniger beleidigende Bedingungen.

Endlich, am 9. September, zwei Tage nach jenem Unfalle, erschien das deutsche Heer, durch die den Franzosen vorausgezogenen Lothringer verstärkt und wieder zu ansehnlicher Stärke herangewachsen, vor den Mauern der griechischen Hauptstadt, die von dicht gedrängten Neugierigen besetzt waren, welche den Vorüberzug oder auch die mit Sicherheit von ihnen erwartete Niederlage dieser ungeschlachten und trotzigen Riesen des Nordens durch die griechischen Truppen mit ansehen wollten. Beuteluſtig

stürzten sich die deutschen Krieger zuerst auf das Philopation, eine reiche Park- und Palastanlage vor dem goldenen Thore. Mit Kummer und Schmerz sah Manuel die Verwüstung der herrlichen Gärten mit ihren prachtvollen Sommerhäusern, ihren Wasserleitungen und ihren künstlichen Grotten und Teichen. Aber er wagte keinen Angriff auf das deutsche Heer zu unternehmen, welches in stolzer, herausfordernder Haltung an den Mauern Konstantinopels vorüber in die Vorstadt Pera zog, wo einst Herzog Gottfried gelagert hatte, wo es aber zwischen den beiden Meeresarmen leicht von den Griechen eingeschlossen und vernichtet werden konnte. In dem vollen Gefühle der wiedererlangten Sicherheit traf Kaiser Manuel seine Maßregeln, die darauf hinzielten, die großen Massen der deutschen Krieger so bald wie möglich und noch ehe die Franzosen mit ihrem Könige einträfen, nach Asien hinüberzulocken. Um seine Absicht um so sicherer zu erreichen, gab er sich den Schein, als wolle er diese Ueberfahrt und damit den ganzen weiteren Kreuzzug verhindern. Höhnend und aufreizend erwiderte er auf Konrads allerdings sehr klägliches Entschuldigungsschreiben in Bezug auf die von seinem Heere verübten Plünderungen und Verwüstungen: wenn der deutsche König offen seine Ohnmacht eingestehe, die Raubluft seiner Schaaren zu zügeln, so bleibe ihm seinerseits auch nichts übrig, als der Kampfbegierde seiner Truppen freien Lauf zu lassen. Zugleich ließ er sein Heer in Schlachtordnung ausrücken und that, als ob er einen ernsthaften Kampf herbeiführen wollte. Er erreichte vollkommen, was er beabsichtigte. Konrad brauste bei Empfang des kaiserlichen

Briefes heftig auf und forderte das kaiserliche Staatsschiff und die Reichsflotte zur Ueberfahrt über den Bosporus: im Weigerungsfalle, ließ er dem Kaiser sagen, werde er im künftigen Jahre wiederkommen und Konstantinopel belagern. Die deutschen Krieger aber stürzten bei dem Anblick des schlachtbereiten griechischen Heeres zu ihren Waffen, eilten in Unordnung dem Feinde entgegen und erlitten, von diesem mit Ruhe und Festigkeit empfangen, eine empfindliche Niederlage. „Wie ein zügelloses Roß den Reiter mit sich in den Abgrund reißt, so gefährdet ein zuchtloses Heer den Feldherrn," schrieb der griechische Kaiser nach diesem Siege an den deutschen König, welcher jetzt, damit das ganze Unternehmen nicht schon hier in unwillkommener Weise vereitelt werde, sich beeilte, die Ueberfahrt nach Asien zu bewerkstelligen, freilich nicht auf dem kaiserlichen Prachtschiffe, sondern auf den Handelsschiffen, die zufällig im Hafen lagen, und auf den Fischerkähnen, die eben zur Hand waren.

Als das deutsche Heer um die Mitte des Septembers seinen Fuß auf das asiatische Ufer setzte, standen griechische Beamten am jenseitigen Ufer des Bosporus und zählten die landenden Massen. Bis 900,000 sollen sie gekommen sein, da verwirrte der Andrang der Schaaren ihre Rechnung und sie gaben die Arbeit auf. Diese Angabe ist natürlich eine gewaltige Uebertreibung, aber bei der Schwierigkeit der Verpflegung war die noch immer große Zahl des Heeres vielleicht dessen gefährlichster Feind. Jedenfalls hätte Konrad wohl daran gethan, wenn er auf den Vorschlag eingegangen wäre, den ihm der Kaiser Manuel durch Stephan, einen dem deutschen

Heere nachgesandten Hauptmann der Warägischen Leibwache, machen ließ, und der dahin gieng, dem griechischen Kaiser einen Theil seines Heeres zum Kriege gegen Roger von Sicilien zu überlassen und als Ersatz dafür ein griechisches Hülfsheer mit seinen Truppen zu vereinigen. Er würde dann schwerlich die Treulosigkeit und Verrätherei der kleinasiatischen Griechen in dem Maße erfahren haben, wie er das that. Allein er lehnte stolz jede Kampfgemeinschaft mit den Griechen ab und begann seinen Weiterzug auf eigene Faust.

Dieser Zug durch Kleinasien sollte durch den eigenen Unverstand der Deutschen und durch den Verrath der Griechen ein überaus klägliches Ende nehmen und sich zu einer jammervollen Katastrophe gestalten. Bei der im Heere herrschenden Zucht- und Ordnungslosigkeit bewegte sich die Masse desselben nur sehr langsam vorwärts. So gelangte es von Chalcedon, wo es sich nach der Ueberfahrt wieder gesammelt hatte, nach Nikäa, aber schon hier erhob sich eine verderbliche Meinungsverschiedenheit unter den Fürsten über den weiterhin von ihnen einzuschlagenden Weg. Dies hatte zur Folge, daß sich die Bischöfe Otto von Freisingen und Udo von Zeitz von dem Hauptheere trennten und einen zwar längeren aber bequemeren und gefahrloseren Weg längs der Meeresküste einschlugen, während Konrad mit dem Hauptheere mitten durch Kleinasien auf derselben Straße einherzuziehen beschloß, welche einst die ersten Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon gewählt hatten. Unter Führung jenes Warägerhauptmanns Stephan gelangte man, da die mitgenommenen Vorräthe ausreichten, ohne große Verluste nach Doryläum,

wo Herzog Gottfried und seine Genossen vor Jahren einen ruhmvollen Sieg erfochten hatten, aber die Unordnung im Heere erreichte schon jetzt einen so hohen Grad, daß der König daran dachte, sich ganz von dem niederen Volke und dem Troß loszumachen, diese Leute auf einem gefahrlosen Wege nach Syrien zu senden und selbst nur mit den geharnischten Reitern den Weg über Ikonium fortzusetzen. Als diese Absicht des Königs ruchbar ward, erregte sie unter den armen Pilgern einen solchen Sturm der Entrüstung, daß Konrad von seinem Vorhaben abstand. Von Doryläum gieng der Weg ostwärts weiter durch wilde und wüste Berglandschaften. Hier begann die eigentliche Noth der Kreuzfahrer, denn auf den Rath der griechischen Führer hatten sie sich in Nikäa nur auf acht Tage mit Lebensmitteln versehen, nun waren diese längst verflossen, und Ikonium, bis wohin jene reichen sollten, ließ sich noch immer nicht sehen. Hunger und Anstrengungen hatten bereits das Heer erschöpft, und die griechischen Wegweiser hatten Mühe, die Ungeduldigen zu vertrösten. Am 11. Tage nach dem Aufbruch von Nikäa — es war der 26. October und eine Sonnenfinsterniß, welche eintrat, schien vielen ein Vorzeichen des hereinbrechenden Unglücks — waren die griechischen Führer plötzlich aus dem Lager verschwunden, sei es daß sie wirklich, wie man sie beschuldigt hat, Verräther waren oder daß sie ihr Leben von den aufgebrachten Deutschen für bedrohet hielten. Zugleich aber bedeckten sich die benachbarten Höhen ringsum mit den leicht berittenen Schaaren der Türken. Es entspann sich mit diesen eine Reihe von Scharmützeln, in welchen die Frische und

Gewandtheit der türkischen Reiter einen leichten Sieg über die unbeholfenen, durch Hunger und Mühsal erschöpften deutschen Reisigen davontrug. Eine Berathung des Königs mit den Fürsten fand statt, in welcher bei der trostlosen Lage, in welcher man sich befand, beschlossen wurde, den Rückzug nach dem Meere zu anzutreten, um sich dort mit den inzwischen angekommenen Franzosen zu vereinigen.

Dieser Rückzug mit seinen Schrecken vollendete die Niederlage der Kreuzfahrer. Von den Türken auf allen Seiten umschwärmt und beschossen, bald hier bald da, wo die Gelegenheit günstig schien, angefallen, durch die Mühseligkeiten des Weges zur Verzweiflung gebracht, löste sich das Kreuzheer bald in wilde, regellose Flucht auf. Vergebens müheten sich der König und die Fürsten ab, Ordnung und Haltung in die Massen zu bringen, vergebens fochten sie selbst mit gewohnter Tapferkeit und drängten die Feinde zurück, wo sie mit ihnen handgemein wurden. Am unermüdlichsten, die Nachhut zu führen und die unbewaffneten Pilger zu schützen, zeigte sich der wackere Graf Bernhard von Plötzkau, welcher, der letzte seines Stammes, von den Ufern der sächsischen Saale mit nach dem fernen Morgenlande gezogen war. Aber auch er erlag endlich den unablässigen Angriffen der Türken, die ihn und seine tapferen Gesellen aus der Ferne mit Pfeilen tödteten. Mit ihm verlor die Menge der Schwachen und Wehrlosen ihren letzten Halt. Jetzt suchte ein jeder, so gut es gieng, Nikäa zu gewinnen, und die letzten Bande der Ordnung, die das Heer zusammenhielten, lösten sich völlig auf.

Nur wenige Tage noch dauerte es, bis man das rettende Nikäa erreichte, aber dieses gelang nur einem kläglichen Reste des noch vor kurzem so schönen und stattlichen Heeres. Der Hunger und die Pfeile der Feinde hatten in entsetzlicher Weise in seinen Reihen gewüthet. Das Hauptheer der deutschen Kreuzfahrer war vernichtet, noch ehe es syrischen Boden betreten hatte und ohne auch nur einen offenen größeren Kampf bestanden zu haben. Die Zersetzung desselben erreichte in Nikäa selbst ihren Höhepunkt. Dort starben noch 30,000 Mann, theils an den Folgen der überstandenen Anstrengungen, theils an Hunger und Entbehrung. Von den Ueberlebenden kehrten die meisten nach Konstantinopel und in die Heimath zurück. Nur der König selbst, obschon er durch Pfeilschüsse eine doppelte Wunde davongetragen hatte, und ein verhältnismäßig kleiner Theil des Heeres harrten aus und waren entschlossen, einen neuen Versuch zu machen, um bis nach Syrien vorzudringen.

Inzwischen waren die Franzosen mit ihrem Könige glücklich und ohne wesentliche Verluste in Konstantinopel angekommen, und obschon auch sie mit den Griechen in mancherlei Zwistigkeiten geriethen, doch im ganzen besser als die Deutschen mit diesen fertig geworden. Sie lagerten jetzt an dem nördlichen Ende des Sees von Nikäa, als ihnen Friedrich von Schwaben und andere deutsche Herren die ersten Nachrichten von dem furchtbaren Schicksale brachten, welches das deutsche Heer betroffen hatte. Groß war die Theilnahme, welche die Franzosen ihren so schwer heimgesuchten Wallfahrtsgenossen erwiesen. Bald erschien auch Konrad selbst, niedergeschlagen und noch

krank an den erhaltenen Wunden. Weinend sanken sich die beiden Könige in die Arme. Dann wurde beschlossen, die Fahrt in treuer Gemeinschaft fortzusetzen.

Durch das Unglück der Deutschen gewarnt und auf den Rath ihres Königs beschloß man in einer zu Nikäa gemeinsam gehaltenen Berathung, den Weg am Rhyndakus entlang über Olubad und die Burg Esseron einzuschlagen und sich dann weiter über Philadelphia nach dem südöstlichen Kleinasien zu wenden. In Olubad, bis wohin sie allein zogen, erwarteten die Franzosen die deutschen Gefährten, welche vorerst in Nikäa zurückgeblieben waren. Denn König Konrad wollte die Reste seines Heeres erst wieder mit den nöthigen Waffen und Lebensmitteln versehen und den Zuzug der Herzöge Wladislaw von Böhmen und Boleslaw von Polen erwarten. Als er dann aufbrach, mußte er wieder die Feindseligkeiten der kleinasiatischen Griechen erfahren, welche durch die Plünderungen der voraufgezogenen Franzosen im hohen Grade gegen die Kreuzfahrer erbittert worden waren. Von den leichten Reitern und Bogenschützen derselben unaufhörlich beunruhigt, mußte der deutsche König bei den Franzosen und ihrem Könige um Hülfe bitten, damit er nur Olubad erreichen konnte. Ludwig sandte sogleich den Connetable Ivo von Nielle mit einer auserlesenen Schaar den Deutschen entgegen, welcher mit leichter Mühe die Griechen verjagte und die deutschen Wallbrüder nach Olubad geleitete, wo sich mit Genehmigung des französischen Königs einige lothringische und italienische Heerhaufen dem deutschen Könige anschlossen.

Um die Mitte Novembers erreichte man Esseron und wollte nun tiefer in das Land nach Philadelphia abbiegen, da man aber erfuhr, daß das Land diesseits Philadelphia sehr unfruchtbar sei, wurde wiederum auf Konrads Andringen beschlossen, einen weiten Umweg längs der Küste des Aegäischen Meeres zu machen. Allein auf dem kurzen Wege von Esseron nach Adramyttium verirrte sich ein großer Theil des Heeres in den Gebirgen und erreichte zuletzt, nicht ohne empfindlichen Verlust an Gepäck und Lastthieren, von einem aufgegriffenen griechischen Bauer geführt, Adramyttium. Fast zwei Monate dauerte dann der mühselige Marsch über Pergamum und Smyrna nach Ephesus, durch ein zwar fruchtbares aber feindliches Land, dessen Bewohner die Zuchtlosigkeit der Wallfahrer fürchteten, weshalb sie ihnen die Städte verschlossen, die offenen, von ihrer Bevölkerung verlassenen Ortschaften aber preisgaben. Am schlimmsten gieng es auch hier wieder den Deutschen, denn das anfängliche Mitleid ihrer französischen Genossen hatte nach kurzer Zeit weniger freundlichen Empfindungen Platz gemacht. Bittere Spöttereien über den armseligen Rest ihrer noch jüngst so glänzenden und übermüthigen Streitmacht, Entbehrungen aller Art, das demüthigende Gefühl ihrer Hülflosigkeit, alles dieses verleidete den Deutschen von Tag zu Tag mehr die längere Theilnahme an dem Unternehmen. Dazu kam, daß sich König Konrad ernsthaft krank fühlte, und so war ihm eine Einladung nicht unwillkommen, die er hier zu Ephesus von dem Kaiser Manuel erhielt, den Winter in Konstantinopel zu verbringen und sich hier unter der geschickten Behandlung griechischer Aerzte von

den Anstrengungen des asiatischen Feldzuges zu erholen. Mit Freuden ergriff Konrad die dargebotene Hand der Versöhnung, denn sie zeigte ihm den Weg, sich der unerquicklichen Lage zu entziehen, in die er gerathen war. Während also Ludwig von Frankreich, unbekümmert um die Warnungen des griechischen Kaisers vor der türkischen Uebermacht, den gefahrvollen Weg durch Kleinasien fortsetzte, befahl Konrad seinen Deutschen, sich zu Lande nach Konstantinopel zu begeben und bestieg selbst die ihm von Manuel bereitwillig zur Verfügung gestellten Schiffe.

In der Hauptstadt des griechischen Reiches ward ihm jetzt, da er machtlos und gedemüthigt zurückkam, die ehrenvollste Aufnahme und die sorgsamste Pflege bereitet. Mehr als einmal saß das kaiserliche Paar an seinem Krankenbette und verrichtete mit eigenen Händen die erforderlichen Dienste. Sobald seine Genesung fortschritt, war man eifrig darauf bedacht, ihn durch großartige Schaustellungen und Festlichkeiten, besonders durch jene Pferderennen, die eine Liebhaberei der Griechen waren, zu ergötzen oder wenigstens zu zerstreuen. Auch eine neue Familienverbindung zwischen den beiden Herrscherhäusern ward verabredet. Heinrich Jasomirgott, der Halbbruder des deutschen Königs, welcher seit dem Tode der ihm nur kurze Zeit vom Schicksal gegönnten Kaisertochter noch immer Wittwer war, verlobte sich mit Manuels Nichte Theodora. So gingen zwei Monate großentheils in Ergötzlichkeiten und Festen hin, aber länger ließ es den deutschen König in Konstantinopel nicht ruhen. Im März des Jahres 1148 schiffte er sich in Begleitung

seines Neffen Friedrich von Schwaben, seines Bruders Heinrich von Baiern und der übrigen Fürsten, die noch beisammen waren, nach Syrien ein, wo er ein neues Heer zu sammeln und die Scharte des vergangenen Jahres auszuwetzen hoffte. Mit größter Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit stellte ihnen Manuel die erforderlichen Fahrzeuge zur Verfügung und entließ seine Gäste mit reichen Geschenken. In der Mitte Aprils landeten der deutsche König und sein Gefolge im Hafen von Ptolemais an der syrischen Küste.

Inzwischen waren hier auch auf der einen Seite Ludwig von Frankreich, auf der anderen Konrads Bruder, der Bischof Otto von Freisingen, angekommen. Jener hatte mit seinem Heere, obschon er weiter als Konrad vorgedrungen war, zuletzt ein ähnliches Schicksal gehabt wie dieser. Mangel an Lebensmitteln und Unkunde des Weges hatten das französische Kreuzheer kaum weniger zu Grunde gerichtet als die Verrätherei der Griechen und die unausgesetzten Kämpfe mit den Ungläubigen. So verständig auch die Leitung des Königs war, so tapfer er und seine Barone auch fochten, das Heer erlag doch den widerwärtigen Verhältnissen, die sich zu seinem Untergange verschworen zu haben schienen. Nicht ohne Mühe erreichten seine Trümmer den Hafen Attalia an der Grenze der alten Provinzen Lycien und Pamphylien. Hier schiffte sich Ludwig mit ihnen nach Antiochien ein, wo sich auch diese Reste des französischen Heeres noch großentheils zerstreueten.

Kaum besser war es dem deutschen Heerhaufen unter dem Bischofe von Freisingen gegangen. Er war von

Nicäa aus gegen Westen an die Küste des Aegäischen Meeres und dann eine Strecke weit an der letzteren entlang gezogen. Zu Ende des Jahres 1147 war er in der Gegend von Laodicea am Lykus angelangt, ohne bisher nennenswerthe Verluste erlitten zu haben. Nun aber hatte er eine Reihe von Kämpfen mit den Türken zu bestehen, in welchen er viele Leute, unter ihnen den Grafen Bernhard von Kärnthen, einbüßte. Mit dem Haupttheil des Heeres jedoch gelang es dem Bischofe Otto sich durchzuschlagen und das Meer ostwärts von der Stadt Attalia zu erreichen. Hier ward er gegen Ende des Februars 1148 nochmals von den Türken angefallen und verlor in einem ungleichen Kampfe fast alle seine Begleiter. Otto selbst rettete sich mit den kümmerlichen Resten seiner Schaar auf die Schiffe, welche ihn im März nach der syrischen Küste brachten.

So vereinigten sich doch zuletzt alle die christlichen Wallfahrer, welche dem Hunger, den Entbehrungen und dem Schwerte der Türken entkommen waren, auf syrischem Boden, aber es waren nur die kläglichen Ueberbleibsel jener stolzen Heere, welche ausgezogen waren, um das Morgenland zu erobern. Dennoch wären diese christlichen Streitkräfte, welche jetzt in Syrien zusammentrafen, vielleicht immer noch im Stande gewesen, im Verein mit den dortigen Christen einen günstigen Umschwung in der Lage der dortigen Dinge herbeizuführen, wenn sie einträchtig zusammengehalten und nach einem verständigen, erreichbaren Ziele gestrebt hätten. Denn auch die Zustände unter den Seldschucken ließen sich dazu nicht ungünstig an. Imad Eddin Zenki, der unermüd-

liche Feind der Christen, war am 15. September 1146 von einem Mameluken ermordet worden, und in seine Herrschaft hatten sich die beiden Söhne getheilt, von denen der jüngere, Nur Eddin, freilich den syrischen Christen bald noch furchtbarer als sein Vater werden sollte. Diesen Wechsel der Herrschaft benutzte Graf Joscelin, um das verlorene Edessa zurückzuerobern, aber er vermochte die Stadt, da er nirgend Unterstützung fand, nicht zu behaupten. Nur Eddin zog mit gewaltiger Macht heran, schlug den Grafen in einer blutigen Schlacht und vertilgte das schöne und reiche Edessa völlig vom Erdboden.

Gegen diesen wilden Feind hätten sich die vereinigten Streitkräfte der Christen wenden sollen, allein im Frühling 1147 hatte sich der junge König Balduin von Jerusalem in einen leichtsinnigen Krieg mit dem Vezier oder Reichsverweser Muin Eddin Anar von Damaskus gestürzt, mit dem seine Vorgänger auf dem Throne kluger Weise ein freundschaftliches Einvernehmen unterhalten hatten, und als nun der deutsche König nach kurzem Aufenthalte zu Ptolemais nach Jerusalem kam, suchte man ihn hier durch alle Mittel der Schmeichelei und der Ueberredung zu einem Feldzuge gegen Damaskus zu bestimmen. Bei seinem Einzuge in die heilige Stadt ward er vom Könige, dem Patriarchen, der Geistlichkeit, dem Volke auf das feierlichste empfangen, unter kirchlichen Lobgesängen eingeholt und nach seiner Wohnung geführt, die man ihm in der Burg der Templer bereitet hatte. Konrad war schwach genug, seine bessere Ueberzeugung, die ihn zur Wiedereroberung Edessas trieb, zu

opfern und sich zu einer Unternehmung gegen Damaskus bereit zu erklären. Sobald er die heiligen Stätten besucht und an denselben sein Gebet verrichtet hatte, eilte er über Samaria nach Ptolemais zurück, um hier die zu Schiff ankommenden Pilgerschaaren zu einem neuen Kreuzheere zu sammeln. Seinen und den Vorstellungen des Patriarchen von Jerusalem gelang es dann, auch den französischen König, der sich von Antiochien nach Tyrus begeben hatte und hier ähnliche Rüstungen wie Konrad in Ptolemais betrieb, für den beabsichtigten Angriff auf Damaskus zu gewinnen.

Um die Mitte des Juli vereinigten sich die Heerschaaren der Deutschen, Franzosen und Jerusalemiten bei Tiberias und zogen von da nordwärts nach Pannas. Nach Ueberschreitung des Antilibanon stiegen sie in der vorher festgesetzten Schlachtordnung, König Balduin mit seinen Rittern voran, dann die Franzosen unter ihrem Könige und endlich Konrad mit den Deutschen, in die lachende Ebene hinab, in welcher Damaskus liegt. Hier hatte Anar die umsichtigsten Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Die ausgedehnten Gärten und Lustwälder, welche von dem Barrady durchströmt und von zahllosen Kanälen und Gräben durchschnitten waren, bildeten mit ihren Grenzmauern, Wartthürmchen und Lusthäusern auf der Westseite der Stadt, von woher der Angriff der Christen drohete, einen Vertheidigungsabschnitt, den die Mohammedaner noch durch künstliche Wehrmittel nach Kräften verstärkt und mit ihren besten Truppen besetzt hatten. Auf diese Stellungen erfolgte am 24. Juli der erste Angriff des Kreuzheeres. König Balduin stürzte

sich mit den Seinigen unmittelbar vom Marsche aus auf den Feind, und obgleich anfangs von der Uebermacht zurückgeschlagen, drang er doch zuletzt auf den engen Wegen unwiderstehlich vor, eroberte Plantage auf Plantage mit stürmender Hand, zerstörte die Mauern und Thürme und warf jeden Widerstand siegreich vor sich nieder. Erst am Ufer des Flusses Barrady machten die weichenden Muselmänner Halt und sammelten sich von neuem. Anar mit den Tapfersten seiner Krieger eilte selbst herbei, unter ihnen der Emir Ejub, der Stammvater des später berühmt gewordenen Geschlechtes der Ejubiden, und seine Söhne, von denen der älteste in dem bald entstehenden Gemetzel seinen Tod fand, der damals eilfjährige Salaheddin hier vielleicht zum ersten Male das kriegerische Ungestüm der Christen kennen lernte, deren unerbittlichster und gefährlichster Gegner er später werden sollte.

Zwei Sturmangriffe, welche König Balduin unternahm, wurden mit mörderischem Nachdruck abgeschlagen. Da durchbrach plötzlich König Konrad, unbekümmert um die verabredete Schlachtordnung, die französischen Schaaren vor ihm und stürzte sich mit seinen Deutschen mitten in den Kampf. Den schmetternden Hieben ihrer Streitäxte und zweihändigen Schwerter, mit denen sie, von den Pferden gesprungen, auf die Feinde eindrangen, vermochten diese nicht zu widerstehen. Sie flohen in Verwirrung und Hast der Stadt zu, nachdem sie viele der Tapfersten auf der Wahlstatt gelassen hatten, unter diesen einen Türken, dem der gewaltige Arm des deutschen Königs Haupt und Schulter mit einem Streiche vom

Rumpfe getrennt hatte. Der Sieg war vollständig, und hätten die Christen die erste Bestürzung darüber benutzt, sie würden ohne Zweifel Damaskus, wo alles in Verwirrung war und die Einwohner schon ihre Habseligkeiten zu eiliger Flucht zusammenpackten, erobert haben. Allein die Kreuzfahrer ließen ihren Gegnern reichliche Zeit, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Beute- und zerstörungslustig zerstreueten sie sich in den reichen Gärten, ohne sich weiter um die geschlagenen Feinde zu kümmern. Diese aber entfalteten bald eine große Regsamkeit, die erlittenen Verluste wieder gut zu machen. Anar ließ die nach den Plantagen führenden Straßen verrammeln, sandte zu den Fürsten von Mossul um Hülfe und suchte durch öffentliche Ausstellung des von dem Kalifen Othman geschriebenen Korans auf den Fanatismus seines Volkes einzuwirken. Nun kehrte das Vertrauen in die Brust der Muselmänner zurück. Schon am folgenden Tage (25. Juli) unternahmen sie einen Ausfall, in Folge dessen sie sich in einem Theile der Gärten zu behaupten vermochten. Als sie dann aber den erwarteten fremden Zuzug erhalten hatten, fielen sie in der Morgendämmerung des 26. Juli abermals die Christen an, tödteten viele derselben, und wiederholten diese ermüdenden Angriffe fast täglich.

Jetzt riß unter dem Heere der Belagerer Muthlosigkeit und, was schlimmer war, Hader und Zwietracht ein. Viele von den deutschen und französischen Bischöfen und Baronen waren der ganzen, wie es ihnen schien, nutzlosen Kämpfe längst überdrüssig und sehnten sich nach der Heimkehr. Den Ausschlag gab ein schändlicher Ver-

rath der syrischen Christen im Heere, welche jetzt ebenso eifrig darauf bedacht waren, den Krieg zu beendigen, wie sie ihn früher leichtsinnig heraufbeschworen hatten, ja welche nach manchen Berichten von Anar geradezu durch Geld bestochen gewesen sein sollen. Auf ihren Rath verlegte man das Lager aus den schattigen und kühlen Gärten auf der Westseite der Stadt nach Osten und Süden, wo ihren Versicherungen zu Folge die Mauern nur schwach seien und die Stadt nicht durch ein ähnliches Gewirr von Gartenanlagen, Gräben und Mauern geschützt war. Als man aber an dem bezeichneten Orte anlangte, erkannte man bald die Verrätherei der Jerusalemiten. Es war eine wasserlose, kahle Ebene, wo das Heer sich lagern sollte, und die Mauern der Stadt hier so hoch und fest, daß man eine regelmäßige Belagerung hätte beginnen müssen. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob sich in den Reihen der deutschen und französischen Krieger. Am 28. Juli begannen sie ihren Rückzug nach Jerusalem, nicht ohne von den Türken vielfach beunruhigt und geschädigt zu werden, voran die Deutschen, dann zögernd und nur mit Widerstreben der französische König und sein Gefolge.

In der heiligen Stadt angekommen, beschlossen die Könige nun zwar, um doch eine nützliche und rühmliche Waffenthat im Morgenlande ausgeführt zu haben, in Gemeinschaft mit den Jerusalemiten die Belagerung der türkischen Festung Askalon, aber sie mußten auch hier wieder die Unzuverlässigkeit und Tücke ihrer syrischen Glaubensgenossen erfahren. Denn als sie bei Joppe, welches man zum Sammelplatze des Belagerungsheeres

bestimmt hatte, ankamen, war von den Truppen des Königs Balduin nichts zu sehen, und acht Tage lang wartete man vergeblich auf ihr Erscheinen. Das war denn selbst dem gutmüthigen deutschen Könige zu viel. Am 8. September schiffte er sich zu Ptolemais, wohin er sich mit dem Reste seiner Getreuen begeben hatte, nach Europa ein. Mit dem Keime einer tödtlichen Krankheit kehrte er aus dem Morgenlande heim, voller Enttäuschung außerdem und niedergeschlagen über die völlige Erfolglosigkeit der Unternehmung und die Fruchtlosigkeit so vieler Mühen, Sorgen, Anstrengungen und Opfer, welche der Kreuzzug gekostet hatte. In Thessalonich traf er mit dem Kaiser Manuel zusammen und ließ sich von diesem bestimmen, noch einmal einen längeren Aufenthalt in Konstantinopel zu nehmen. Hier ward das alte Bündniß gegen Roger von Sicilien zwischen den beiden Herrschern erneuert und erhielt durch die jetzt wirklich vollzogene Vermählung des Herzogs Heinrich von Baiern mit der Prinzessin Theodora sowie durch die Verabredung einer ehelichen Verbindung von Konrads jungem Sohne Heinrich mit einer anderen Nichte des griechischen Kaisers seine Besiegelung. Mit dem festen Versprechen, alsbald nach seiner Rückkehr eine Heerfahrt gegen den Normannenfürsten in Italien zu unternehmen, verließ Konrad im Februar **1149** Konstantinopel und landete, nachdem er an der Küste des Adriatischen Meeres entlang gefahren war, in Pola, von wo er sich nach Aquileja begab. Er gedachte schon jetzt das Versprechen zu erfüllen, welches er dem griechischen Kaiser gegeben, und mit einem aus Italien und Deutschland gesammelten Heere

Roger von Sicilien mit Krieg zu überziehen. Allein die üblen Nachrichten, welche er aus Deutschland erhielt, bestimmten ihn, sobald als möglich und auf dem kürzesten Wege in die deutsche Heimath zurückzukehren.

Sechster Abschnitt.

Konrads letzte Kämpfe und sein Ende.

In Deutschland war die Reichsregierung während der Abwesenheit des Königs von dessen unmündigem, viel versprechenden Sohne Heinrich geführt worden, welchen Konrad, wie erzählt worden ist, vor seinem Aufbruch nach dem heiligen Lande zum Römischen Könige hatte wählen lassen. Außer dem Erzbischofe Heinrich von Mainz, dem nach uraltem Rechte in diesem Falle die Leitung der Geschäfte zustand, hatte Konrad diesem seinem Sohne noch den erfahrenen und geschäftsgewandten Abt Wibald von Stablo und Corvey zum Berather gesetzt und ihn namentlich dem Wohlwollen und Schutze des Papstes empfohlen. Eugen III. war denn auch eifrig bemühet gewesen, seinen Einfluß in Deutschland nach Kräften geltend zu machen. Hatte er auch zunächst auf die Hoffnung verzichten müssen, durch deutsche Waffen in die ewige Stadt zurückgeführt zu werden, so suchte er doch die augenblicklich für ihn günstigen Verhältnisse in Deutschland möglichst zu seinem Vortheile auszubeuten.

In den letzten Wochen des Jahres 1147 kam er selbst nach Deutschland. Am 30. November hielt er seinen glänzenden Einzug in Trier. Auf weißem Zelter, umgeben von den Bischöfen Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens, zu beiden Seiten die Erzbischöfe von Trier und Cöln, gefolgt von der unabsehbaren Menge der niedrigen Geistlichkeit, der Bürger und des Volkes, so zog er in die alte Römerstadt ein. Drei Monate, bis gegen Ende Februar 1148, blieb er in Trier, von dem Erzbischofe Albero auf das prächtigste und freigebigste bewirthet. Nicht wie ein aus seinem Besitzthum vertriebener Flüchtling, sondern als das geistliche Oberhaupt der Christenheit, ja auch in weltlichen Dingen als der Gebieter des Abendlandes trat er auf. Durch seine Vermittelung wurden die lothringischen Fehden, welche von neuem ausgebrochen waren, geschlichtet, unter seinem Beistande die polnischen Verhältnisse berathen, durch seine Entscheidung der Abtei Fulda, der ältesten Klosterstiftung des mittleren Germaniens, ein neuer Abt aufgedrungen. Den Erzbischof Arnold von Cöln lud er wegen angeblicher Simonie vor eine Kirchenversammlung nach Rheims, und als jener dort nicht erschien, untersagte er ihm vorläufig alle Verrichtungen seines Amtes. Auch Erzbischof Heinrich von Mainz, welcher mit dem neu erwählten und vom Papste bestätigten Bischofe Eberhard von Bamberg in Zwistigkeiten gerathen war, mußte sich nach einigem Sträuben, und obschon sich der junge König Heinrich selbst für ihn verwandte, vor dem Papste demüthigen.

Inzwischen erhielten die Zustände in Deutschland durch die vorzeitige Rückkehr Welfs VI. aus dem Morgen-

lande ein beunruhigendes und drohendes Ansehen. Vergebens hatte sich König Konrad während des Kreuzzuges bemühet, den halsstarrigen und streitsüchtigen Mann durch huldreiche und aufmerksame Behandlung zu gewinnen. Welf verließ unter dem Vorwande, daß seine Gesundheit das Klima des Südens und die Beschwerden des Krieges nicht länger ertrage, zu jener Zeit das syrische Land, als die beiden Könige des Westens sich zu der Unternehmung gegen Damaskus anschickten. Er nahm seinen Rückweg in die Heimath über Sicilien und Italien, traf in Palermo mit dem Könige Roger zusammen, mit welchem er schon früher Verbindungen unterhalten hatte, und ließ sich durch die zuvorkommende und schmeichelhafte Aufnahme, welche er am normannischen Hofe fand, sowie durch bedeutende Geldspenden zu einem Bündnisse mit dem Normannenfürsten bewegen, welches seine Spitze gegen den noch in Syrien weilenden deutschen König richtete. Die ausgesprochene Absicht dieses Bündnisses gieng dahin, gegen Konrad eine große Verbindung der den Staufern feindlich gesinnten Mächte zu Stande zu bringen, für welche man außer Heinrich dem Löwen und dem Herzoge Konrad von Zähringen sogar Konrads Neffen, Friedrich von Schwaben, zu gewinnen hoffte. Welf übernahm es, diese Fürsten für eine Erhebung gegen den König zu bearbeiten, erhielt zu diesem Zwecke Briefe an dieselben von Roger und verpflichtete sich für seine Person eidlich so wie durch Stellung von Geißeln, daß er alsbald nach seiner Ankunft in Deutschland den Kampf gegen den König oder dessen Regierung beginnen wollte. Dieses Bündniß des Welfischen Hauses mit den Normannen

war die Antwort auf die zwischen Konrad und dem griechischen Kaiser Manuel getroffenen Verabredungen und es erreichte vollständig seinen Zweck, den deutschen König zunächst an der gegen Roger von Sicilien beabsichtigten Unternehmung zu verhindern.

Die Kunde von diesen drohenden Verwickelungen erhielt man in Deutschland zuerst durch eine Mittheilung des Römischen Senates, welcher den Gefährten Welfs, der selbst nur heimlich die Stadt zu betreten gewagt und sich dann schnell wieder entfernt hatte, die erwähnten Briefschaften abnahm und dieselben nach Deutschland sandte. Bald aber erschien Welf persönlich in der schwäbischen Heimath und bekundete durch einen plötzlichen Einfall in die Besitzungen des Staufischen Hauses, daß diese Nachrichten nicht aus der Luft gegriffen waren. Nun hatte zwar Konrad bereits im Frühjahre 1149 seinen Neffen, den Herzog Friedrich von Schwaben, auf dessen treue Ergebenheit er trotz mancher früheren Irrungen und trotz der Ansicht der Verbündeten glaubte zählen zu können, von Konstantinopel durch Ungarn nach Deutschland vorausgesandt, und Friedrich war auch in Schwaben sogleich mit aller Entschiedenheit gegen die unruhigen Staufischen Dienstmannen eingeschritten, welche die lange Abwesenheit ihres Herzogs und des Königs zu mancherlei Gewaltthat misbraucht hatten. Allein die Kunde von Welfs Erhebung, verbunden mit der Gewißheit, daß seine Feinde auch den Mann für sich zu gewinnen trachteten, welchen er gerade bestimmt hatte, ihren Plänen entgegenzutreten, schien dem deutschen Könige so bedenklich, daß er, die Absicht eines Feldzuges gegen Roger aufgebend, schleu-

nigst nach Deutschland aufbrach. Das Pfingstfest (1149) feierte er bereits in Salzburg und am 29. Mai sah er sich zu Regensburg von seinem Sohne, dem jungen Könige Heinrich, und vielen süddeutschen, namentlich baierischen Großen nach zweijähriger Abwesenheit aus dem Reiche begrüßt. Ende Juli kam er dann auch zu Würzburg mit den sächsischen Fürsten zusammen und am 15. August eröffnete er einen allgemeinen Reichstag zu Frankfurt, von welchem man sich entschiedene Maßregeln gegen den rebellischen Welf versprach. Allein während der Verhandlungen erkrankte der König an einem schleichenden Fieber, welches bis in das nächste Jahr hinein dauerte, ihn tagelang an das Bett fesselte und ihn zu einer fast völligen Unthätigkeit verdammte. Die Beschwerden des Kreuzzuges und die mancherlei Widerwärtigkeiten und Kränkungen, welche er während desselben erfahren, hatten — so scheint es — die rüstige, ja riesige Körperkraft, welche ihm früher eigen gewesen war, gebrochen, und die Folgen davon hemmten ihn jetzt zu höchst ungelegener Zeit in seinen Unternehmungen. Bis in den Anfang des Februar 1150 hinein, wo wieder ein Reichstag zu Speier stattfand, konnte Konrad sich so gut wie gar nicht mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen. Den Krieg gegen den aufständischen Welf mußte er seinem Sohne, dem jungen Könige Heinrich, überlassen.

Welf hielt sich, so lange des Königs Krankeit dauerte, ruhig auf seinen Burgen, obschon er auch aus Ungarn von dem Könige Geisa Hülfstruppen erhalten hatte. Vielleicht hoffte er auf ein baldiges Ende des Königs. Erst als Konrad seiner Genesung entgegengieng, nahm er den

Krieg wieder mit größerer Lebhaftigkeit auf. In dem Schlosse Horburg an der Jaxt, unweit der Gegend, wo damals die Grenzen von Franken, Baiern und Schwaben zusammenstießen, stand Konrads Sohn Heinrich mit starker Macht, um die Bewegungen Welfs und seiner Genossen zu beobachten. Mitten im Winter — zu Anfang Februar — führte dieser sein Heer in die Staufischen Besitzungen nördlich von der Donau und unternahm die Belagerung der nur zwei schwache Tagemärsche von Heinrichs Lager entfernten Burg Flochberg, deren Trümmer noch heute in der Nähe von Bopfingen ins Land schauen. Er mochte wohl dem jungen Königssohne nicht zutrauen, daß er ihn in der Berennung des Schlosses stören werde. Dieser aber brach mit Reitern und Fußvolk von Horburg auf, erreichte nach anderthalbtägigem Marsche Flochberg und bot dem Feinde die Schlacht. Welf wollte der Entscheidung ausweichen. Er hob die Belagerung auf und begann einen schleunigen Rückzug. Allein Heinrich setzte ihm nach, schickte ihm seine Reiterei auf die Fersen und zwang ihn endlich, fünf Meilen von Flochberg, standzuhalten. Die Schlacht endete mit einer vollständigen Niederlage Welfs. Sein Heer wurde in alle Winde zersprengt, ein großer Theil desselben erschlagen, dreihundert Ritter gefangen. Er selbst entrann mit wenigen Begleitern unter dem Schutze der hereinbrechenden Nacht von der blutgetränkten Wahlstatt.

Nach Speier, wo König Konrad damals Hof hielt, kam die Botschaft von diesem Siege, durch das Gerücht, wie es zu geschehen pflegt, in maßloser Weise vergrößert. Welf selbst, hieß es, und sein Truchseß Gundebald seien

gefangen, fast das ganze Heer im Kampfe oder auf der Flucht umgekommen. Bald aber trafen genauere Nachrichten ein, und wenn Konrad in der ersten Aufwallung der Siegesfreude gemeint hatte, er könne jetzt den Zug nach Italien unverweilt antreten, so stellte sich bald bei nüchterner Ueberlegung die Ansicht bei ihm fest, daß Welf zuvor völlig unschädlich gemacht werden müsse. Wibald von Corvey drang mit aller Entschiedenheit und jener geschmeidigen Beredtsamkeit, die ihm eigen war, auf Maßregeln der äußersten Strenge, um endlich einmal Ruhe vor diesem stets zur Auflehnung und Empörung geneigten Welfischen Hause zu erlangen. Der erste Schrecken, das war sein Rath, müsse benutzt werden, der König mit aller Macht über den geschwächten Welf herfallen, ihn selbst aus dem Lande jagen und die Gefangenen mit der vollen Schärfe des Gesetzes strafen: sie seien als Empörer und Friedensbrecher sämmtlich dem Tode verfallen. Dagegen machte sich jedoch eine mildere Ansicht mit Erfolg geltend, deren Vertreter Konrad von Zähringen, besonders aber Friedrich von Schwaben waren: „es streite gegen menschliches und göttliches Recht, in so grausamer Weise gegen Gefangene zu verfahren, über Welf selbst habe der Himmel gerichtet, und dem Könige werde es wohlanstehen, wenn er jetzt die Sache vor einem Fürstengerichte in schonender Weise zum Austrage bringe.“ Wibald mußte sich fügen, und Herzog Friedrich übernahm die friedliche Vermittelung zwischen seinen beiden Oheimen. Auf welchen Grundlagen dieser Friede zu Stande kam, ist nicht genau bekannt. Gewiß ist, daß Welf sich dem Könige unterwarf und für die

Zukunft Ruhe gelobte, wogegen Konrad die Gefangenen freigab und dem besiegten Gegner das schwäbische Dorf Märdingen an der Schutter bei Donauwörth sowie gewisse Gefälle aus der Reichskammer zu Zürich überließ. Wahrscheinlich mußte Welf gegen diese Vergünstigungen auf alle seine Ansprüche und angeblichen Rechte an dem Herzogthume Baiern verzichten.

Inzwischen hatte Roger von Sicilien, noch ehe ihn diese Niederlage Welfs seines deutschen Bundesgenossen beraubte, einen anderen, weit mächtigeren und bedeutsameren Genossen seiner Pläne und Entwürfe gefunden. Als König Ludwig von Frankreich auf seiner Rückfahrt aus dem heiligen Lande Ende Juli **1149** nach Calabrien kam, traf er mit Roger in Potenza zusammen, und hier verabredeten beide Könige einen gemeinsamen Angriff auf das griechische Reich, gegen dessen Beherrscher Ludwig in Folge der auf dem Kreuzzuge ihm von griechischer Seite widerfahrenen Behandlung im höchsten Grade aufgebracht war. Auch Papst Eugen III., welcher sich alsbald nach seiner Rückkehr aus Deutschland und Frankreich dem Normannenfürsten genähert hatte, blieb diesen Plänen nicht fern, und von dieser Seite — so scheint es — ward jetzt der Versuch unternommen, den deutschen König, wenn nicht gleichfalls für den Krieg gegen den Kaiser Manuel, so doch zu einem unthätigen Zuschauen bei der beabsichtigten Niederwerfung und Beraubung seines Bundesgenossen zu gewinnen. Bernhard von Clairvaux richtete zu Anfang März **1150** durch die Vermittelung Ottos von Freisingen ein in diesem Sinne gehaltenes Schreiben an den deutschen König. Aber Konrad wies

die Zumuthung, das Bündniß mit dem Byzantinischen Hofe zu brechen, voller Entrüstung zurück. Durch wiederholte Gesandtschaften nach Konstantinopel ließ er vielmehr den Kaiser Manuel von den Umtrieben, welche gegen ihn gesponnen wurden, in Kenntniß setzen, auf das unzweideutigste und bestimmteste ihn seiner unverbrüchlichen Treue versichern. Zugleich drang er jetzt um so eifriger auf die schon früher in Aussicht genommene Vermählung seines Sohnes Heinrich mit einer Nichte des griechischen Kaisers. „Unsere Feinde," schrieb er an die Kaiserin Irene, „die durch trügerische Ränke uns zu berücken und zu trennen gedenken, sollen erfahren, daß unsere Eintracht ihnen zum Trotz unauflöslich bestehen wird."

Wieder dachte der König jetzt ernstlich an eine Heerfahrt nach Italien. Er sandte die Bischöfe Ortlieb von Basel und Hermann von Constanz über die Alpen, um abgesehen von der Regelung mancher anderer Angelegenheiten dem Papste und den Italienern seine baldige Ankunft zu verkünden. Aber wieder trat ihm die Abneigung und der Ehrgeiz des Welfischen Hauses hindernd in den Weg. Dieses Mal war es nicht Welf, der die Ruhe Deutschlands mit einer neuen Empörung bedrohete, sondern dessen Neffe, der inzwischen zum Manne herangereifte Herzog Heinrich der Löwe.

Heinrich hatte seit dem fruchtlosen Kreuzzuge gegen die Wenden sich unablässig damit beschäftigt, seine Macht zu erweitern und namentlich in den dänischen und slavischen Gegenden sein Ansehen zu befestigen. Nicht wenig gelang ihm dieses dort durch den glücklichen Feldzug des

Jahres 1148, welcher das trotzige Volk der Ditmarschen für den an dem Grafen Rudolf von Stade begangenen Mord zu züchtigen bestimmt war, hier durch die unausgesetzten Heerfahrten, durch welche er die wendische Bevölkerung heimsuchte, und durch die eiserne Strenge, mit welcher er die einmal unterworfenen Stämme in Gehorsam zu halten wußte. Mit dieser Zunahme seiner Macht und seines Ansehens wuchs auch sein Selbstgefühl. Der von den unterworfenen Wenden rücksichtslos eingetriebene Tribut füllte seinen Schatz, seine Dienstmannen wußte er durch Aussicht auf Gewinn und Beute, bald auch durch Verleihung des den Wenden abgenommenen Landes unbedingt an sich zu fesseln, der freundlichen Gesinnung der meisten übrigen sächsischen Fürsten konnte er damals noch gewiß sein. Nicht mit Unrecht machte ihm indeß die Geistlichkeit den Vorwurf, daß es ihm mehr um die Unterdrückung und Aussaugung der Wenden als um ihre Bekehrung zu thun sei, denn in der That zeigte Heinrich nach dem Tode des Erzbischofs Adalbero von Bremen unverhohlen eine solche Gesinnung.

Adalberos Nachfolger wurde jener Hartwig von Stade, mit welchem der Herzog bereits in früherer Zeit unfreundliche Berührungen gehabt hatte. Einem der vornehmsten sächsischen Geschlechter entsprossen, von eifriger kirchlicher Gesinnung beseelt und von großen Entwürfen erfüllt, kann man ihn wohl seinem Vorgänger Adalbert vergleichen, welcher in Heinrichs III. Tagen danach gestrebt hatte, Bremen zu einem Rom des Nordens zu erheben. Mit ähnlichen Plänen scheint sich auch Hartwig getragen zu haben, aber die Zeiten waren zu ihrer Ver-

wirklichung nicht günstig. Abgesehen von der Abneigung des Papstes, auf solche Bestrebungen einzugehen, traf er bei dem Herzoge Heinrich auf den entschiedensten Widerstand. Eugen III., welchen der Erzbischof im Jahre 1149 in Italien besuchte, ließ sich zwar bereit finden, in die Wiederherstellung der wendischen Bisthümer Aldenburg, Ratzeburg und Meklenburg zu willigen, weiter aber giengen seine Zugeständnisse nicht. Dennoch griff Hartwig auch so schon mit eifriger Hand zu. Am 11. October 1149 weihete er zum Bischofe von Aldenburg den trefflichen Vicelin und zum Bischofe von Meklenburg Emmehard, ein anderes Mitglied der Genossenschaft von Faldera.

Aber der sächsische Herzog nahm diese ohne sein Vorwissen und seine Einwilligung geschehene Einsetzung von Bischöfen in seinen wendischen Landschaften, in denen er als fast unumschränkter Herr waltete, eben so übel auf wie sein mächtigster Vasall, Graf Adolf von Holstein. Der letztere legte sogleich Beschlag auf den Aldenburger Zehnten, und als sich Vicelin darüber beschwerend an den Herzog wandte, erhielt er von diesem zur Antwort, daß jene Beschlagnahme des Zehnten nur aufhören würde, wenn er sich eine vorherige Einsetzung in das Bisthum seitens des Herzogs gefallen lasse. Vicelin zögerte, dieses zu thun, indem er darauf hinwies, daß die Investitur der Bischöfe ein königliches Vorrecht sei. Da erwiderte ihm Heinrich von Wieda, einer von des Herzogs Dienstleuten: „Thue, was man von dir fordert, denn weder der König noch der Erzbischof kann dir in dieser Sache nützen, wenn mein Herr dir zuwider ist,

welchem Gottes Gnade allein dieses ganze Land zu eigen gegeben hat." Auf des Erzbischofs Hartwig Weisung weigerte sich Vicelin dennoch, um die Einsetzung in sein Bisthum bei Heinrich zu bitten, dafür mußte er aber den hemmenden Einfluß des Herzogs bitter empfinden. Heinrich begnügte sich nicht damit, ihm nach wie vor den Zehnten im Aldenburgischen Sprengel vorzuenthalten, sondern er entzog ihm auch manche andere Güter wieder, die früher der Aldenburger Kirche geschenkt worden waren. Auf Vicelins Klagen hatte er immer nur die eine Antwort, daß er ihm gern in allem behülflich sein werde, sobald er die ihm gestellte Bedingung erfüllt habe. Endlich mußte sich der Aldenburger Bischof zu dem bequemen, was man von ihm verlangte. Zu Lüneburg empfieng er die Belehnung mit dem Bisthum aus der Hand des Herzogs, welcher keine selbständige kirchliche Gewalt in den von ihm unterworfenen wendischen Landschaften dulden wollte.

So trat Heinrich der Löwe bereits damals in Sachsen auf, aber schlimmer und für den König beunruhigender war es, daß er zugleich seine Forderung der Zurückgabe Baierns unter Drohungen und Rüstungen erneuerte. Vergebens suchte Konrad, um Zeit zu gewinnen, ihn auch jetzt wieder durch unbestimmte Versprechungen hinzuhalten. Heinrich war des Wartens überdrüssig und rüstete mit aller Macht zu einem Kriegszuge nach Baiern. Seine Gemahlin, Clementia von Zähringen, ließ er unter dem Schutze des treuen Adolf von Holstein in Lüneburg zurück, während er selbst an der Spitze eines zahlreichen und trefflichen Heeres nach Süddeutschland aufbrach.

Noch einmal gelang es Konrad, durch Zugeständnisse die drohende Entscheidung hinauszuschieben. Auf einem Hoftage, welcher am 11. Juni 1151 in Regensburg zusammentreten sollte, versprach er die baierische Angelegenheit zu untersuchen und über dieselbe nach Fürstenrecht und des Reiches Gewohnheit zu entscheiden. Heinrich ließ sich bestimmen, einstweilen und bis zu dieser Entscheidung die Waffen ruhen zu lassen. Auf den Welfischen Besitzungen in Schwaben, welche ihm seine Gemahlin zugebracht hatte, beschloß er den in Aussicht genommenen Reichstag zu erwarten.

Der König benutzte die ihm gegönnte Frist, um die Spaltung zu beseitigen, welche in Utrecht über die Wahl eines Nachfolgers des im November 1150 verstorbenen Bischofs Hartbert stattgefunden hatte, und die Fehde zu schlichten, welche darüber in den unteren Rheingegenden ausgebrochen war. Wie wenig das Ansehen der Krone galt, mußte er auch bei dieser Gelegenheit erfahren, als er zu Nymwegen, wo er um die Mitte des Mai 1151 weilte, die Utrechter Bürger zu bestimmen suchte, den von ihnen zum Bischof gewählten Friedrich von Hovele fallen zu lassen und dem von der Geistlichkeit und dem hohen Adel des Stiftes erkorenen Hermann zu huldigen. Die Utrechter wiesen seine Ermahnungen mit der höhnischen Antwort zuück, daß die Bischofswahl eine rein kirchliche Sache sei, über welche die Entscheidung nicht dem Könige sondern dem Papste zustehe. Dann bestiegen sie, von dem ihnen gewährten sicheren Geleite geschützt, ihre in der Waal liegenden Schiffe und fuhren den Rhein hinab nach Hause. Später haben sie sich freilich dazu

bequemen müssen, den verschmäheten Hermann als ihren Bischof anzuerkennen. Ganz nach des Königs Wunsche fiel dagegen fast um die nämliche Zeit die Wahl eines neuen Erzbischofs von Cöln aus, nachdem der durch Eugen III. vom Amte entfernte Arnold am 3. April 1151 den vielfachen Kränkungen erlegen war, welche ihm das Zerwürfniß mit dem Papste bereitet hatte. Man wählte Konrads Kanzler Arnold, den zweiten dieses Namens, zu seinem Nachfolger, da man von seiner kräftigen Persönlichkeit die Beseitigung der in dem Erzstifte eingerissenen Zerrüttungen erwartete, und Konrad ertheilte mit Freuden dem Gewählten die Belehnung mit dem Erzbisthume.

Noch war der für die Regensburger Versammlung bestimmte Tag nicht herangekommen, als der König schon wieder Veranlassung hatte, aufrührerischen Bewegungen, dieses Mal in Baiern, entgegenzutreten. Es waren die Söhne des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, welche, vielleicht im Zusammenhange mit den Welfischen Umtrieben und Bestrebungen, die Waffen gegen die Reichsgewalt erhoben hatten. Unter diesen Umständen verlief der Regensburger Tag, auf welchem Heinrich der Löwe nicht einmal erschienen zu sein scheint, ohne Ergebniß für die Beilegung des Zwistes mit dem Welfischen Hause, aber in Bezug auf die damit zusammenhängende Erhebung der Wittelsbacher wurde der Reichskrieg gegen die letzteren beschlossen. Konrad selbst fiel, gleich nachdem die Versammlung auseinandergegangen war, mit Heeresmacht in ihre Besitzungen, belagerte die pfalzgräfliche Burg Kellheim an der Donau und zwang den alten Pfalzgrafen,

sich für die Ruhe seiner Söhne, von denen er einen als Geißel stellen mußte, zu verbürgen.

Mitte September hielt der König dann wieder einen großen Reichstag zu Würzburg. Es scheint nicht, daß man hier über die baierische Angelegenheit und den Ausgleich mit Heinrich dem Löwen verhandelt hat, wohl aber kam wiederum die Heerfahrt über die Alpen zur Sprache, ja zu ernstlicher Erwägung. In Gegenwart zweier Römischer Cardinal-Legaten gelobten sämmtliche anwesende Fürsten ihre Theilnahme an dem beabsichtigten Zuge. Von diesem erfreulichen Ergebnisse des Reichstages unterließ Konrad nicht dem Kaiser Manuel Kunde zu geben, welcher im vergangenen Frühling den König nochmals an sein Versprechen gemahnt und sich sogar erboten hatte, persönlich an dem Zuge theilzunehmen und mit einem griechischen Hülfsheere zu der deutschen Streitmacht zu stoßen. Zugleich giengen Gesandte nach Italien, um mit den italienischen Seestädten die Anzahl der von ihnen zu stellenden Schiffe und Mannschaften zu verabreden.

So schien es, als ob der seit so lange und schon so oft beabsichtigte Heereszug gegen Roger von Sicilien nun doch zur Ausführung kommen sollte. Aber noch stand Heinrich der Löwe drohend in Schwaben, und unmöglich konnte Konrad ernstlich daran denken, Deutschland auf längere Zeit zu verlassen, ohne vorher die mit dem mächtigen Herzoge schwebende Streitsache endgültig beigelegt zu haben. Daß sich der Welfe nochmals würde vertrösten lassen, war kaum anzunehmen, und so lieh der König den Rathschlägen einiger Fürsten, besonders des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, ein geneigtes Ohr,

welche darauf hinausliefen, die ganze Welfische Bewegung durch einen plötzlichen Angriff auf Sachsen und auf Heinrichs norddeutsche Erbländer zu ersticken. Die Umstände schienen diesem Plane nicht ungünstig zu sein. Nicht überall in Sachsen war die Stimmung gegen den Herzog dieselbe. Schon damals hatte er manchen durch die Schroffheit, mit welcher er auftrat, verletzt. Mit dem mächtigsten sächsischen Fürsten nach ihm, eben mit Albrecht dem Bären, lag er wegen der Erbschaft des auf dem Kreuzzuge gebliebenen Grafen Bernhard von Plötzkau in offenem Hader, die Bischöfe des Landes, an ihrer Spitze Hartwig von Bremen, waren über Heinrichs Verfahren in Bezug auf die Wendischen Bisthümer höchlich aufgebracht, und selbst unter den übrigen weltlichen Großen hatte er, wenn nicht offene Feinde, so doch stille Neider seines Glückes und seiner Macht. Von diesen Verhältnissen war der König durch seinen Kaplan Heribert, welcher damals Sachsen bereiste, um die Stimmung zu erforschen, genau unterrichtet. Es war daher natürlich, daß Konrad kein Bedenken trug, auf den, wie es scheint, hauptsächlich von Albrecht dem Bären entworfenen Plan einzugehen, wonach er plötzlich in Sachsen erscheinen und, während der Herzog in Schwaben festgehalten würde, sich Braunschweigs und der übrigen festen Orte desselben bemächtigen sollte.

Zu Altenburg, in der Mitte des November, wurden die letzten Verabredungen zu dem Unternehmen zwischen Konrad und dem Brandenburger Markgrafen getroffen. Dann eilte der König nach Würzburg, um die Ausführung der Anordnungen zu überwachen, welche

Heinrich verhindern sollten, Schwaben zu verlassen. Sobald er sich überzeugt hatte, daß seinem Gegner alle Ausgänge aus dem Lande versperrt seien, machte er sich auf den Weg nach Sachsen. Ueber Erfurt erreichte er im December Goslar und setzte sich von hier gegen Braunschweig in Bewegung. Er war bis wenige Wegstunden von der Stadt gekommen und lagerte in der Nähe des Klosters Heiningen, als die alles in Bestürzung versetzende Nachricht einlief, Heinrich habe durch List die königlichen Truppen in Schwaben getäuscht, sei verkleidet und nur mit drei Genossen der ihm gelegten Schlinge entgangen und nach fünftägigem Ritt unter dem Jubel der Seinigen in Braunschweig angekommen. So hatte er, wie einst sein Vater in ähnlicher Lage, mit einem kühnen Streich alle Gewebe seiner Widersacher zerrissen, wie damals floh der König in schimpflicher Eile aus dem Lande, dessen fast unblutige Eroberung ihm noch eben als so sicher erschienen war.

Aber die Wirkung dieser Niederlage erwies sich in jeder Hinsicht als weit verderblicher und verhängnißvoller als die jener früheren. Damals war der König im Beginn seiner Regierung vor einem übermächtigen, erfahrenen Gegner zurückgewichen, um nicht die Krone, welche er eben erst sich aufs Haupt gesetzt hatte, dem Ausfalle eines zweifelhaften Kampfes preiszugeben: jetzt floh er nach langen Jahren des Herrschens vor einem kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglinge, in einem Augenblicke, wo er im Begriff stand, langjährige, mit Sorgfalt vorbereitete politische Pläne zur Ausführung zu bringen. Der italienische Zug, die endliche Abrechnung mit dem

Normannenfürsten, die ganzen Bestrebungen seiner letzten Jahre schienen mit einem Schlage vereitelt. Mächtiger und drohender als je, im Bewußtsein frisch errungener Erfolge, mit dem Staufischen Geschlechte nun schon durch die Eifersucht und den Haß von Jahrzehnten entzweit, stand das Welfische Haus in Nord- und Süddeutschland da. Man hat behauptet, daß die Krankheit, welche den König bald nach diesen Miserfolgen befiel, durch italienische, im Solde des Königs Roger stehende Aerzte zu tödtlichem Ausgange gesteigert worden sei. Aber es ist doch wohl auch ohne diese Annahme begreiflich, wie die seit dem Kreuzzuge tief erschütterte Gesundheit Konrads einem neuen Fieberanfalle, zu welchem sich der Verdruß über die gescheiterte Unternehmung und die Sorge um die unausbleiblichen Folgen derselben gesellten, erliegen konnte. Zu Bamberg im Anfange des Februar erkrankt, fühlte er bald, daß seine Tage gezählt seien. Seine letzten Gedanken und Sorgen dreheten sich um die Zukunft des Reiches, dessen glanzvolle Krone ihm die Demüthigungen und Kränkungen eines erfolglosen Strebens so wenig erspart hatte. Wie einst der erste König aus fränkischem Stamme, dessen Namen er trug, in ähnlicher Lage sterbend den Beweis selbstverleugnender Vaterlandsliebe gegeben, so zeigte auch Konrad III. in den letzten Stunden seines Lebens, daß ihm die Wohlfahrt des Reiches höher stehe als alle Rücksichten persönlicher Neigung. Von seinen zwei Söhnen war der ältere, jener hoffnungsvolle Heinrich, welchem er früher die Krone zugedacht hatte, bereits im Jahre **1150** gestorben, der jüngere, Friedrich, später nach dem Mittelpunkte der großen fränk-

kischen Reichsvogteien der Herzog von Rothenburg genannt, noch ein unmündiges Kind. Konrad empfahl daher seinen Neffen, den in manchen schwierigen Verhältnissen bereits erprobten Friedrich von Schwaben, von dessen persönlicher Stellung man auch am ehesten die Beilegung des Zwistes mit den Welfen erwarten konnte, den Fürsten zur Nachfolge im Reiche. Ihn ernannte er zum Vormund seines Sohnes, ihm übergab er die Reichskleinodien mit sterbender Hand. Bald darauf, am 15. Februar — es war an einem Freitage — verschied er zu Bamberg. In dem dortigen Dome, der herrlichen Stiftung des frommen Kaisers Heinrich II., hat er seine irdische Ruhestätte gefunden.

Druckfehler.

S. 10, Z. 1 v. u. lies: Schaum=.
S. 113, Z. 13 v. u. lies: gedacht.
S. 115, Z. 10 v. o. lies: Heveller.
S. 148, Z. 19 v. o. lies: von selbst.

Halle, Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei.

Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, herausgegeben von Gymn.-Director Dr. Otto Nasemann:

1. Band. **Das Leben Karls des Großen.** Nach Einhard und dem St. Galler Mönch von Dr. Moritz Berndt. 1864. 8 1/4 Bog. 8. cart. 10 Sgr., geb. 15 Sgr.
2. = **Heinrich der Erste** und **Otto der Große.** Nach Widukind von Corvey bearb. von Dr. Moritz Berndt. 1864. 13 1/2 Bog. 8. cart. 15 Sgr., geb. 20 Sgr.
3. = **Hamburg-Bremen, die Missionsstätte des scandinavischen Nordens.** Mit Zugrundelegung der Hamburger Kirchengeschichte Adams von Bremen, bearbeitet von Prof. Dr. Moritz Berndt. 1866. 15 Bog. 8. cart. 20 Sgr., geb. 25 Sgr.
4. = **Kaiser Heinrich** II. von Adolf Cohn. 1867. 17 Bog. 8. cart. 25 Sgr., geb. 1 Thlr.

Arndt, F., Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen. Mit einem Portrait der Prinzeß Wilhelm von Preußen in Kupferstich. 1867. 20 Bog. 8. geh. 1 Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Corssen, Prof. Dr. **W., Alterthümer und Kunstdenkmale des Cisterzienserklosters St. Marien und der Landesschule zur Pforte.** Mit Zeichnungen von J. Bormann u. Fr. Hossfeld, Holzschnitten von Klitzsch & Rochlitzer in Leipzig. 1868. 45 Bog. Text. hoch 4. Mit 11 Tafeln in Bunt- u. Tondruck, einer Karte des Saalthales und 99 in den Text gedr. Holzschn. geh. 5 Thlr. 10 Sgr., in Leinwandband 6 Thlr.

Friedberg, Prof. Dr. **Emil, Aus deutschen Bussbüchern.** Ein Beitrag z. deutsch. Culturgesch. 1868. 6 3/4 Bog. 8. geh. 10 Sgr.

Lambert, Dr. **E. M.** (Coll. am Kgl. Pädag. zu Halle), **Die Entwickelung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter.** Aus den Quellen dargelegt. 1865. 2 Bde. 38 Bog. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

— — **Das Hallische Patriziat.** Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Städteverfassungen des Mittelalters. 1866. 8 1/4 Bog. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Langbein, W., Prof. a. d. Friedr.-Wilh.-Schule zu Stettin, **Bilder aus den ersten Kreuzzügen.** Für die reifere Jugend bearbeitet. 2. Ausg. 1869. 12 Bog. cart. in farb. Umschlag. 15 Sgr.

Lucae, Dr. **C., Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide** in seinen Grundzügen geschildert. 1867. 2 1/4 Bog. 8. geh. 5 Sgr.

Opel, J. O., Onno Klopp und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 1862. 7 Bog. 8. geh. 15 Sgr.

— — **Wallenstein im Stift Halberstadt.** 1866. 7 Bog. gr. 8. geh. 15 Sgr.

— — und Dr. **A. Cohn, Der dreißigjährige Krieg.** Eine Sammlung von historischen Gedichten und Prosadarstellungen. 1862. 33 Bog. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.